

„ Nach dem Komma geht's noch weiter ...doch: wenn ich weiter geschlafen hätt...“

Eine sehr persönliche, also ganz und gar subjektive homiletische Jahresreise in die Norddeutsche Tiefebene

„Doch wenn ich weiter geschlafen hätt
und tät von alledem nichts wissen.

Würd mir was fehlen?
Würd ich's vermissen?“

(Th. Fontane)

I: Wie es dazu kam

Nun fängt also die Zeit „im Ruhestand“ an. Von „Unruhestand“ wird ja oft etwas selbstgefällig gesprochen, damit's für jedermann deutlich ist: Es geht noch weiter. Es ist noch so viel zu tun. Und abgeschrieben bin ich noch längst nicht. Bei mir ist's zunächst durchaus ein „Ruhestand“. Ich hab Zeit, hier und da noch ein kleines Vorträglein, es schmeichelt, wenn man noch gebraucht wird, nicht zu schnell vergessen ist. Aber es ist doch viel Zeit da, Zeit zum Nachdenken, zum dahintrödeln, hier und da alte Kameraden wieder aufsuchen, von damals zurück zu den Anfängen, damit es beginnen kann sich zu runden. Ja, Zeit ist vorhanden. Auch dazu, ohne beruflichen Erfolgsdruck in die Gottesdienste zu gehen, mal hier, mal da, nicht „a la carte“ wie ein Oberlandeskirchenrat auch etwa selbstverliebt sagte, sich also de Rosinen herauszupicken, sondern ganz normal und alltäglich hier und dort, wie für jedermann. Ohne Druck, ohne Muss, ohne Zwang.

Fast 40 Jahre lang –von 1964 bis 2003- war der Gottesdienst (und die Predigt! Die vor allem! Das geb ich unumwunden zu!) Mittelpunkt des privaten und beruflichen Lebens. Und keinen Gottesdienst hab ich „ganz privat“ erlebt. Stets war da die Frage: Was nehm ich da mit? Soll ich's auch so machen? Kann ich's nicht besser machen? Natürlich wurde diese Frage nicht offen gestellt –gehört sich auch nicht- sondern man besucht ja den Gottesdienst um Gottes willen, als hörendes Gemeindeglied. Jede Gottesdiensttheorie sagt das. Aber ein Profi ist doch immer im Dienst und auch nachts wenn er träumt, fragt er sich (am Morgen, wenn er vom Alptraum/schönen Traum aufgewacht ist), wie kann ich das für die nächste Predigt verwenden. War die Nacht erfolgreich für meinen Dienst? Gibt man nicht zu, gehört sich nicht, ist aber so. Fast 40 Jahre also im Beruf, über 1500 Gottesdienste, über 900 neue Predigten. Weniger noch als bei Landpastoren, die jeden Sonntag „in die Bütt“ müssen, da bin ich besser dran, dank „Auszeiten“ vom Predigtendienst und anderen Privilegien, aber dafür hat's auch zu meinem Beruf gehört, über das Predigen nachzudenken, es zu lehren, anderen das „richtige Predigen“ beizubringen. Also selbst predigen, so oft es geht, so gut es geht, so persönlich es geht (mein Lebensthema!), mit Lust und narzisstischen Selbstgewinn predigen – und in der nötigen wissenschaftliche Distanz darüber reflektieren, analysieren, es propagieren (gegen die Mode der Wort-Müdigkeit, Wort-Verdrossenheit, „ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen...“) in unserer dürftigen Zeit. Damit ist also nun Schluss! ‚Satis est‘ nach fast 40 Jahren. Und das ist gut so.

Was war? Was soll noch kommen? Soll noch was kommen? Muss noch was kommen? „Ein Christ ist immer im Dienst“. Wohl wahr. Kann man nicht einfach beiseite schieben. Und so drängt's mich, das aufzuschreiben, zunächst noch ganz ungeordnet, was „ohne Druck, ohne Muss, ohne Zwang“ dann doch ganz schnell wieder entstanden ist. Es ist verrückt. Es ist paradox. Ich habe viel Zeit, muss nicht müssen, kann frei gestalten, muss nichts aufschreiben, keine Predigt konzipieren, keine neue Theorie entwerfen, muss mich für mein Tun nicht rechtfertigen, brauche keine Publikum mehr – und tu es doch! Frag nicht warum! S. Freud und all die Seinen hätten schöne Erklärungen dafür. Ich selbst auch. Lass ich beiseite, nehme hin wie es ist, gestatte mir die Hintergrundreflexionen hübsch beiseite zu legen, und gebe mich dem hin, was halb-bewusst, halb-gewollt, zunächst nicht, ganz und gar nicht geplant mir so zugefallen ist, Zu-Fall, Ein-Fall –von wem, stell ich dahin- in mein nun pensionsreifes Leben. Vielleicht –reflektiere ich nun doch- bin ich doch noch zu sehr im Beruf, hab noch nicht genügend Abstand, rotiere also immer noch im Tretmühlen-Käfig des Versuchskaninchens, das immer im Kreise läuft und das Rad vorantreibt. Vielleicht ist's aber auch durchaus ein Stück ‚Freiheit‘ (vielleicht an dieser Stelle noch ein zu großes Wort) im neuen „Status“. Auf jeden Fall ein Versuch, den neuen „Stand“ zu gestalten und zu ordnen.

Ich war also nach der offiziellen glorreichen Pensionierung endlich frei. Konnte tun und lassen was ich wollte. Keine Verpflichtungen mehr. Kannst tun, was du willst. Was soll ich tun? Gartenarbeit und Autowaschen und Stühlerücken und Familienpalaver und Küchenarbeit liegen mir nicht, hab ich nie gekonnt, wollte ich nicht können und bin noch nicht reif genug, es zu lernen. Was also tun? Das, was ich schon immer konnte, das was ich „drauf“ habe, wo ich mich leidlich sicher fühle (in vielen Dingen des praktischen Lebens bin ich so unsicher, das ich es mir nur in den allerbesten Stunden nach zwei Glas Wein eingestehe). Was also tun? Sonntags die Gottesdienste besuchen, neugierig, was die andern machen, wie es die anderen machen. Jeden Sonntag in einer anderen Gemeinde., Flächendeckend die hannoversche Tiefebene –ich wohne in einem Vorort von Hannover-abgrasen. Nicht in meiner Ortsgemeinde, sondern immer woanders. Also 50x im Jahr. Davon hab ich immer geträumt. Wie predigt man landauf - landab, wie hält man den Gottesdienst im Durchschnitt? Also nicht in den Kathedralen und bei denen, die als gut und hörenswert gelten. Sonden hier und da und zufällig überall. Irgendwann war dieser Gedanke eben einfach da. Und ich konnte mich sehr schnell damit anfreunden. Ein Jahr lang jeden Sonntag woanders. Hannover hat eine Tageszeitung, in der am Freitag immer alle Gottesdienstorte samt PredigerIn aufgelistet sind (sind so ca. 100 Gelegenheiten, eine halbe Seite ganz kleingedruckt im Lokalteil – zu Weihnachten im Übrigen fast eine ganze Seite, imponierend, dieses kirchliche Omnipräsenz, zum mindesten quantitativ).

Wie nun den Gottesdienst/den/die Prediger/in auswählen? Es ist nun so, dass ich sehr viele Pastoren/innen unvermeidlich schon berufsmäßig kenne, kennen muss. Lange Jahre war ich am Predigerseminar Ausbilder der Vikare, lange Jahre, da ist es unvermeidlich, dass man die halbe Landeskirche kennt, viele „durch meine Hände“ gegangen sind. Ich merke es bei jüngeren Kollegen. Wer unter 40 ist, kennt mich kaum (es sei denn, er ist homiletisch interessiert und hat irgendwelche Schriften von mir gelesen), wer über 40 ist, kennt mich unvermeidlich, entweder persönlich, weil ich ihm/ihr irgendwann in der Ausbildung begegnet bin oder weil er/sie literarisch nicht an mir vorbei kann. So ist es. Und von den 100 Prediger/innen in und um Hannover kenne ich etwa die Hälfte ganz gut, zum Teil persönlich, weil ich sie ausgebildet habe, mit ihnen studiert habe, weil sie in der Ausbildung Kollegen gewesen sind, oder vom Hörensagen, weil sie in anderen Seminaren waren oder sonst wie in Erscheinung getreten sind. Ich kenne sie: Was ist aus ihnen geworden? Wie predigen sie heute? Hat unsere Ausbildung – einfühlsame empirische Homiletik versus steile kerygmatische Homiletik- etwas ausgetragen? „Erzählend predigen! Positiv predigen!

Persönlich predigen! Hörerorientiert predigen! Schichtenspezifisch predigen! Sprechaktbewusst predigen!“ und wie die Schlagworte alle hießen. Was ist draus geworden? Ich ab mir also die Prediger/innen ausgesucht, die ich kenne, von denen ich gelernt habe, die von mir gelernt haben, vor 30 Jahren anno 1974ff., und habe ihre Gottesdienste besucht. An jedem Sonntag war ich woanders. Spannend immer am Freitag in die Zeitung zu schauen, wer ist wo dran? Ich habe das zunächst nicht getan, um das niederschreiben. Um wieder – vielleicht ein Buch draus zu machen. Ich hab’s einfach aus Neugierde getan, l’art pour l’art, „um nichts zu suchen, das war mein Sinn“, und doch –es geht nicht anders- fand ich dann was. Nach dem vierten so besuchten Gottesdienst kam mir die Idee: Sollst du das nicht einfach aufschreiben? Zunächst nur für dich selbst.- Und mal sehen, was daraus wird. Und so hab ich angefangen –nach dem vierten Gottesdienst- es aufzuschreiben. Bin jetzt also, wo ich dies niederschreibe, noch ganz am Anfang. Ich weiß nicht, ob ich das ein ganzes Jahr lang durchhalte. Aber ich habe mir vorgenommen, jeden Sonntag, den unser lieber Herrgott werden lässt, einen anderen Gottesdienst in unseren hannoverschen Landen zu besuchen von Prediger/innen, die ich persönlich kenne, aus langer Zeit, und zu sehen, was heute in den Jahren 2003/2004 draus geworden ist, wie die „homiletische Großwetterlage“ und die nach 68-er Predigtlage zu Beginn des 21. Jahrhunderts aussieht. Hat es gefruchtet, was wir im Eifer der Entdeckung der empirischen Homiletik (Ernst Lange und andere in Ehren!) entdeckt haben, was wir mit Verve und missionarischen Eifer propagiert haben – oder gilt das leicht resigniert-abgeklärte Wort Theodor Fontanes für meinen all-sonntäglichen Gottesdienstbesuch: „Doch wenn ich weiter geschlafen hätt – und tät von alledem nichts wissen – würd mir was fehlen - würd ich’s vermissen?“

So bin ich nun dabei, Sonntag für Sonntag in eine andere Gemeinde zu pilgern, meine liebe Kollegen „abzuhören“ und mir hinterher an jedem Sonntag Nachmittag einige Notizen zu machen, so oder so. Und ich denke –einigen Sonntage nehme ich mir frei, es ist ja kein Muss- es kommen so 50 Sonntage und Gottesdienste und Kollegen zusammen, in einem Jahr oder auch etwas mehr. „Homiletische Jahresreise 2003/2004“ also, und manchmal ist’s natürlich auch eine liturgische, obwohl darauf –subjektiv wie alles ist- nicht mein Schwerpunkt liegt, niemals gelegen hat. Das Wort und nicht der Ton macht die Musik bei mir. Andere mögen sich daran ärgern, das freut mich sogar, aber so ist es nun mal.

Ach ja, eine kleine Anmerkung kann ich mir an dieser Stelle nicht verkneifen. Es gibt ja unter uns Praktischen Theologen einen unausgetragenen Streit (nicht gern zugegeben), was denn nun am Gottesdienst wichtiger sei: die Liturgie oder die Predigt und so stehen sich gegenüber die feinsinnigen Liturgen und die wortverliebten Homiletiker. Ich hab zeitlebens betont, dass das kein Gegensatz sei, dass ich als nun mal ausgewiesener Homiletiker auch großen Wert auf die Liturgie lege und der Gottesdienst samt Predigt –wenn er und sie gelingen- als „Gesamtkunstwerk“ verstehe. Aber die feinsinnigen Liturgen unter uns (die sich im protestantischen Umfeld stets in die zweite Reihe gedrängt fühlen) haben mir das nicht abgenommen ich bin nie angekommen und aufgenommen wurden von den Liturgikern. Wohl doch ein etwas elitären ölkchen, diese gregorianischen Müßiggänger. Hab zwar auch ein Buch über den Gottesdienst geschrieben¹, aber es ist stets freundlich ignoriert worden, obwohl darin auch durchaus Vernünftiges steht. Ich gehöre also –bin dazu gemacht worden- zu den Homiletikern und also hab ich’s am Ende akzeptiert, musste ich ja wohl. Daher also nur ein „Homiletische Jahresreise“ und keine „liturgische“. Wie käme ich denn dazu, auch noch diesen Anspruch erheben zu wollen Hin und wider lässt es sich aber doch nicht vermeiden, dass etwas Liturgisches hineinrutscht, grad wenn der Gottesdienst tatsächlich mal ein in sich geschlossenes Gesamtkunstwerk ist. Verzeihung also, wenn ich dann ganz laienhaft etwas zur Liturgie sage. Es ist immer nur ganz Nebenbei und mir professionellem Vorbehalt gesagt.

Und das also ist –wie oben gesagt: sehr persönlich, bewusst also ganz und gar subjektiv, doch darin eben auch ganz objektiv- das Ergebnis meiner Besuche, meiner Betrachtungen, meiner pensionsreifen Beleuchtungen der homiletischen und gottesdienstlichen Szene in Hannover

¹ A. Denecke, Treffpunkt Gottesdienst – Gottesdienst und Predigt in Kontakt mit der Gemeinde, Gütersloh 1983

und Umland. Es sind meine Eindrücke, meine Beobachtungen, meine Einschätzungen und unvermeidlich damit natürlich auch meine Wertungen. Andere werden die Gottesdienste und Predigen sicher anders erleben. Doch keiner kann aus seiner Haut, hier also seiner pastoral-theologischen Haut. Das sollten wir uns ohne Umschweife eingestehen.. Die ‚Objektivität‘ des Gesagten liegt in der bewusst und offen eingestanden ‚subjektiven‘ Wahrnehmung.

II. Das Kaleidoskop all-sonntäglicher Gottesdienst-Besuche in der norddeutschen Tiefebene - Ein Landschaftsgemälde -

1.

Ich beginne bei einem guten Freund, mit dem ich studiert und zusammen in Hildesheim das Predigerseminar besucht habe. Ein wirklich guter Freund, ich hab ihn stets geschätzt, weil er so originelle Ideen hat, sehr belesen ist, Fontane, Rilke, Stifter, Brecht, Grass und all die anderen, „ein weites Feld“ – und immer wieder hat er ein kleines Fündlein, das er mir stolz vorzeigt. „Kann man doch für die Predigt gut verwenden – oder“. Ja, kann man, und ich habe gern bei ihm geklaut – nein besser: an seinem Fundus partizipiert, denn es gibt kein „homiletisches Privateigentum“ in der „Gemeinschaft der Gläubigen“. Alles gehört jedem, andere dürfen bei mir klauen, wenn sie wollen, ich bei anderen. Das habe ich immer mit Verve meinen Vikaren/Studenten beizubringen versucht. Predigt ist keine wissenschaftliche Abhandlung, wo man immer sauber den Verfasser zitieren muss. Es kommt darauf an, was du mit den Ideen anderen machst, was du draus machst, wie es in deinem Munde sich verändert. Also mein Freund war immer mein Stichwort- und Ideengeber – und wenn ich mal nicht weiter wusste –in jungen Jahren- bin ich in seinen Gottesdienst gegangen oder hab mal abends mit ihm lange telefoniert, und ich hatte Stoff für vier eigene Predigten. So war es, so ist es – gut so.

Nun ist er ein halbes Jahr jünger als ich und noch im Dienst. Ein halbes Jahr noch. Seit 12 Jahren schon in seiner nun letzten Gemeinde. Zu ihm gehe ich immer gern in den Gottesdienst mit durchaus hohen Erwartungen. Etwas springt ja immer für mich heraus. Doch diesmal – war wohl nichts. Der Gottesdienstbesuch in dieser großen Hallenkirche im aufdringlichen Charme der Betonkultur der 50/60er Nachkriegsjahre ist spärlich. Ohne Mühe kann ich 23 Besucher/innen zählen, ich bin glaub ich, wohl das einzige, fast einzige männliche Wesen, außer Küster, Organist und Lektor. Liturgie normal, nichts Auffälliges. Etwas routiniert und kühl das Ganze, der Raum ist ja auch so groß und leer und die meisten sitzen noch ganz hinten. Solltest Dir ein Fernrohr einstecken, um alle sehen zu können, denk ich mir. Schade – und dabei hat er doch so schöne originelle Ideen, meistens.

Und dann also die Predigt. Da blüht er ja auf. Aber wie soll man bei 23 weit entfernt sitzenden Zuhörer/innen aufblühen? Bedächtig und geruhsam beginnt er, jedes einzelnen Wort im Mund abwägend, auskostend. So kenn ich ihn, durchaus auch ein Meister des Wortes, na ja, wenn er gut in Form ist. Ist er aber heute nicht. Geh doch bitte etwas mehr aus dir raus. Mach nicht ständig auf Understatement. Nimm nicht gleich alles wieder zurück. Entschuldige dich nicht dafür, dass du predigst. Nein, nicht die leisen Töne sind's, nicht die verhaltende Sprache, sondern die melancholischen Unter- und Nebentöne, die mich stören. „Und wenn ich weiter geschlafen hätt – und tät von alledem nichts wissen – würd mir wirklich was fehlen?“ Der hat mir ja dies Gedicht einst mit etwas melancholischen Unterton genannt und sagte, halb im Scherz dazu: „Ja, alles ist eitel“. Alles? Auch das Predigen nach

35 Jahren Predigterfahrung? Wo er doch immer so originelle Ideen hat! - - - So nimmt alles geruhsam seinen Gang, die 15 Minuten gehen vorüber, nicht langatmig, aber lang-weilend, grad auch beim Prediger selbst. Ach, bald hast du's ja überstanden, lieber Freund und darfst erschöpft/erholt „Amen“ sagen. Ja, es ist schon schwer, 12 Jahre lang Sonntag für Sonntag auf der gleichen Kanzel zu stehen, dem biblischen Text immer wieder Neues, Überraschendes abzugewinnen, noch genug Feuer zu haben, um andere mitzureißen. Oder ist das ein falscher Anspruch? Reicht es aus, dass das Predigtbächlein unmerklich dahinplätschert, hier und da spritzt es auf, ein bisschen Wasserwirbelchen – und das war's?

Hinterher reden wir noch miteinander. „Schön, dass du gekommen bist – ja heute, waren nicht viel da, das hat den und den Grund (hab ich vergessen)- aber ich weiß schon, worüber ich bei meiner Abschiedspredigt in einem halben Jahr predigen werden. Über das ‚Komma‘ in der Bibel“ Ich gucke etwas konsterniert. Versteh nicht recht. Wieder so eine verrückte, skurille Idee. „Ja,“ sagt er, „bei manchen biblischen Texten kommt ein ganz anderer Sinn heraus, wenn man ein Komma anders setzt“. Ich versteh immer noch nicht. „Ja, also beim Pharisäer und Zöllner. Ist doch ganz was anderes, ob ich sage: ‚Gott sei mir Sünder gnädig‘ oder ‚Gott, sei mir Sünder gnädig‘“ Versteh ich immer noch nicht. Bin zu dumm für diese Feinheiten. Aber er wird sich schon etwas dabei gedacht haben. Und sein Gesicht blüht auf, er wird lebendig, lacht verschmitzt. Ja so kenne ich ihn. Also in einem halben Jahr, spätestens dann sehen wir uns wieder und ich werde vor sicher vollem Haus belehrt über „das Komma in der Bibel“. Ob ich diese Idee auch für mich vermarkten kann, was anderes draus mache? Aber ich muss jetzt ja gar nicht mehr predigen. Doch ob ich das aushalte, ein halbes, ein ganzes Jahr lang und noch länger?

Sehr nachdenklich gehe ich nach Hause – „Und tät von alledem nichts wissen“ – Ja, es würd mir durchaus was fehlen, wird durchaus was vermissen.

2.

Ein Sonntag später. In einer großen diakonischen Einrichtung ganz in der Nähe Hannovers habe ich auf einem Seminar samstags zwei Vorträge über „Christentum und Judentum“ zu halten. Leicht evangelikal oder auch charismatisch angehaucht sei die Teilnehmerschaft, auf jeden Fall bewusst, gar entschieden fromm. Ob ich da hinpasse? Aber das Thema „Israel“ ist ja immer ein fromm-entschiedenes Thema. Gut also, der Samstag verlief vor über 100 Zuhörern ganz ordentlich. Ich bin wohl doch noch fromm genug, fromm genug geworden. Und da ich auch ganz entschieden am Messias-Sein Jesu und seiner Einzigartigkeit festhalte („er ist mehr als nur ein frommer Rabbi“) kann ja auch nichts schief gehen. Christologisch kann mir an Entschiedenheit keiner in die Quere kommen. Läuft gut, alle sind zufrieden. Ich auch – und so entschieße ich mich als Dreingabe –donum superadditum- sonntags zum Gottesdienst zu pilgern – in die diakonische Anstaltsgemeinde, wo der leicht evangelikal angehauchte Vorsteher der Diakoniegemeinde (der mich eingeladen und auch das Seminar organisiert hat) die Predigt hält.

Volles Haus am Sonntag. Alle Seminarteilnehmer – die Anstaltsgemeinde (viele geistig und körperlich Behinderte, im Rollstuhl, mit Pfliegern usw.) – und auch ein großer Teil einer Liebhabergemeinde aus der Pachorie und dem ganzen Ort. Eine Personalgemeinde, die der charismatische Prediger an sich gezogen hat, die ihn lieben und verehren (Im nächsten Jahr wird er übrigens auch in Pension gehen, alle sind schon ganz traurig). Volles Haus, alle Bänke und Stühle besetzt, es müssen ständig neue hereingetragen werden. Es ist überhaupt sehr laut und bewegt. Geht schon chaotisch-charismatisch zu. Dafür sorgen schon die Behinderten, die ungeniert dazwischen reden, ihren ganz eignen Gottesdienst feiern, sich umsetzen,

auffällig vor dem Altar hin- und herschreiten, im besten Sinn für Bewegung und Leben sorgen. Wie viele Personen sind's? An die 300 oder gar mehr? Ich kann nur schätzen. Also doch mehr. Wie kriegt er, der Vorsteher-Prediger (über 20 Jahre ist er an diesem Ort), das alles zusammen, die ‚Normalgemeinde‘, die ‚Anstaltsgemeinde‘, die gebildete ‚Seminarergemeinde‘ – und auch noch seinen eigenen hohen Anspruch?

„Ich mach es einfach so, dass ich die Behinderten ganz normal nehme, Ihre Behinderung spielt keine Rolle, sie sind wie selbstverständlich dabei und wir feiern einen ganz normalen Gottesdienst. Ist auch so, der Gottesdienst ist wirklich ganz normal. Na, ganz normal dann doch nicht, die Behinderten sind ja dabei und feiern auch in unverbildeter Form, auf ganz eigene Weise unbeirrt ihren eigenen Gottesdienst im Gottesdienst. Das ist schön, durchaus schön für mich. Während des gemeinsamen Credo und Vater Unsers z.B. murmeln sie mit, auf ihre Weise, ein summend-brummelndes Stimmengewirr, irgendwann tönt ein Wort „Vater“ oder „Kreuz“ oder „Kirche“ ganz laut, überlaut aus dem Geräuschpegel heraus. Aber es stört keinem. Genauso ist's beim Singen, wie ein Bienenschwarm mit Hintergrundrauschen, manchmal eine Zeile ganz laut. Das ganze stört nicht, man ist fast eingebettet in diese aktive eigene Gottesdienstgestaltung. Geht im ganzen ja auch recht ‚zivilisiert‘ zu. Hier ist Leben, sie sind ganz dabei, ganz auf ihre Weise. Ich kann mich gar nicht satt sehen und hören. Fühle mich recht geborgen, obwohl ich doch ganz fremd bin.

Als ich dem Vorsteher-Pastor sage, dass ich am Sonntag zum Gottesdienst kommen will, hat er mich gleich gesten- und wortreich einkassiert. „Dann machen Sie natürlich auch mit, Sie teilen das Abendmahl mit aus, nehmen das Brot, machen das so und so, bei uns ist es so üblich. Kommen Sie 20 min. vorher in die Sakristei. Ich stelle Sie dann auch allen vor... usw.“ Also ganz schön charismatisch mit eingeplant. Wollte doch eigentlich nur dabei sein. Ich kann gerade noch sagen: „Ja gut, mache ich. Aber ich komme nicht im Talar. Den Gottesdienst gestalten ja Sie.“

Und er gestaltet ihn. Stinknormal. Ich hatte Außergewöhnliches erwartet, also viel freies Gebet, charismatische Bekenntnisse, Glaubenszeugnis, eine fulminante Predigt, die mitreißend ist, mit Antworten aus der Gemeinde. War alles nicht, lief alles lutherisch korrekt nach Agenda ab. Zwei Lesungen durch Lektoren, wie üblich. Die Predigt auch ganz üblich, wirklich stinknormal. War zwar –Thema der Tagung– eine Betrachtung zweier Bilder von Chagall, technisch ausgezeichnet an die Wand projiziert. Die Technik klappt bei Evangelikalen immer, da sind sie auf Draht. Doch die Predigt – nichts Besonderes, nichts Auffälliges. Dogmatisch korrekt, lutherisch korrekt, rhetorisch korrekt, viel wird vom Blatt abgelesen. Was ist denn charismatisch bewegt und bekennd daran? Hat sogar die richtige 20.-min-Länge. Nicht zu schwer, nicht zu einfach, gutes lutherisches Mittel. Wer also –wie ich– etwas Besonderes, gar Spektakuläres erwartet hat, über das er sich vielleicht gar vergnügt ärgern könnte, der wird enttäuscht. Was ist das bloß? So normal die Predigt, fast langweilig normal und so ein voller und verbindend-verbindlicher Gottesdienst? Und alle Menschen sind ganz dabei. Sind ja auch überzeugt fromm.

Doch halt, am Ende dann doch noch etwas besonderes. Der Gottesdienst schließt korrekt nach 60 Minuten mit dem Segen für die, die jetzt noch Hause wollen. 10 min Pause, für mich überlang, es geschieht gar nichts. Lange und umständlich herzliche Verabschiedung an die Tür. Über die Hälfte geht. Und dann Neuansatz zum Abendmahl. Ca 150 Personen sind geblieben. Lange Buß-Liturgie, Sündenbekenntnis, laut und vernehmlich von allen, und eine ellenlange Abendmahlsfeier, die dann auch fast eine Stunde dauert. Ich muss bleiben, hab ja mit auszuteilen. Wäre sonst mit dem Rausschmiss-Segen für die nur Wortgottesdienst-Liebhaber gegangen. Ordne mich ein, eine mir fremde Welt – doch hier spüre ich: ja, es ist

eine Gemeinde die „Eingeweihten“, eine Gemeinde derer, die sich kennen, zusammengehören, ihr Christ-Sein entschieden leben. Auf die Predigt hätte man zur Not verzichten können, so normal wie sie war, aufs Abendmahl nicht.

Nachdenklich fahre ich nach diesem lutherischen Anstalts-Gottesdienst 30 Km nach Hause, wo meine Frau schon lange mit dem Mittagessen wartet (ich komme ja eine Stunde später als eingepplant) – „Und tät von alledem nichts wissen“ – vielleicht würd mir was fehlen oder würd ich's nicht vermissen?

3.

Am nächsten Sonntag wieder in eine „Anstalts“-Gemeinde. Diesmal in Hannover, Diakonie, Behindertenarbeit, Krankenschwester-Ausbildung, Sozialarbeit. Diesmal ist es der Prediger direkt, der mich ruft. Ein ehemaliger Vikar, am Ende der 70er Jahre bei mir in der Ausbildung. Etwas eigenwillig war er immer, auch etwas eigenbrödlerisch. Las Gedichte von Paul Celan, schenkte mir auch welche zum Geburtstag, den die andere lieben Vikare/innen natürlich gar nicht wahrnahmen. Muss auch nicht sein. Er war sehr aufmerksam: freundlich, verständnisvoll, etwas weich, ‚empathisch‘ wie wir so schön sagen. Hat auch nach seiner Ausbildung –zum mindesten bei meinem Geburtstag- noch Kontakt zu mir gehalten, ganz regelmäßig, sehr treu, fast anhänglich. Hatte selbst immer ein schlechtes Gewissen, daß ich mich kaum bei ihm zurückgemeldet habe. Jetzt also entdecke ich seinen Namen in der Zeitung. Also hingehen zu ihm – für ihn ganz überraschend.

Er stutzt, als er mich etwas nach Gottesdienstbeginn (ich musste die kleine Kapelle auf dem großen Gelände der Einrichtung erst noch suchen, kaum ein Hinweis darauf, auch die läutenden Glocken etwas abseits führten eher in die Irre) in die Kirchen eintreten sieht (wir haben uns fast 20 Jahre lang nicht mehr gesehen). Ja, ich bin's. Und er ist's auch, obwohl jetzt auch schon über 50, ab er immer noch mit seinen langen, fast bis zur Schulter hängenden Haaren, dafür oben auf dem Kopf sehr breiter Mittelscheitel. Er winkt mir zu. Ich setze mich in die Reihen. Ca. 15 Personen sind da, alte Leute, z.T. debil, z.T. mit sich allein beschäftigt. Der Gottesdienst beginnt. Und auf einmal kommt noch ein Schwung von 10-15 Personen, im Rollstuhl, auf Krücken, begleitet, geführt von Altenbetreuerinnen. Das dauert, bis sie umständlich Platz genommen haben, immer wieder ein en neuen Platz in einer anderen Reihe suchend. Er ist sehr geduldig, unterbricht seine Liturgie, führt einige zum Platz. Jetzt geht's weiter. Dann kommt noch ein Nachzügler, schaut etwas verwirrt in die Gegend. Mein Freund unterbricht sich wieder. „Kann ich Ihnen helfen? Ich führe Sie zu einem freien Platz“. Will er aber nicht, will stehen bleiben. Gut, soll er. So geht's weiter. Einfache Liturgie, lautes Mitsprechen. Für eine etwas verwirrte Frau schlägt er das Gesangbuch auf, einer anderen gibt er sein eignes weiter, wo das Lied bereits aufgeschlagen ist. Sehr freundlich und geduldig. Ich denke: Er passt hier hin, so lieb wie er mit allen umgeht, so verständnisvoll und ganz uneitel.

Dann natürlich auch eine Predigt, kurz, recht kurz und klar. Ich hab nicht –was ich sonst fast immer mache- auf die Uhr geschaut. Ich war fasziniert davon, wie er (es war ein Vertrauenspsalm) einfach und eindrücklich hörengemäß redete. Langsam, bedächtig, mit großer Zuwendung zu den Hörerinnen. Ein schönes Erlebnis. Ich hab mich wohlgeföhlt in diesem kleinen Kreis älterer, z.T. debiler, z.T. auch höchst wacher Menschen.--- „Und tät von alledem nichts wissen“ – Ja, dann wird mir was fehlen, sicher, auch wenn's ich's vorher nicht tät vermissen.

Nach dem Gottesdienst kommt er freudig auf mich zu. Wir plaudern noch ein wenig, nachdem alle anderen Gottesdienstbesucher gegangen sind. „Wir müssen uns mal treffen und

von früher erzählen“ „Ja“ sage ich, „ja“ und denke, na ja, eine schöne Floskel. Drei Tage später ruft er bei mir an und in einer Woche ist der Termin. Natürlich hab ich „ja“ gesagt, auch wenn ich selbst solch ein Treffen nicht eigentlich wollte. Aber vielleicht sage ich ja auch nach einer Woche. „Wenn ich tät von alledem nichts wissen, dann würd mir was fehlen, würd ich's vermissen“.

4.

Heute gehe ich in eine vornehme, sich eher seriös gebende Vorstadtgemeinde. Viele Intellektuelle und Begüterte wohnen hier, auch das landeskirchliche Establishment ist gut vertreten. Der Pastor (inzwischen auch schon 59 Jahre alt) ist mir gut bekannt, war vor Zeiten ein Kollege in der Ausbildung, in einem anderen Predigerseminar, hab mich mit ihm aber immer gut verstanden. Wir lagen theologisch auf einer Linie. Hat auch viel homiletisch gearbeitet, geschrieben, veröffentlicht. Ich hab ihn als durchaus ambitioniert und ehrgeizig wahr genommen. Nun ist er seit 5 Jahren in dieser Gemeinde, unter „Aufsicht“ der gebildeten Hauschristen, die keine Verächter der Religion sind – so vermute ich wenigstens.

Ich bin zu früh da, fahre noch eine Runde mit dem Auto, um nicht Bekannten –man kennt mich hier in der Gegend- zu begegnen. Gehe mit dem Glockenschlag in die Kirche. Es gibt drei Eingänge, ungewöhnlich, es strömt durchaus, durch alle drei Eingänge. Drin ist es aber noch recht leer. Ja, die kommen alle wie ich mit dem Glockenschlag. Am Ende sind so 100-120 Personen, die sich versammeln. Vornehme Gesellschaft durchaus. Auch einige junge Familien, die Kinder werden nach der Anfangsliturgie zum Kindergottesdienst herausgeführt. Ungefähr 10 Kinder. Sie faszinieren mich, so junge aufmerksame Gesichter. Durchaus konzentriert auf das, was sich da abspielt. Mit Psst werden sie aber auch immer wieder zur Ordnung gerufen. Das haben sie wohl schon gelernt, deswegen sind sie im Ganzen zu still. Und da sind auch 6-8 Konfirmanden, vorn auf dem Präsentierteller, im Chorraum. Die Armen. Jeder hat sie im Blick. Der Pastor direkt vor ihnen. Die Kirchenvorsteher souverän die Eingangsliturgie (Abkündigungen, Bibellesung u.a.) präsentierend, fast professionell. Mit dezente Hinwendung zur Gemeinde, nicht übermäßig vertraulich, aber routiniert zugewandt. Könnte ein Ortspolitiker sein, der hier begrüßt und liest.

Der Pastor bleibt merkwürdig und auch recht verhalten im Hintergrund. Habe fast den Eindruck, er traut sich nicht so recht. Ist er hier noch oder schon wieder fremd? Gibt's da irgendwelche Beziehungsfallen? Recht distanziert, so kenn ich ihn gar nicht. Dann die Predigt selbst. Drauf bin ich natürlich besonders gespannt, ein ehemaliger Kollege, der das Predigen auch gelehrt hat. Zunächst die Kanzel selbst. Weit weg als „Schwalbenest“ über dem Altar. Die Menschen sind aufmerksam. Ist auch ein toller Predigttext (Jesu Wort zur Ehescheidung, „Scheidebrief um eures Herzens Härte willen“). Ja, da kann man was draus machen. Oh ja, grad in dieser gutbürgerlichen Gemeinde. In Gedanken hab ich mir schon, ehe es losgeht, eine eigene Predigt zurechtgelegt. Na ja, ist vielleicht ganz gut, dass ich da nicht stehe. Wer weiß. – Doch dann bin ich wirklich enttäuscht, muss ich sagen. So distanziert und vorsichtig formulierend. Fast etwas abgehoben. Fast als hätte er Angst, anderen zu nahe zu treten. Ein bisschen Gesellschaftsanalyse (aber recht vorsichtig und recht allgemein), ein bisschen historischer Hintergrund (so war die Zeit damals, damit ihrs wisst, heute ist eine andere Zeit), ein bisschen alles hin und her wendend (könnte man, vielleicht, aber auch so, ist recht schwer, ein leidiges, ein gefährliches Thema), ganz ein bisschen persönliches Bekenntnis (aber sehr verhalten und sich gleich wieder zurücknehmend, distanzierter Vorlesungsstil, etwas müde und resigniert wirkt es auch. Warum das bloß? Aus der Gemeinde kein Echo, haben sie das überhaupt gehört? Fühlen Sie sich persönlich angesprochen? Aber vielleicht sollten die das auch gar nicht sein, nur nicht zu nahe treten. Nach 12 Minuten ist Schluss. Das war's, nein,

das war nichts. Kein Ärger, aber viel Traurigkeit überfällt mich. 6 Jahre muss er nun so noch predigen, wenn er nicht vorher aufhört. Und sechs Jahre wird er noch beäugt werden. Kritisch? Verhalten? Besser wissend? Ist schon ein schweres Geschäft, das Predigen in so einer Gemeinde, mit so einer Eigen-Geschichte. --- Nicht nur etwas enttäuschend ist das für mich, mein lieber Kollege wirkt auf mich selbst enttäuscht, enttäuscht vom Predigen und auch von seinem Beruf? Das war's also?

Dann ist noch Abendmahl. Ich bleibe aus Grünen der Solidarität dabei. Abendmahl ganz korrekt und routiniert, die Kirchenvorsteher haben's in der Hand. Und machen es gut. Wozu brauchen sie eigentlich einen Pastor? Ist vielleicht aber auch gut, dass sie –die Berufslaien- alles selbst in die Hand nehmen können. Ein von mir sehr geschätzter Kollege sagte einst – lang, lang ist's her- „Der Pastor ist dazu da, dass er sich überflüssig macht“. Die Vikare damals (alles Alt-68er) haben's mit Freude gehört, passte in ihr Kirchenkonzept. Und jetzt? Wehe, ich werde überflüssig gemacht.

Leicht wehmütig, in melancholischen Gefühle eingebettet, verlasse ich die Kirche, schleiche mich fast davon. Traue mich nicht, durch die Tür zu gehen, wo er die Menschen (1/3 der Besucher) verabschiedet. Fahre gleich weg, will auch weg. „Und tät von alledem nichts wissen“? Ja, mir würd nichts fehlen, aber ich will's auch nicht vermissen, dies Stück spätbürgerlicher, spätpastörlischer Wirklichkeit in den Tiefen hannoverscher Vorstädte.

5.

Heute hab ich eine „evangelische Messe“ besucht. Der Pastor ist mir bekannt als „katholisierend“ angehaucht. Schon in jungen Jahren war er es. Hatte große Schwierigkeiten im Predigerseminar – bei seinen Kollegen, aber nicht nur bei denen. Auch das 2.Examen hatte er nur mit einigen Schwierigkeiten geschafft. Galt immer schon als recht eigenwillig – eigensinnig. Nun erlebe ich ihn –inzwischen 50 Jahre alt- als sehr selbstbewusst sich im Gottesdienst produzierend. Spricht zwar immer davon, dass es allein um Gott und das Evangelium geht, aber er zelebriert sich –mit zwei Adjunkten rechts und links an seiner Seite, die ihm Kerzen und Bücher reichen- im Gottesdienst in hohem Maße. Er selbst würde wohl sagen, er zelebriert das Evangelium – nun ja. Ca. 40 Besucher sind im Gottesdienst. Durchaus nicht nur ältere, auch junge Mütter mit Kindern. Dann natürlich auch ältere, sehr distinguiert wirkende Personen, Männer und Frauen. Es sind „Eingeweihte“, sie kennen den Ritus, stehen auf, knien, beten und singen laut mit, sind „liturgisch gut drauf“, Kenner der Szene. Eine in-group hat sich gefunden. Ich bin als neugieriger Besucher sofort am Rande, setze mich –wie ich nachträglich an mir feststelle- auch gleich an den Rand, ganz nah an der Seitentür, damit ich vor dem Abendmahl davonlaufen kann.

Viele liturgische Gewänder – Kerzen rechts und links bei der Evangelium-Lesung (singend eingeleitet)- Weihrauch fehlte allerdings - Rüstgebet mit langem Sündenbekenntnis – Gerichtsworte (es ist der 3.-letzte Sonntag im Kirchenjahr, Endzeitstimmung) - in der Mitte des Altars die Abendmahlsgeräte – Lektionar und Bibel rechts und links auf dem Altar seitlich aufgebaut – die einzelnen Laschen der Bücher schräg und korrekt eingelegt – für jeden so sichtbar- ausführlichste Abendmahlsliturgie: natürlich alles gesungen – knien, aufstehen, sitzen – Brot und Wein zelebrierend hereingetragen – Hostie siegreich ins Publikum schwenkend – Zelebrant, Prediger, Lektor, Diaconus sauber trennend – im Ganzen also die „evangelische Messe“ korrekt nach Agende – doch alles, was liturgisch ausgebaut werden kann, barock entfaltet – viel zum Sehen – wenig zum Verstehen – doch die Besucher sind ganz dabei –diese wohl seit langem schon „Eingeweihten“. Mich stört Äußerliches. Die Seitentür (zum Gemeinderaum) steht ständig offen. Ein als Diaconus amtierender junger

Mann mit liturgischen Gewändern geht immer aus und ein, nach hinten und nach vorn, im Gesangbuch lesend, sich leger auf einen Tisch setzend, wieder aufstehend, raus und rein. Was soll das? Passt so gar nicht zum liturgisch korrekten Gehabe.

Da war auch noch die Predigt. 12 min lang. Musste wohl auch sein,. Sie beginnt sehr verhalten, suchend, stotternd, fast verlegen. Die Gerichtsworte Jesu: Das passt – Gericht über die Welt am Ende der Tage. Sind die jetzt da? So viele Ideologien (Marxismus, Liberalismus, auch Kapitalismus) sind unglaubwürdig geworden,. Es kündigt sich etwas an. Doch bitte nicht voreilig des Ende herbeitreiben – es kommt schon, wenn ER will, wenn ER es will. Und wieder Gericht. Wir werden beurteilt nach unseren Werken. Auch hier wieder unverkennbar katholisierende Tendenzen. Es ist nicht zu verheimlichen,. Warum nur ist der gute Pastor (sieht mit seinem runden, rot pausbäckigen, fast etwas feistem Gesicht wie die Karikatur eines weinseligen, mittelalterlichen Mönch-Pater aus) nicht gleich der katholischen Kirche beigetreten? Da fühlte er sich sicher wohler als in dem nüchternem und liberalistisch verseuchten Luthertum der norddeutschen Tiefebene. Die Predigt steigert sich, sie wird entschiedener, je lauter und deutlicher vom „Gericht über die Werke“ gesprochen werden kann. Behauptungsstruktur. Bekenntnisstruktur. Klare und einfache Aussagesätze. Keine Fragen, sondern „So ist das“. Die 40 Besucher scheinen sich dabei sichtlich wohl zu fühlen. Der Prediger hat sich gesteigert und ist am Ende sichtlich zufrieden mit sich. Es war ja auch ordentlich „Gericht“, das scheint ihm zu gefallen.

Nun also schnell noch ein Lied – Liturgisch gesungenes Fürbittengebet (die Abkündigungen gleich ganz am Anfang, eh alles losgeht und die Liturgen einzogen, also vor Beginn der eigentlichen Messe) –und dann hin zum Abendmahl. Auszug- Einzug – Kerzen verrücken – Knien/Stehen/Sitzen – immer wieder – großes Sündenbekenntnis – natürlich großzügige Vergebungszusage –obligatorischer Friedensgruß durch alle Reihen –ich werde da mit eingeschlossen – ist gut, kann ja nicht schaden – dann die Austeilungszeremonie – ich verlasse den Raum – gehöre wohl doch nicht dazu – oder ach- will nicht dazu gehören.

Ein Stück protestantische Ungleichzeitigkeit in der Mitte des so nüchtern-säkularen Hannovers. Immerhin 40 in sich bewegte und mit sich eins seiende Personen (so empfinde ich es) sind hier zu Hause: Der Gottesdienst (und auch die Predigt) ist stimmig – für die, die dazugehören. Und wieder die Frage: „und tät von alledem nichts wissen“ – nein, mir würd nichts fehlen, ich würd's garantiert nicht vermissen.

6

Diesmal etwas ganz Besonderes. Im Regionalteil unserer Tageszeitung finde ich die dicke Balkenüberschrift: „250 Besucher thematisieren Gleichnisse und Wunder“ mit dem Untertitel: „Noch bis Freitag: tägliche Frühgebete in der St. Petri-Kirche“. Daneben viele Gesichter jugendlicher Besucher. Im Text dann: In der Friedenswoche täglich von 6.15 Uhr bis 7.00 Uhr volle Kirche – Menschen aller Generationen – täglich mehr Besucher

Das ist etwas Besonderes, denke ich. Da will ich hin. Also, am nächsten Morgen nicht weiterschlafen. 5.45 Uhr aufstehen, im dunklen-frostigen Novembermorgen die gefrorenen Autoscheiben frei kratzen und ca. 10 km fahren zu einer Vorortstadt Hannovers. Als ich 10 nach 6 Uhr ankomme, ist die heimelige Backsteinkirche (dunkel, gedrungen, verwinkelt) schon voll besetzt. Ich find nur ganz hinten unter der Empore noch einen Platz. Menschen, die nach mir kommen, müssen stehen oder setzen sich auf den Steinfußboden. Ca. 90% sind Jugendliche, Schüler/innen der Schulen des Ortes, vermute ich, so von 12-18 Jahren. Kirche übervoll, mehr als 250 Personen –leiser Geräuschpegel – aber sehr erwartungsvoll – Punkt 6.15 Uhr zieht eine ‚Band‘ (10 Mädchen und Jungen) in die dunkle Kirche (nur

Kerzenbeleuchtung) ein - englische jugendbewegte Kirchenlieder, laut mit Verstärker – anschließend Klatschen aller Teilnehmer – dann in sehr einfachen Worten des „Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg“ nacherzählt, nachgespielt, transponiert in unsere Zeit – gemeinsames Lied – kurze Auslegung und Übertragung, nur 3 min, aber sehr gekonnt – es ist stimmig – „Auch du, der du nur eine Stunde gearbeitet hast, erhältst den gleichen Lohn. Das, was du brauchst zum Leben. Du hast 11 Stunden in der Hitze gewartet, das ist nicht einfach. Arbeitslos zu sein, ist schlimm. 11 Stunden und die Hoffnung auf Arbeit wird immer weniger...“ Das ist stimmig! - Keinen Pastor entdecke ich –alles machen die Jugendlichen selbst (ca. 20 an der Zahl incl. ‚Band‘ agieren vorne) – wieder Lieder – dann überraschend für mich Einladung zum Abendmahl – sehr gekonnte Textparaphrase der Einsetzungsworte, ein geleitet mit den Worten „Jesus kommt mit seinen Freunden nach alter jüdische Sitte zum Passahmahl zusammen und teilt seinen letzten Willen mit – verschenkt sich selbst – an uns – damit wir Gemeinschaft haben mit ihm“ (so ähnlich) – auch dies für mich wieder stimmig – Gemeinschaft entsteht – dann Austeilung in Form eines Agapemahl durch die Reihen – alle machen mit – auch Kleinkinder, die von Müttern mitgebracht werden - Fladenbrot wird gebrochen - dem anderen mit den Worten „Friede sei mit dir“ weitergegeben – dann auch der Kelch mit Traubensaft – dauert alles recht lange, ca. 25 min – die ‚Band‘ spielt dabei – es entsteht keine Unruhe –Sind sie noch so müde? Sind sie hellwach? Ich kann nicht in die Gesichter der jungen Menschen sehen. Dafür ist es noch zu dunkel. – dann wieder ein Lied – Fürbittengebet (sehr kurz, aber präzise) – jeder erhält zum Abschied ein kleines GFeschenk- „Es ist nicht viel, reicht aber für jeden, wie im Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg – es ist eine 1-Cent-Münze auf eine Pappe mit den Worten „Himmel auf Erden ... für alle Menschen!!!“ geklebt – wird in einem Korb verteilt- reicht wirklich für jeden – Segen – Segenslied – Abschiedsmusik. 10 nach 7 Uhr ist das Frühgebet vorbei - Draußen ist es inzwischen hell – die meisten versammeln sich jetzt noch zum gemeinsamen Frühstück im Gemeindesaal – ,und dann ab in die Schule‘ denke ich.

Was ist das? So ungleichzeitig! - die ganze Woche lang von Montag bis Sonnabend geschieht das - zu so unwirtlich früher, dunkler und kalter Zeit. Und die Kirche wird immer voller. Jeder macht mit. Kein Pastor/in ist dabei – Alles von den jungen Menschen selbst inszeniert –dabei nicht einmal professionell – es gibt Längen, Wiederholungen, Ungelenkigkeiten (zu viel Musik denke ich Wort-Mensch, nun ja) – fast eine Stunde klang ohne viel ‚action‘ in der dunklen Kirche. In der Zeitung lese ich noch einmal Genaueres nach :“Seit August haben 23 Jugendliche unter Leitung von (Namen zweier Frauen, eine ist die Diakonin der Gemeinde) die morgendlichen Andachten vorbereitet, die in diesem Jahr unter dem Motto ‚Himmel und Erde stehen“. Die beiden Frauen tauchen im Gottesdienst nicht auf. Bleiben ganz im Hintergrund. Die Jugendlichen selbst haben das Wort, inszenieren die Andacht, inszenieren auch sich selbst, nicht aufdringlich, nicht extraordinär, ganz alltäglich und gewöhnlich „Ich könnte auch da mitmachen“ wird jeder Besucher denken. Nichts Besonderes also – und doch etwas ganz Besonderes. Ich kann mir denken: Tagesgespräch dann im Gymnasiums des Ortes – ein gelungener Beginn des Tages, des grauen und kalten Novembertages – Gemeinschaft, Wärme, eindringlich und wesentlich und präzise, den Tag prägend, ihm Struktur verleihend. Nicht jeden Tag des Jahres, aber doch jeden Tag in dieser Woche – Und danach? frage ich mich und gebe mir auch gleich selbst die Antwort: Hat in Jesu Gleichnis vom „Sämann“ der Sämann etwa gefragt, welches Samenkorn auf welchen Boden fällt? Ob alles aufgeht? Ob er jeden Tag neu säen muss?

Ungleichzeitig das Ganze in unserer so unkirchlichen, aber religiös bedürftigen und erwartungsvollen Zeit? Wirklich ungleichzeitig? Vielleicht brauchen wir mehr von diesen ungleichzeitigen „Nebengottesdienst-Einfällen“ – Und nun zum Schluss, diesmal im wörtlichen Sinn: „Und wenn ich weitergeschlafen hätt (um 5.45Uhr) und tät von alledem

nichts wissen?“ Natürlich, mir wird was fehlen, ganz Entscheidendes sogar – auch dann und gerade dann, wenn ich’s im kirchlichen Alltagstrott wohl nicht tät vermissen, weil ich’s gar nicht mehr für möglich hielte.

7.

Und nun ist wieder Sonntag – und ein ganz normaler Gottesdienst. In einer Innenstadtgemeinde, bevorzugtes altes Wohngebiet. Ich weiß noch aus meinen jungen Jahren, hier Pastor zu sein (sein zu dürfen), das war was. So ein Startschuss für junge, hoffnungsvolle Pastoren, von den man erwartet, dass sie noch ‚mehr‘ werden. Nun ja. Etwas skeptisch fahre ich hin. Ich erwarte groß-gut-bürgerliche Besucher. Ist auch so. Bin zu früh da, bleibe vor der Kirche noch im Auto sitzen, alte Bekannte gehen vorbei, „Großkopfete“ ehemals kirchenleitender Organe. Setze mich –punkt 10 ‚als das Glockenläuten beendet ist- hinten hin, außen an den Rand. Warum wohl? Ca. 80-100 Personen sind anwesend, wie gewohnt ‚Mittelalter‘ bis ‚Alter‘. Einige Konfirmanden zerstreut in der Gemeinde. Ca 10 Kindergottesdienstkinder, die nach der 1. Lesung von drei Helferinnen herausgeführt werden. Lutherisch schlichter Kirchenraum, nüchtern, aber mit einer freundlichen Gesamtatmosphäre.

Dann der Gottesdienst selbst am Volkstrauertag. Ganz normal, nichts ist besonders auffällig, sehe ich mal von dem guten und lauten Gesang ab und vom konzentrierten Dabeisein der Konfirmanden. Disziplin? Gehört sich so in dieser Gemeinde? Oder doch noch mehr? Ich fühle mich nicht unwohl, bin durchaus gern hier, fast heimisch. Mein altes ‚Klientel‘?

Dann die Predigt. Den Pastor kenne ich nur dem Namen nach, bin ihm vorher nie begegnet. Ca. 40 Jahre alt, also ‚jung‘ in meinen Augen. Laute, tiefe, doch darin warme Stimme. Predigt über das Evangelium Mt. 25 „Was ihr (nicht) getan habt einer meiner geringsten Brüder/Schwestern...“ Ich bin von Anfang bis Ende aufmerksam dabei. Schauere erst nach dem Amen auf die Uhr. 18 Minuten waren’s. Eine schöne, ein gute Predigt für mich. Woran lag’s? Der Mann ist ehrlich, es ist alles stimmig, was er sagt. In Erinnerung habe ich noch: „Und nun erwarten Sie sicher, dass ich auch noch etwas über das „ewige Gericht/Verdammnis“ sagen. Tut mir leid, ich weiß nichts dazu. Enttäuschend für Sie? Aber ich kann damit nichts anfangen, entspricht nicht meinem Glauben...“ Etwas Gemurmel in der Gemeinde, denke mir, nicht alle stimmen dem zu. Aber sie stimmen gewiss zu, dass das sehr ehrlich war. Und dann noch: „Hölle/Gericht, das ist dort, wo ich allein bin, wo ich mich nur um mich selbst drehe,. Wo Gott nicht mehr vorkommt, an den ich mich wende...“. Ja, das stimmt. Ich nicke innerlich. Er sagt nicht mehr als, er sagen kann, als es seinem Glauben entspricht. Und der Hörer ist einbezogen, ganz natürlich, nicht gestellt. „Da gibt es doch ein schönes Gedicht. Ich kenne nur die 1. Zeile (er zitiert) wie geht’s gleich weiter? (Stimmen von vorn) Ach ja, so geht es weiter. Ist doch von Wilhelm Busch? Ja, oder? Ja, also –Sie sagens- von Wilhelm Busch.... Wie gehst Ihnen damit?“ Man spürt, er hat wirklich Kontakt zur Gemeinde. Spricht mit ihr, entwickelt in der Predigt (halb frei, halb Manuskript, Radiomeldung vom morgen wird spontan noch mit einbezogen) seine Gedanken weiter, „es arbeitet“, auch in mir. Auch in den anderen Hörern. Wenn ich nicht so distanziert wäre, würde ich gern mit anderen Besuchern nach dem Gottesdienst über ihre Erfahrungen sprechen. Weiß nicht, ob sie seinen persönlichen Stil (normal, unspektakulär, alltäglich und doch darin gerade warmherzig und Nähe vermittelnd) gut finden. Immerhin. Die Kirche ist ja mehr als nur halb voll. Und alle sind aufmerksam dabei, eine echte Hör-Gemeinschaft (das gilt dann auch für die Abkündigungen und das selbst formulierte thematische (freie? es wirkt jedenfalls so) Fürbittengebet. Kein Abendmahl. Der Gottesdienst ist nach 53 Minuten beendet.

Als einer der ersten verlasse ich die Kirche. Wirklich positiv enttäuscht. Meine Vorurteile darf ich beim Herausgehen abgeben. Er verabschiedet die Besucher. Blickt mich an, ich stelle

mich kurz vor. „Ja ihr Gesicht. Jetzt weiß ich auch, wer dazu gehört. Danke, dass Sie da waren“ „Ja, ich war gerne da. Eine wirklich schöne, gute Predigt. Danke“ (Sag ich ganz selten beim Herausgehen). Der Mann ist wirklich echt, spontan, direkt und vor allem natürlich, nicht angekränkt von pastoraler Berufsblässe. --- „Und tät von alledem nichts wissen“. Ja, mir würd durchaus was fehlen, nämlich das, was ich woanders so oft vermisse. Und das mitten in der Stadt. Hier werde ich noch öfter hingehen. Hoffentlich bleibt mein Ersteindruck.

8.

Ewigkeitssonntag – immer noch und immer wieder neu ein geprägter Sonntag, an dem Menschen in die Kirche finden, die man sonst da nicht sieht. Totengedenken – verstorbene Angehörige des letzten Jahres – und überhaupt “Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass...” Sind wir schon klug genug? Wann sind wir es je?

Ich finde mich ein in einer alt-geprägten Stadtrandgemeinde, bis vor 50 Jahren noch ein eigenes Dorf mit eigener Tradition, nun ein Teil der Großstadt. Die Kirche ist nach dem 2. Weltkrieg neu erbaut, der sehr dezente Charme der Nachkriegszeit ist unverkennbar. Groß und weit und protestantisch nüchtern, kaum Schmuck, man kann aber alles und jedes in der Kirche sehen. Auf den Kirchenbänken –für bis zu 800 Personen ausgelegt- finden sich an diesem Sonntag ca. 100-120 Menschen ein, darunter 20 Konfirmanden/innen, vorne zusammen sitzend, wie auf einer Schnur aufgereiht. Ansonsten vor allem ältere Menschen, vereinzelt etwas unsicher jüngere Frauen, die –so ist unschwer zu vermuten- der ‚Kasus‘ in die Kirche führte.

Nach einem langen, fast 10-minütigen Orgelvorspiel (ich frage mich in Gedanken: ist das gut für das Ankommen in der Kirche? Erst einmal bedächtige Musik, ehe das Wort ertönt? Soll jede/r mit seinen Gedanken erst einmal ankommen? Oder sind 10 min doch arg lang? Für mich schon, aber ich bin ja nicht der Maßstab) tritt eine der beiden Pastoren/innen der Gemeinde (ca. 4.700 Gemeindeglieder, zwei Pfarrstellen, noch!) zum Lesepult – ganz kurzes Votum – keine Begrüßung – und sofort wird begonnen, die Namen der im letzten Jahr Verstorbenen zu verlesen. „Im letzten Jahr sind in unserer Gemeinde verstorben...“ und dann werden 73 Namen verlesen, der Name – das Alter (ich notiere innerlich: Sehr viele alte Menschen, 90% über 70/80 Jahre, drei älter als 100, keiner jünger als 50 - auffällig). 73 Namen in 5 Minuten vorgelesen. Geht sehr schnell und doch auch recht unpersönlich. 73 Namen kann man ja auch nicht besonders hervorheben. Aber es kam für mich alles sehr abrupt, ich bin noch gar nicht vorbereitet darauf, kann natürlich auch nicht alles aufnehmen. Frage mich: wer von den Angehörigen ist wohl unter den ca. 90 erwachsenen Gottesdienstbesuchern? Die normale sonntägliche Gemeinde und die, die besonders zu diesem Anlass die Kirche besuchen? Viele können es nicht sein? Es irritiert mich schon, wie kurz und knapp –ist’s gar Routine, eine Pflichtübung? - die Verstorbenen des letzten Jahres ‚abgehakt‘ werden. Oder darf ich nicht so denken – etwas mehr meditative Pausen hätte ich mir schon gewünscht. In anderen Gemeinden wird für jeden Verstorbenen bei der Verlesung am Ende des Gottesdienstes, auf jeden Fall erst nach der Predigt, ein Licht angezündet. Bei 73 Personen geht das wohl nicht, würde zu lange dauern. Oder? Aber gleich so mit der Tür ins Haus fallen? Die „Dramaturgie“ –wenn man das so nennen darf – des Gottesdienstbeginns stimmt für mich nicht. 10 min Musik – 5 min stereotype Namensverlesung – dann die freie Begrüßung „Und nun wollen wir gemeinsam diesen Gottesdienst feiern“. Ich sehe im ‚Heiligenkalender‘ (Pfarrerverzeichnis) nach. Die Pastorin, die die Namen verliest, ist seit 22 Jahren in dieser Gemeinde tätig, ist hier zu Hause, hat die Gemeinde wohl –so oder so- geprägt, ein paar Jahre muss sie noch. Dann darf sie sich verabschieden. Darf? Muss? Will? Ich hab eher den Eindruck: Sie darf dann in den Ruhesand gehen und will es wohl auch. –

Zwiespältig also dieser recht unliturgische Gottesdienstbeginn in der zu einem Drittel gefüllten großen Hallenkirche.

Dann der normale agendarische Ablauf – nichts Auffälliges – alles recht routiniert – es läuft halt so ab – Epistel- und Evangeliumslesung durch eine Lektorin. Mir fällt auf die Ankündigung der Epistel: “Wir hören die Epistel vom Evangelisten Johannes im 21.Kapitel“ (gemeint ist Offb.21, die altkirchliche Epistel des Sonntags). Das Glaubensbekenntnis wird von der Pastorin sehr schnell, ja übereilt vorgesprochen. Ich bin ja kein langsamer Mensch, aber ich komme beim Mitsprechen kaum nach. Ich merke auch neben und vor mir, dass das laute Sprechen der Pastorin überlassen wird. Ob sie es auch merkt?

Dann die Predigt. Der Kollege, etwa 50 Jahre alt, hält die Predigt. Das verordnete Evangelium von den „klugen und törichten Jungfrauen“. Die klassische Auslegung. Nichts Neues. „Du weißt nicht, wann deine Stunde kommt. Daher sei achtsam!“ Etwas arg gesetzlich das Ganze, doch freundlich, unaufdringlich und mit menschlicher Wärme vorgetragen. „Schnell hast Du deine Chance vertan. Alle, alle müssen sterben – auch die Superstars“. Liest man es nach, klingt es nach erhobenem Zeigefinger, aber es wird freundlich, eher zurückhaltend und bescheiden gesagt. Fast entschuldigt sich der Prediger dafür, dass er das halt sagen muss. „Erschrecken jetzt – Trost dann einst. Das soll uns wirklich trösten“. Ob es ein Trost ist? Ich weiß nicht recht. Kaum Reaktion in der Gemeinde, für mich jedenfalls nicht feststellbar. Nach 15 Minuten ist die Predigt ‚aus‘. Es war alles richtig, sicherlich. Doch „wenn ich’s (und die anderen) nicht gehören hätt?“, nein, dann würde mir nichts fehlen, würd nichts vermissen. Doch ich habe es auch gern gehört, weil es so freundlich-bescheiden dargeboten wurde. Muss ja nicht jedes gesagte (Gerichts)-Wort ganz ernst nehmen, nimmt der Prediger –so wie er auftritt- wohl auch selbst nicht... Muss halt sein, vom Text her, so wie er ihn versteht. Gut so. Schlecht so? Routine so? Ich frage mich am Ende: Und die lieben Konfirmanden, die wirklich ‚lieb‘ und ganz ‚ruhig‘ waren, was nehmen sie mit? Sie waren ganz und gar nicht im Blick und sie wussten es wohl auch. „Und wenn sie weiter geschlafen hätten...?“ vielleicht haben sie ja weiter geschlafen. Ich hätte eigentlich, wenn ich nicht zu feige dazu wäre, mich nicht so auffällig hätte aufdrängen wollen, mit ihnen darüber sprechen müssen. Hab ich natürlich nicht getan. Mach ja keine empirische Predigt-Umfrage.

Mit dem Abendmahl- sehr kurze Eingangsliturgie, nur gesprochen, keine Präfation, kein Vater-Unser, nur die Einsetzungsworte recht abrupt eingeführt- endet der Gottesdienst. Schön, dass sich ca. 50 Personen in einem ganz großen Kreis um den Altar herum versammeln, das eint, könnte gar ein Stück lebendige Gemeinschaft sein. Nur die Gesichter sagen –leider- etwas anderes. Doch wer sieht schon ins Herz der Menschen?

9.

Gottesdienst im Advent – auswärts. Große gotische Kathedrale, langgezogen und hoch. Hier kann man nur heimisch sein, wenn die Kirche voll ist. Und sie ist voll. Ca. 300 Personen schätze ich, im Mittelschiff ist kaum noch ein Platz zu finden. Das hat seinen Grund. Ein neuer Pastor wird vorgestellt, ein Kirchenvorsteher eingeführt und der Turm, von dem aus man einen weiten Blick über die ganze Stadt hat, wird erstmals für Besucher zugänglich gemacht. Die Presse hat ausführlich darüber berichtet. „Der Blick ist atemberaubend“. Solch ein ‚event‘ ist immer noch mehr als nur eine Pressenotiz wert. Von Baumaßnahmen, Rissen im Gemäuer wird berichtet,. Dass das Ganze ca. 100.000 €kostet, dass noch ein Menge Geld fehlt, Spenden willkommen sind usw. Aber –so heißt es- „Kirche muss sich sehen lassen in unserer Zeit. Kirche muss Leuchtturm sein für alle Menschen.“ Immerhin, das traut und mutet die tief säkulare Presse der Kirche noch oder auch wieder zu.

Im Gottesdienst sehe ich viel junge Menschen. Vielleicht angelockt durch dies ‚event‘, vielleicht Freunde des neuen jungen Pastors, vielleicht stets in dieser –wie mir scheint- sehr lebendigen und liberal-aufgeschlossenen Gemeinde. Obwohl eine Großstadt-City-Gemeinde, wirkt nichts anonym. Man kennt sich. Freundliche Begrüßung durch den Gemeinde-Pastor zu Beginn. Herzlichkeit und Nähe wird vermittelt. Das ist auch nötig in dieser großen Kirche. Die Begrüßung eine gute Mischung von gestalteter und freier Rede. Wochenspruch – der besondere Kasus des Sonntags – Begrüßung der ‚Ehregäste‘ – Einbindung aller anderen Besucher, so unterschiedlich der Grund zum Besuch des Gottesdienstes auch sein mag – freundliche Überleitung zum ersten Lied. „O Heiland, rei den Himmel auf...“. Das passt zum Anlass der Turmerffnung mit freiem Blick von der Plattform, 80 m. ber der Stadt. Ich hab den Eindruck, die Begrüßung war selbst schon eine liturgische Einstimmung in den Gottesdienst.. ‚Man‘ wird abgeholt und ‚man‘ ist angekommen. Nun kann’s losgehen.

Die Liturgie hält sich im Rahmen des üblichen. Mir fällt auf: Protestantisch präzisiert und auf das Nötigste konzentriert. Adventlich korrekt verkürzte Eingangsliturgie. Nur eine Lesung. Statt Credo das Glaubenslied. Man spürt das Interesse des Gottesdienstdramaturgen: Wegen der vielen zusätzlichen Anlässe (Einführung KV; Vorstellung des neuen Pastors, Abendmahlsfeier) die Liturgie auf das lutherisch Nötigste zu konzentrieren, damit der Gottesdienst nicht liturgisch und zeitlich ausufert. Oft erlebt man es ja bei besonderen Gottesdiensten, dass sie zerfleddern mit Chorgesang, besonderen Reden, ellenlangen Orgelstcken (weil heute die Kirche mal voll ist), jeder will seinen Teil zum Gottesdienst beitragen. Der Gottesdienst wird lang und länger und will nicht enden. Hier ist es nicht so. Der Gottesdienst strebt zielsicher auf Predigt – Fürbitte – Abendmahl hin.

Die Predigt des neuen Pastors, ach, die hab ich fast vergessen. Woran liegt es? Sie ist eingebettet in die Gesamtdramaturgie des Gottesdienstes. Der neue Pastor stellt sich vor in dieser durchaus anspruchsvollen Gemeinde, die hohe Erwartungen an die Predigt hat – tief-sinnig, aktuell, persönlich, in allem also gehaltvoll soll sie sein- und verknüpft Anlass des Gottesdienstes sowie den Kasus Advent geschickt miteinander. Motto: „Der Himmel über uns ist offen – uerlich (siehe Turmeinwehung) und innerlich (siehe Advent) – wir haben lange „in äußerer Geduld“ auf die Fertigstellung des Turms gewartet, wir warten „in innerer Geduld“ (vgl. Predigttext: „Seid geduldig und stärkt eure Herzen“ Jak. 5,7-8) auf das Kommen des Herrn“. Das wird in ca. 15 Minuten ausgeführt, hin und her gewendet, dieser eine Gedanke nur, immer wieder von neuen Seiten, auch die Situation der Gesamtkirche heute (Finanzkrise: was heißt hier „geduldig sein“?) wird auf gegriffen. Ein Leitgedanke – viele Aspekte – doch der rote Faden stimmt – er ist immer erkennbar. Das gefllt mir. Respekt! Es ist ja nicht einfach, vor einer solch anspruchsvollen Gemeinde seine erste Predigt zu halten. Hat er gut hingekriegt. Diese Predigt, sie passt in die Gesamtkomposition des Gottesdienstes. Dass alle aufmerksam zuhören, ist in dieser Gemeinde selbstverständlich. Anderes ist sie nicht gewohnt.

Ich frage mich im Nachhinein: war die Predigt das Zentrum der Höhepunkt dieses Gottesdienstes? Sollte sie es gewesen sein? Vermag ich nicht eindeutig zu beantworten. Sie war auf jeden Fall „eingebettet“ in den Gesamtgottesdienst, war ein organischer Teil davon, drängte sich nicht nach vorn, versteckte sich aber auch nicht hinter der Liturgie, wurde so selbst im besten Sinn zu einem Stück Wort-Liturgie im Gesamtentwurf dieses Gottesdienstes.

Und das hat dann auch für das Abendmahls zu gelten. Zunächst stellte sich bei mir die schon vertraute Furcht ein: Muss denn heute unbedingt Abendmahl sein? Bei so vielen Anlässen und so viel Besuchern? Das zieht sich doch in die Länge? Aber in dieser Gemeinde ist in der

Regel –wenn nicht äußere Gründe dagegen sprechen- immer Abendmahl. Und auch heute. Es läuft zügig ab. Ca. 150 Personen kommen zum Abendmahl. In zwei großen Kreisen um den Altar herum. Brot und Wein geben die Besucher selbst mit den bekannten Spendeworten weiter. Acht Kelche gehen durch Reihen, stets von der Mitte links und rechts nach außen. Nach 6-8 Personen wird getauscht. Viele Besucher (ich schätze fast 50%) bevorzugen die ‚intinctio‘, das setzt sich also immer mehr durch. Es läuft alles zügig, aber nicht hektisch ab. Die gesamte Abendmahlsfeier (Liturgie und Ausdauer) dauert 13 Minuten. Der ganze Gottesdienst jedoch fast 90 Minuten. Ich habe jedoch nicht gemerkt, wo man hätte „sparen“ können.

Dann Auszug aller Beteiligten und Aufzug auf den Turm. 270 Stufen hoch. Rundblick über die Stadt. „Oh Heiland, reiß den Himmel auf“. Der Himmel ist aufgerissen. Bitterkalt ist es zwar, aber die Sonne strahlt über die Stadt mit herrlicher Fernsicht. „Reiß ab vom Himmel Tor und Tür... o klare Sonn, du schöner Stern, dich wollen wir anschauen gern...“ Ja, selbst der beschwerliche Turmweg und der herrliche Fernblick ist ein Stück gottesdienstlichen Geschehens. Es hat sich gelohnt, den weiten Weg in diese ferne, große Stadt auf sich zu nehmen.

10.

Ein ehemaliger Vikar von mir ist inzwischen zum Superintendenten avanciert. Es wundert mich nicht. Er kommt aus einer sehr kirchlich geprägten Familien, alter hannöverscher Pastorenadel, seine Stärke war auch in der damaligen Vikarszeit – 1980-1982, die Ausläufer der 68er Generation- inmitten seiner 15 Kollegen/innen seine freundliche Hinwendung zu den Menschen, „alle Dinge zum Besten kehrend“, irenisch und mit hoher seelsorgerlicher Kompetenz. Das brachte ihm manchmal inmitten seiner eher harsch und kirchenumstürzlerisch wirkenden Vikarskollegen manchen leisen Spott ein. Aber eben nur leiser Spott, denn auch für seine damals noch kämpferischen Kollegen –von ‚Brüdern und Schwestern‘ zu reden, war damals ein Sakrileg- hatte er viel Verständnis, war ihnen wohlwollend zugewandt. Einer, der keine Angst macht; einer, der von jedem wohl gelitten ist, freundlich und eher sanft, vielleicht sogar weich, wie er im Auftreten wirkt. Man spürt den positiven Familienhintergrund des lutherischen Pastorenhaushaltes. Ich schreibe das durchaus mit anerkennenden Empfindungen, da mir selbst das alles fremd etwas. Etwas bewundernd und auch neidisch betrachte ich es.

Jetzt also –nach über 20 Jahren- Superintendent in Hannover. Äußerlich kaum verändert. Immer noch das eher weiche und jugenhaft wirkende Gesicht. Und dann auf der Kanzel - am 3.Advent mit 1.Kor 4, einer Betrachtung des Paulus über sein Apostel-Amt. „Ganz schön unter Druck“ stehen wir am Ende der Adventszeit, steht Paulus wegen der Kritik seiner lieben Korinther. So die Verknüpfung des Predigers zwischen Situation und Text. In bisschen gewollt, denke ich zunächst. Ich stehe durchaus nicht unter Druck, vielleicht steht der Prediger selbst unter Druck (mir fällt sofort ein: Ich hab doch damals meinen Vikaren dringend geraten, auf das vereinnahmende „wir“ –„wir alle sind ja wohl der Meinung...“- zu verzichten.) Warum „wir alle“? Weil er seinen Predigt/Advents-Druck auf uns weiter geben will? Und ob Paulus selbst unter Druck steht, als er das schreibt, das steht noch dahin. Aber gut: Der Prediger hat es nicht aggressiv und vorwurfsvoll, sondern mit viel Verständnis gesagt. Und manche der 55 Gottesdienstbesucher (incl. Konfirmanden) stehen ja auch wirklich unter Druck. Möglicherweise gut, dass das einmal stellvertretend für andere ausgesprochen wird. Vielleicht ist auch das ein seelsorgerlicher Dienst.

Im weiteren Verlauf der Predigt spielt der „Druck“ –nein, jetzt beim Schreiben erinnere ich mich, vom „Dampf“ unter dem „wir und Paulus stehen“ hatte der Prediger gesprochen; ich habe es bloß als „Druck“ wahrgenommen- keine Rolle mehr. Zum Glück. Die Predigt lebt von der tiefen seelsorgerlichen Hinwendung an die Hörer. Hier ist der Prediger stark und ganz sicher. Aus der Erinnerung zitiere ich: „Es gibt da so ein ironisches, fast zynisches Sprichwort: ‚Gut ist das Gegenteil von gut gemeint‘. Ich finde, das stimmt so nicht. Gott sieht auch das, was wir durchaus gut gemeint haben, aber dann nicht umsetzen können. Gott sieht nicht nur das Gute, das wir tun und das andere sehen können. Er sieht tiefer, sieht in unser Herz, sieht das, was wir wirklich gut gemeint haben, ganz gut, wo uns dann aber die Kraft fehlt, es umzusetzen. Das Gute, das wir tun, ist nur die Spitze des Eisberges, der nach außen sichtbar ist. Darunter ist noch viel mehr gut Gemeintes. Das sehen wir nicht am anderen, Gott aber sieht es.“ So etwa hat er es gesagt, hab ich es gehört. Das tröstet mich, das hilft mir weiter. Und ich erkenne und stimme zu: Ja, vieles, was mir dann doch nicht gelingt, hab ich immerhin gut gemeint, auch wenn’s verquer dann aus mir raus kommt. Gott sieht es, rückt es gerade, bei sich, für mich. --- Also, die Predigt arbeitet in mir weiter. Die hohe seelsorgerliche Kompetenz des lutherischen Pastorensohnes, die bleibt trotz Amt nicht nur erhalten, sie ist weiter ausgebaut. Und was mir besonders auffällt: Hier ist der Prediger auch ganz sicher, fest, bestimmt. Hier hat er etwas zu sagen. Die Zuhörer sind ganz dabei.

Beim leicht dogmatisierenden Ende der Predigt (recht unmotiviert wird adventlich-pflichtgemäß vom „Kind in der Krippe“ „Gott im Kinde“ „arm und schwach“ „verletzlich“ usw., schon oft gehört, gesprochen), da ist seine Stimme wieder unsicher, sie rutscht fast weg. Das ist nicht sein Ding. Muss man halt kirchenamtlich so sagen. „Es“ predigt in ihm, er selbst steht daneben. Nun ja, ist schade, aber ich nehm’s –freundlich und zugewandt wie er ist- gern in Kauf. Hab ja auch anderes in den knapp 20 Minuten gehört. Schön, dass er sich selbst mit seinen Stärken treu geblieben ist. Gut, dass er dies mittlere kirchenleitende Amt angenommen hat und auf seine Weise recht authentisch ausfüllt.

Der Gottesdienst selbst? Die Liturgie? Nichts Auffälliges, agendarischer Standart. Man merkt an der abgedruckten Gottesdienstordnung, dass sein Kollege, schon lange in dieser Gemeinde –ich kenne ihn gut, er ist sehr beherrschend- leicht hochkirchliche Liebhabereien pflegt. Doch das ist nicht das Ding des Superintendenten. Das spürt man. Der kam ja auch später in diese Gemeinde und hat natürlich die Gottesdienstordnung nicht verändert. Aber er hat manchen liturgischen Schlenker weggelassen und alles auf ein mittleres lutherisches Maß reduziert. Und das ist gut.

Schlussendlich: “Und tät von alledem nichts wissen...?” Ja, mir würd was fehlen. Dies freundliche Erinnerung an Vergangenes. Diese seelsorgerliche Kontinuität, die ich wahrnehme. Doch tät ich’s auch vermissen, wenn ich’s hätt nicht gehört?

11.

4. Advent. Eine kleine alte, sehr heimelige Dorfkirche vor der Stadt. Mit den ca. 50 Besuchern ist sie schon fast voll. Also intim und gemeinschaftlich zugleich. Man muss zusammenrücken, um zusammen zu sein.

Die Pastorin mit einer halben Stelle (ca. 40 Jahre alt) ist bereits 10 Jahre in dieser Gemeinde. Sie kennt die Besucher/Innen alle persönlich. Es geht familiär zu im Gottesdienst. Das zeigt sich weniger in der Liturgie (agendarisch korrekt, jedoch auf das Wesentliche beschränkt und ohne übermäßige Emotionen in angemessener lutherischer Nüchternheit vorgetragen), das zeigt sich jedoch in der Predigt. Noch drei Tage bis Weihnachten. Die Predigerin ist rechts ausgelaugt, fast müde. Das gibt sie auch unumwunden zu erkennen. Sie kennt ihre Gemeinde,

die Gemeinde kennt sie. Phil.4, der große adventliche Text „Freut euch und abermals sage ich: freuet euch!“ ist der verordnete Predigttext. Verordnet! Auch verordnete Freude? Ein bisschen wirkt es so. Von der Weihnachtshektik ist am Anfang die Rede. Wie kann da Freude aufkommen? Auch im Gesicht, in der Stimme der Predigen ist keine unbefangene Freude zu spüren. Verhalten, fast etwas befangen predigt sie. Und sie gibt es auch zu. „Mir ist (noch nicht) nach Freude zumute“. Etwas angestrengt wirkt sie, und so ist es auch für mich anstrengend, ihr gut zuzuhören. Aber ich kann sie durchaus verstehen. Mir ist es früher auch oft so gegangen. „Freuet Euch (bitte gefälligst!)“ Und damit ihrs wirklich tut, befehle (drohe?) ich's euch nochmals an: “Und abermals sage ich: Freuet euch (nun bitte nun doch endlich)!“ So in etwa wirkt es.

Doch dann bekommt die Predigt auf einmal einen anderen Dreh. Von der „inneren Freude“ ist auf einmal die Rede, keine laute, sondern eben eine sehr leise Freude. Einige Erfahrungen aus der Gemeinde (sehr persönlich, fast schon intim, „gestern Abend sagte mir noch eine Frau in einem Gespräch...“ Aufpassen bitte dabei! Sie könnte ja bekannt sein, man könnte wissen, wer gemeint ist) werden erzählt. Und dann ein Zitat aus einem Buch, das bei mir hängen bleibt. Ich notiere es schnell auf einem Zettel, damit ich's nicht vergesse. „Demut und Selbsterkenntnis ist das Geheimnis der Freude“, Oh, darüber muss, darüber will ich nachdenken. Sie sagt nicht noch viel zur Interpretation des Satzes. Er bleibt so stehen. Doch er wirkt in mir nach. Ich bin beim letzten Teil der Predigt gar nicht mehr dabei. „Demut“ – ach ja, wenn ich doch demütig wäre! „Selbsterkenntnis“ – nun ja, ich bin immerhin auf dem Weg dazu. Das also ist das „Geheimnis der Freude“. Ist es so? Ich tendiere innerlich zu einem Ja. Doch ist das eine biblische Weisheit? Muss es denn eine biblische Weisheit sein? Wer weiß, woher der Schriftsteller diese Einsicht hat. Vielleicht hat er ja durchaus von der „inneren Freude“ geredet, von der Paulus hier spricht. Die Predigt (16 Minuten lang ist sie nur, es kommt mir reichlich kurz vor), arbeitet in mir weiter: Vielleicht kommt mir die Predigt ja auch deshalb so kurz vor, weil sie in mir weiterarbeitet und noch nicht zum Abschluss gekommen ist. “Demut und Selbsterkenntnis“ – ja, das wäre was. Und sich damit auf den Weg zur Weihnachtsfreude begeben. Ich will es mal ausprobieren.

Und so stört mich am Ende auch nicht das etwas herbe und leicht verdrießliche Gesicht der Predigerin, ihr etwas angestregter Appell zur Freude. Denn: sie war echt, sie hat mir uns den Hörern nichts vorgespielt. Sie hat sich redlich an diesem Texte abgearbeitet. Hat mir (nur mir? Auch den anderen?) etwas mit auf den Weg in die drei letzten Tage bis Weihnachten gegeben. Was kann man mehr erwarten von der Predigt, vom Gottesdienst?

„Und wenn ich weitergeschlafen hätt – und tät von alledem nichts wissen?“ Es ist fast schon so: Würd ich's nicht wissen, so würd mir auch nichts fehlen. Nun aber, da ich's weiß, weiß ich auch, dass mir was fehlen würd. Denn die „weihnachtliche Freude“, sie ist allemal zu groß für uns. Dies zuzugeben, gehört auch zur „Demut und Selbsterkenntnis“.

12.

Heiligabend, 23.00 Uhr. Zum ersten Mal seit Jahrzehnten habe ich keinen „Dienst“. Ich hatte anfänglich etwas Angst davor, ob ich das aushalte. Ich hab es aber sehr gut ausgehalten. Sollen doch die anderen ihren wohlverdienten Dienst tun. Eigentlich wollten wir um 18.00 Uhr zur Christmette gehen. Aus familiären Gründen legte sich aber die Mitternachtsmette nahe. Nun jedoch, nach einem schon recht langen Familienabend, nicht mehr weit fahren, sondern einfach den Gottesdienst in der Heimatgemeinde besuchen. Der Fußweg zur Kirche ist auch schon ein Stück Ritual, hier und da begegnen wir Menschen, nicht vielen, aber doch so vielen, dass die ca. 200 Personen fassende Kirche nahezu gefüllt ist. Das ist schön.

Menschen jeglichen Alters, überraschend viele junge Leute,. Vor mir zwei nach Disco-Jüngern mit Schlägermützen aussehende Jungs (ich schätze 20 Jahre alt), die eiligen Schrittes in die Kirche gehen. Toll, hätte ich nicht gedacht.

Dann sitzen wir –alle schon etwas müde- in der kerzenerleuchteten Kirche. Die Pastorin ist mir bekannt als eine recht exaltierte Person, etwas schräg selbstverliebt, hochgradig geschminkt mit einem eigenartigen, für mich kaum nachvollziehbaren, fast verrückten krypto-hochkirchlich-katholisch angehauchten selbstverliebten Charme. Marienmystik – Verbeugungen vor dem Altar – allein sitzen wollend – das Abendmahl nicht als ‚Saft‘ reichend – überall Kerzen, Weihrauch fehlt zwar, würde aber dazu passen. Sehr eigenwillig, mit sich selbst kokettierend. Ihre „Aufstellungspredigt“ in der Gemeinde hat sie z.B. „ganz frei“ gehalten, ohne jedes Manuskript, frei daherassoziierend. Mir nicht nachvollziehbar, nur echte Charismatiker können so reden. Ist sie aber nicht. Wirkt alles auf mich wie gekünzelt, ja unecht. Und ich weiß von anderen aus der Gemeinde, die sagen: „Das kann ich nicht mehr hingehen. Ist alles unecht. Mir wird schlecht, wenn ich das sehe“. So schlimm ist es bei mir nicht, aber ich kann es verstehen. Ich bin eher belustigt und erwarte jeden Mal, wenn ich im Gottesdienst bin (ist ja nicht sehr häufig), wieder etwas Ungewöhnliches, wo ich nur mit dem Kopf schütteln kann. Vielleicht Kerzenbeschwörung oder einen Kuss für Brot und Wein beim Abendmahl oder ein rotes Herz irgendwo oder ähnliches. Verrückt also.

So die Erwartung. Doch diese Christmette um 23.00 Uhr ist ganz anders. Kein persönliches, kein freies Wort. Nicht einmal hoch-liturgisch, aber alles stilisiert, nur geprägte Worte, fast wie eine „Magie“ biblischer Wahrheiten. Die musikalische Umrahmung ist schön, die bekannten Weihnachtslieder, die ich immer wieder gerne singe, vom Posaunenchor freundlich (zum Teil mit falschen Tönen, macht aber nichts) unterstützt.

Doch dann diese Frau! Steht sie unter „Trance“? Hat sie etwa (wir hatten vorher mit anderen darüber gesprochen) einen „Rüffel“, gar eine „Abmahnung“ durch den Superintendenten bekommen, weil sie häufig so katholisierende Extratouren mit mystischen Einschlag (was sie für Mystik hält) gefahren hat? Merkwürdig. Oder ist sie vom Anlass selbst so hingerissen, dass er sie überwältigt? Wie gebannt, gehemmt, ja hypnotisiert durch den Anlass wirkt sie. Ganz knappe Worte, fast spricht sie gar nicht. Nur Satzketten: „Die Prophetenlesung...“ „Das Weihnachtsevangelium...“ „Wir beten...“ „Unser Glaubensbekenntnis...“ Was ist mit ihr los? Und dann völlig unliturgisch wie abwesend dazwischen: „Und nun wollen wir erst einmal ein Lied singen...“

Ja, und dann die Predigt, „Ansprache“ heißt es ja zu Weihnachten. Ich bin ganz gespannt. Was kommt jetzt? Ist sie jetzt endlich da? „Ich will Ihnen eine Geschichte vorlesen“. Dann eine ca. 2-minütige umständliche Einführung, Regieanweisungen, um diese aus dem 19. Jahrhundert in der KuK-Monarchie stammende Geschichte zu verstehen. „Wichtig für Sie zu wissen ist es, dass die Österreicher damals zum ‚Komma‘ ‚Beistrich‘ sagten. Der Beistrich spielt eine große Rolle. Achten Sie bitte darauf. Und die Sprache ist etwas einfach. Es heißt da oft: ‚Das tu ich so‘. Wir drücken das anders aus“. So und ähnlich bekommen wir Regieanweisungen. Und dann schlägt sie ein großes Buch auf und liest 13 Minuten lang eine alte verhalten weihnachtliche Geschichte aus der KuK-Monarchie vor, in der ein Schulinspektor und einige dummliche Jungen und ein Traum des Inspektors eine Rolle spielen. ‚Message‘ der Geschichte, wenn ich sie richtig verstanden habe: „Bethlehem ist überall – nicht nur da in Bethlehem – auch bei uns- merkt euch das bitte“. Die Geschichte ist skurril, sehr langatmig, recht vordergründig, hat nicht einmal einen stillen Humor, über den man schmunzeln kann. Dass es auf „Bethlehem überall“ hinausläuft, merkt man bereits beim ersten Satz. Ich warte ständig auf einen besonderen „Gag“. Der kommt aber nicht Es plätschert dahin, ich werde

müde, es ist ja auch schon bald Mitternacht und irgendwann ist es einfach zuende, so als verlief es sich im Sande. Sie lächelt uns an, etwas verzückt, wie gut sie vorgelesen hat. „Und nun wollen wir erst einmal wieder ein Lied singe.“ Und das war's. Keine Auslegungen (ist ja auch nicht nötig. Die allzu schlichte Botschaft hat jeder mitbekommen). Kein Wort der eigenen Verkündigung. „Wir singen erst einmal ein Lied“. Und das war's wirklich, drei Minuten später, kurz vor Mitternacht ist alles zuende. Einige Besucher sehen sich verwundert, etwas kopfschüttelnd, irritiert oder auch verständnislos an. Lächeln auch. Wir singen nach dem kurzen Schlussgebet „noch einmal einfach ein Lied“. Und gehen dann in die Nacht hinaus.

Was war das? Ich bin auch irritiert und weiß nicht, was ich davon halten soll. Auf jeden Fall gilt: Bei ihr erlebt man immer wieder Überraschungen. Verrückt war das Ganze. Die Weihnachtsbotschaft als mittelmäßige, recht langatmige Schulmeistergeschichte aus der KuK-Monarchie, mit Verve, aber ohne Inhalt vorgetragen, alle Besucher süßlich anlächelnd. Und dann in die dunkle Nacht von „Bethlehem hier“. Ach ja, mir fällt noch auf: Keine Kollektankündigung, kein persönliches Wort zu den Besuchern, kein Hinweis auf die Weihnachtsgottesdienste, nichts da. ---„Und wenn ich weitergeschlafen hätt?“ Nein, das gilt jetzt nicht. Doch ich bin und bleibe verwirrt. Und ich sage mit Bewusstsein: Nein, mir würd nichts fehlen, hätt ich das nicht erlebt. Denn ich hab nichts anderes erlebt als große Verwirrung und Irritation. Ist das die Weihnachtsbotschaft? „Irritation“ ist die Christgeburt im Stall schon, aber so?

13.

Der Sonntag nach Weihnachten –zudem noch, wenn es der 28.Dezember ist, der also direkt auf die Feiertage folgt- ist meist ein Kehraus-Gottesdienst, Singe-Gottesdienst oder Regional-Gottesdienst oder Spätabend-Gottesdienst. In der fast ganzseitigen Tageszeitungs-Bekanntgabe am 23.Dezember aller Gottesdienst-Aktivitäten in den Weihnachtstagen ist es fast unmöglich, einen ‚normalen‘ Gottesdienst für den Sonntag nach Weihnachten zu finden. Man ist müde. Es hat sich ausgefeiert, ausgepredigt. Mit wenig Erwartungen gehe ich also zu einen der wenigen ‚normalen‘ (zum mindestens was den Vor-Hinweis anbetrifft) Gottesdienste in der Stadt.

Und dann schon die Überraschungen beim Betreten der Kirche. Durchaus gut gefüllt, ich schätze an die 80 Personen. Vorn eine etwas unsichere Taufgesellschaft. Sehr persönliche Begrüßung durch den jungen Pastor, der mir unbekannt ist. Die kirchlich unvertraute Taufgesellschaft wird freundlich, ja fast liebevoll in die gottesdienstliche Feier hineingeleitet. „Bitte heben Sie doch einmal Ihr Kind ganz hoch, damit wir es alle sehen und begrüßen können“. Die Gemeinde klatscht Beifall. Es wirkt echt, die Eltern freuen sich, werden etwas gelöster. Das ist für mich eigentlich schon das Wichtigste am Gottesdienst. Alles weitere läuft normal ab wie immer. Schöne, altvertraute Weihnachtslieder – Taufe kurzgefasst, am Anfang in ca. 5 min. im Gottesdienst integriert (hier hätte ich mir durchaus noch etwas stärkere Zuwendung gewünscht, es wirkte doch etwas zu routiniert) – eine (alttestamentliche) Lesung (Jes.9) nur – nach 23 Minuten steht der Pastor trotz Taufe vorher schon auf der Kanzel.

Die Predigt selbst arbeitet mit der Licht-Finsternis-Symbolik. „Das :Licht scheint (immer noch, immer wieder) in der Finsternis“. Bekannte Symbolik, zum wievielten Male nun schon. Nichts Neues also, wobei mir auffällt: Es ist wohl sehr schwer, diese bekannte Symbolik immer neu zu traktieren . Andererseits: Die Vorstellung des Kerzenlichtes (in den Bankreihen brennen außen und innen Kerzen) spricht alle an. Es ist ein Ursymbol, die Licht-Metaphorik lässt sich weithin ausdeuten (inneres Licht – äußeres Licht; Licht des Einzelnen – Licht in der

Welt – Finsternis ist stärker/schwächer als das Licht – Finsternis verschluckt des Licht – Licht vertreibt die Finsternis usw.) Etwas gelangweilt höre ich den Assoziationen zu, die wie auf eine Kette aufgereiht dargeboten werden. Man kann's so sehen oder auch so.

Bei einem Gedanken horche ich auf, hier spüre ich es Eigene des Predigers, auch seine Stimme wird etwas kräftiger und engagierter: „Viele Sekten reden immer nur vom Licht bei sich und der Finsternis bei den anderen. Wir Christen wissen, dass bei uns nicht alles nur lauter Licht ist und auch nicht nur reine Finsternis, sondern dass sich Licht und Finsternis in unserm Leben und auch in unserm Glauben (der Zweifel!) immer wieder vermischen“. So in etwa sagt er es, so höre ich es. „Es ist nicht alles pures Licht, nicht alles pure Finsternis. Und wenn einer daherkommt und will Ihnen das einreden, glauben Sie ihm nicht. Er stellt es verkürzt und vereinfacht dar.“ Ja, so ist es wohl. Das nehme ich mit aus diesem durchaus freundlichen, den Menschen (nicht nur der Taufgesellschaft, sondern auch allen anderen Besuchern) zugewandten Gottesdienst. Etwas müde das ganze, wer kann's auch dem Prediger verdenken nach den anstrengenden Weihnachtstagen, aber dann blitzt es eben auf. Und eine herzliche Atmosphäre prägt diesen Gottesdienst. – Ja, in der Tat: „Und wenn ich weitergeschlafen hätt...?“ Hab ich aber nicht. Ich würd zwar nichts vermissen. Aber es muss ja auch nicht immer etwas umwälzend Neues, Revolutionäres sein. Vielleicht sind ja auch unsere Ansprüche an den Gottesdienst zu hoch, zum mindestens meine. Denn ist es schon ein Negativ-Urteil, wenn man sagt: Es war alles ganz normal, lief routiniert ab? Unsere all-sonntäglichen Gottesdienste sind nun einmal eine ‚Normalität‘. Anders ist es Sonntag für Sonntag gar nicht zu praktizieren.

Ich erinnere mich –lang ist's her, es war noch am Anfang meines Studiums, hab's aber wohl bis heute behalten- an den Spruch eines Studentenpastors in Göttingen: „Ich kann nur aller zwei Monate einmal predigen. Mehr schaffe ich nicht. Sonst kehrt auch zu viel Routine ein, und es wiederholt sich alles.“ Hat mir damals sehr imponiert, deswegen hab ich's wohl auch behalten. Ja, der hat gut reden. Doch ob es richtig ist? Oder nicht eine etwas selbstverliebte Aussage eines privilegierten Predigers, mit leichter Koketterie vorgetragen? Diesen ‚Luxus‘ kann sich halt nicht jeder leisten, wenn er fast Sonntag für Sonntag in die ‚Bütt‘ muss. Und viele Menschen würde halt doch etwas fehlen und sie würden's vermissen, wenn alle Pastoren, nur um der Gefahr der Routine zu entgehen, eben nur aller acht Wochen einen Gottesdienst gestalten würden.

So betrachtet: ja, es würd mir was fehlen. Ja, ich würd's vermissen. Und nicht nur ich!

14.

Altjahrsabend. Ich suche in der Zeitung nach einem Gottesdienst direkt zum Jahreswechsel, also 23.00 oder 23.30 Uhr. Gibt es in ganz Hannover nicht. Der späteste Gottesdienst fängt 18.00 Uhr an. ‚Ein Skandal‘ dazu zu sagen, ist wohl übertrieben. Aber eine ‚vertane Chance‘ auf jeden Fall. Ich weiß aus Erfahrung, dass zu Mitternachtsgottesdiensten (mit schöner Musik) 1000 Menschen und noch mehr kommen. Menschen, die das alte Jahr mit Gottes Segen beenden, das neuen Jahr mit Glockengeläut und dem Vaterunser begrüßen wollen. „Rites de passage“, in jedem pastoraltheologischen liturgisch-homiletischen Lehrbuch nachzulesen. Aber es scheint so zu sein: Nach Weihnachten sind die Pastoren/innen müde und ‚ab- geschlafft‘. Und sie denken, die Gemeinde ist das auch. Also um 18.00 Uhr rasch den Altjahrs-gottesdienst und dann selbst irgendwie säkular feiern. Das gönne ich meinen lieben Schwester und Brüdern zwar, aber ein Mitternachtsgottesdienst in der großen Stadt Hannover mit über 80 Predigtstätten, das könnte schon sein. Werde ich dem Stadtsuperintendenten auch

schreiben, selbst wenn er mich dann für einen besserwisserischen professionellen Nörgler hält². Schade also.

Und der 18.00-Uhr-Gottesdienst, zu dem ich mich entschieße, er ist dann auch so und bestätigt meine etwas resignativen Vermutungen. Eine sehr gutbürgerlich, gar als intellektuell geltende Gemeinde in der Innenstadt hab ich mir ausgesucht. Ca. 2000 Gemein- deglieder. 45 Besucher zähle ich. Viele Stühle sind auch weggeräumt. Man erwartet wohl auch kaum mehr Besucher. Nun gut. Wie erwartet, gutbürgerliche Besucher, ältere Damen und Herren, denen man kirchliche Vertrautheit ansieht. Eine sehr junge Pastorin, „Kandidatin des Predigtamtes“, so wird sie angekündigt. Etwas unsicher ist sie noch, spricht sehr laut und bewusst betonend. Will gelöst, ja salopp wirken: „Können Sie mich verstehen? Wenn sie die Lieder nicht lesen können –es ist recht dunkel hier- so sagen Sie es. Dann werde ich Sie Ihnen immer nennen. Hoffentlich vergesse ich es aber nicht.“ Sie vergisst es nicht, nennt alle Lieder, obwohl man sie gut lesen kann und keiner sich gemeldet hat, dass sie es ansagen soll. Aber gut.

Zur Liturgie ist nichts, wirklich nichts zu sagen. Normaler Ablauf. Es läuft so ab.

Nach 20 Minuten ist sie –korrekt, korrekt- auf der Kanzel. Jahresrückblick. „Wir blicken zurück und nach vorn...“ Dann, nach 5 Minuten, der Hinweis: „Gleich hören wir vom Organisten meditative Orgelmusik und ich bitte Sie, in sich hinzugehen, hineinzufühlen. Was war schön, was war schwer im vergangenen Jahr. Gehen sie tief in sich hinein. Wenn es ihnen zu schwer ist, dann nur so weit wie sie können. Es muss Ihnen nicht zu anstrengend werden. Und wenn Sie nicht wollen, dann hören Sie einfach auf die schöne Musik.“ Ist schon korrekt so. Hat man so in der Ausbildung gelernt, mit „Empathie“ die Hörer/innen zum Mitgestalten der Predigt auffordern, nein, natürlich nicht fordern, sie dazu „einladen“ (Hat sie auch gesagt, erinnere ich jetzt. „Ich lade sie ein...“) Ich fühle mich nicht eingeladen, hänge so meinen Gedanken nach. Die Orgelmusik ist schön, wird mit der Zeit aber etwa monoton. 7 Minuten dauert sie, sehe ich auf meiner Uhr. Wann geht es endlich weiter?

Es geht weiter. „Was haben Sie gefühlt? An Schönem? An Schmerzlichen? Ich weiß es nicht.“ Natürlich kann Sie's nicht wissen. Dann ein paar mal die guten und schlechten Gefühle hin und her wenden. „Keiner von uns kennt sie, Gott kennt sie aber... Und das ist gut.“ Und dann kommt der Predigttext. Röm 8 „Ich bin gewiss..., dass nichts mich scheiden kann von der Liebe Gottes“, die Altjahrsabendepistel. Dazu dann noch 4 Minuten lang Behauptungssätze. So ist es. Gott kennt uns alle. Und das ist gut. Nichts kann uns von ihm trennen. Und da war's nach 17 Minuten (incl. 7 Minuten Musik). –

Zum Abschluss der Predigt erhalten wir noch –ein schöne Aktion- jeder als Lesezeichen „Ich habe das selbst für sie gebastelt“ den Leitspruch der Predigt „Da in diesem Körbchen, das Sie sehen, na, vielleicht sehen Sie es ja auch nicht, auf jeden Fall in diesem Körbchen, für jeden einen Spruch“. Ich denke bei mir. Verschiedene Sprüche, so als „Orakel“ fürs neue Jahr, stelle dann aber fest, es ist stets der gleiche Spruch „Ich bin gewiss....“. Aber ein schöner Einfall, etwas, das man mit nach Hause nehmen kann. Ich werde das Lesezeichen meiner Frau schenken.

Ach ja, und dann war da auch noch Abendmahl,. Sehr routiniert, sehr schön gesungen, freundliche Hinwendung zu den ca.20 Teilnehmern . Nach 50 Minuten war Schluss. 18.50 Uhr. Nun ist kirchlich alles aus. Endlich. Silvester kann beginnen. Einige Raketen zünden draußen schon.

² Ich hab es dann auch getan und bekam –immerhin!- die sehr freundliche Antwort, man wolle im nächsten Jahr darauf achten. Aber getan hat sich nichts!

Schlafen will ich natürlich noch nicht. Habe ich etwas vermisst? Ja, ich habe etwas vermisst. Einen würdigen, mich in der Tiefe berührenden Abschluss des Jahres. Es war alles richtig und korrekt, alles so richtig. Aber nun würde ich gern in einem Mitternachtsgottesdienst gehen, wenn es den denn in Hannover gäbe. Denn ja, „mir fehlt etwas“, mir fehlt viel. Aber vielleicht bin ich ja auch zu anspruchsvoll, oder auch nur zu verwöhnt.

15.

Erster Sonntag im neuen Jahr. Zentrale Kirche in der Stadtmitte. Anspruchsvolle, sich als intellektuell empfindende Gemeinde. Man sagt von der Gemeinde, sie habe hohe Erwartungen an ihre Prediger und ein sehr kritisches Urteil. Raunt man sich zu in kirchlichen Kreisen. Ich kann das nicht ganz glauben, wenn ich die Besucher sehe. Und überhaupt: Was heißt „intellektueller Anspruch“? Was heißt „kritische Predigterwartung“? Wann spricht mich eine Predigt an, wenn rüttelt sie mich auf, wann geht sie mir zu Herzen, wann bringt sie mich innerlich in Bewegung? Wenn sie intellektuell hervorstechend ist?

Seit ein paar Wochen ist eine neue Pastorin für die Gemeinde –und vor allem also die intellektuell-kritische Predigtgemeinde- zuständig. Ich hatte zunächst nicht vor, jetzt bereits in ihren Gottesdienst zu gehen. Dachte mir, sie soll erst einmal ankommen dort und etwas heimisch werden. Dann bin ich aus eher praktischen Gründen doch schon so früh zum Gottesdienst gegangen, war wohl falsch.

Ein enttäuschender Gottesdienst. Ich erlebe die mir sonst als sehr selbstbewusst und auch ehrgeizig bekannte Pastorin als seltsam gehemmt, unsicher, sich hinter Liturgie, äußerem Ritual und den resoluten ehrenamtlichen Lektorinnen/Liturginnen (nur Frauen amtieren) des Kirchenvorstandes versteckend. Ist sie das? Ist sie ganz bei sich, bei der Sache? Oder muss sie erst noch ihr Territorium abstecken? Nur nichts falsch machen? Alles korrekt so, wie es durch Tradition geprägt da üblich ist. Bis in die Stimme hinein (beim ausführlichen Singen der Eingangsliturgie, bei der ausgiebigen Abendmahlsliturgie, gar beim Singen des Segens) wirkt sie brüchig, fast zitternd. Ich weiß nicht, ob die ca. 80 Besucher dieser großen Kirche dies auch so spüren wie ich. Ich sehe bei den Besuchern keine Reaktion. Alles recht steif und formal. Auch beim Abendmahl. Korrekt, aber zutiefst unpersönlich. Und als ich die Oblate als Einziger in Form der intinctio in der Wein eintauche, werde ich böse angeblickt. Ich notiere nonverbal: Ist bei uns nicht üblich. Macht man nicht. Gesenktes Hauptes gehe ich wieder auf meinen Platz, verlasse bald die Kirche. Mir ist recht kalt. Es ist ja auch kalt draußen.

Und so wirkt dann auch die Predigt (18 Minuten lang) auf mich. Die Predigerin bemüht sich redlich, alles richtig zu machen und den angeblich intellektuellen Anspruch der Gemeinde zu genügen. Ca. 5-8 Gewährsmänner/frauen werden zitiert. „Ich zitiere jetzt...“ Und dann folgen kluge Sätze von einem amerikanischen Sozialpsychologen (den ich nicht kenne), von Luther, von Horst E. Richter und noch von drei anderen, die ich schon wieder vergessen habe. Sie springt kenntnisreich hin und her. Erzählt zu Beginn recht unvermittelt, breit auswalzend, eine Geschichte aus dem Kindergarten. „Björn sitzt im Kindergarten immer allein. Keiner will mit ihm spielen...“ etwa 5 Minuten dauert diese einleitende Geschichte. Es geht wohl um Sozialkontakte, die die Kinderwelt bestimmen (und dann übertragen auf uns werden). Außenseiter annehmen und in die Gemeinschaft integrieren. „Bei Paulus im Epheserbrief“, pardon: „Dies ist natürlich kein echter Paulusbrief, einer seiner Schüler hat ihn in seinem Sinne geschrieben“ (ach ja, das musste also gesagt und so besonders hervorgehoben werden, man könnte sonst denken, ich hätte die neutestamentliche Einleitungswissenschaft nicht richtig drauf) – also: „Bei Paulus war das ja auch schon so“, ... wie Luther später betonte, wie auch H.E. Richter und der amerikanische Sozialpsychologie und noch eine Reihe anderer

auch sagen. So plätschert für mich die Predigt hin. Hier etwas scheinbar Kluges, da etwas Halbkluges. Von „Kommunikationsstörungen“ wird geredet und der „fehlenden Infrastruktur“ in der „sozialen Gemeinschaft“ (alles Originalzitate der Predigt). Alles zum Thema „Sozialkontakte“ „Integration“ „Außenseiter“ „Gemeinschaft“. – Mir geht auf einmal durch den Kopf: Redet die Predigerin –unbewusst? halb bewusst?- von ihrer eigenen Situation in dieser neuen Gemeinde mit ihren angeblich (oder auch wirklich) hohen Ansprüchen? Ist sie etwa recht kühl und wenig herzlich empfangen worden und muss erst noch „integriert“ werden in das komplizierte Sozialgeflecht der Gemeinde? Ist sie selbst noch Außenseiterin? Ich kann mich natürlich täuschen. Aber warum lässt mich dieser Gedanke nicht los?

Am Ende bin ich recht hilf- und mutlos. Ich möchte der Predigerin beim Rausgehen ein paar gute Worte sagen, schaffe es aber nicht. Kommunikationsstörungen ? Vielleicht sollte ich in einem halben Jahr noch einmal zu ihr gehen. Vielleicht ist sie dann Zuhause in der Gemeinde, sozial integriert, hat Nähe und Gemeinschaft erfahren. Also: Ach, hätte ich doch weitergeschlafen heut morgen und mir das nicht angetan. Ich würde tatsächlich nichts vermissen, wirklich nicht. Und noch jetzt beim Niederschreiben merke ich, wie ich immer trauriger werde, mich immer einsamer fühle. Ist das unsere Kirche? Bin ich da zu Hause?

16.

Erster Sonntag nach Epiphania – ein besonderer Gottesdienst – Neujahrsempfang nach dem Gottesdienst – die kommunale Prominenz ist da – der neue Superintendent predigt zum ersten mal in dieser Gemeinde – besondere Einladungen dazu. Also, so meine Erwartung: Die Kirche wird sehr voll sein. Ich bin –ganz gegen meine sonstige Gewohnheit- frühzeitig da und bekomme ohne Mühe noch einen Platz. Etwas enttäuschend der Besuch insgesamt. Viele Plätze sind noch frei. Man ist unter sich. Posaunen- und Kirchenchor und Kirchenvorstand machen fast schon die Hälfte der Anwesenden aus. Ich sehe manche, die mit Kirche und ihren Ritualen unvertraut sind. Pokerface. Singen nicht mit, beten nicht mit. Sind aber anwesend, weil es dazu gehört. Aber man kennt sich, nickt sich freundlich-gewogen zu. Ich werde den Gedanken nicht los: Was spielt sich sonst noch ab? Ich weiß, dass es in dieser Gemeinde ‚knirscht‘, so die üblichen Rivalitäten und Reibereien. Häufiger Pastorenwechsel. Die Insider sind unter sich, ich bin keiner davon, also stehle ich mich nach dem Gottesdienst, als zum Neujahrsempfang mit Sekt aufgerufen wird, doch rasch wieder davon.

Der 55-minütige Gottesdienst selbst läuft routiniert ab. Es ist mir wirklich nichts Besonders daran aufgefallen. Vielleicht der etwas spärliche Gesang. Ja, denn außer den Insidern sind viele Erst- oder Einmal-Gäste da, die hier nicht zu Hause sind.

Dann also der erstmalige Auftritt des neuen Superintendenten. Er wird vom pastor loci freundlich begrüßt. „Wir freuen uns auf Ihre Predigt.“ Ich freue mich auch, hab von ihm schon Gutes gehört, soll vor allem ein ausgleichender, seelsorgerlich recht kompetenter Mann sein. Das ist er wohl auch. So tritt er auf. Als er leise, bedächtigen Schrittes zur Kanzel geht, lange wartet, ehe er spricht, mir sind die Kunstpausen fast schon zu lang, da wird es wirklich still im Saal. Gespannte Erwartung. Er blickt lange nach unten, in sich oder in sein Manuskript hinein. Man bekommt das Gesicht noch gar nicht zu sehen. Dann blickt er auf, lächelt und begrüßt mit sanfter, sehr freundlicher Stimme die Gemeinde. Er hat damit fast schon gewonnen. Ja, er ist ein Seelsorger. Und alles wirkt auf mich nicht einmal aufgesetzt. So ist er wohl. Dann wird noch einmal der Predigttext –liturgisch sehr korrekt- verlesen, die Epistel des Sonntags, Röm 12,1-3, des Paulus Ermahnung zum „logischen/vernünftigen/wahren Gottesdienst ‚im Alltag der Welt‘ (so Käsemann)“, ein klassischer Text, über den – weil die altkirchliche Epistel des Sonntags- schon oft gepredigt wurde. Ich bin gespannt.

Möchte etwas darüber hören, was für ihn und für uns der „vernünftige Gottesdienst im Alltag der Welt“ ist.

Aber dazu kommt nichts, rein gar nichts. Soll ich enttäuscht sein? Mich irritiert bereits etwas, dass er in seiner Bibellesung vom „wahren Gottesdienst“ spricht. Kann man ‚logikoi‘ so übersetzen? Aber auch dazu sagt er nichts. Es kommt einfach nicht vor, wird (bewusst?) ausgeblendet. Dafür zwei nette Geschichtchen. Die eine aus Sizilien/Syrakus, mit Hinwendung dann zu Paulus und dem Römerbrief, denn die heidnischen Zustände „es geht hier zu wie im alten Rom“ sollen überwunden werden. Die andere als ernüchterndes gegenwärtiges Erlebnis eines Anrufbeantworters mit anonymen Hinweisen statt des persönlichen Kontaktes... „Wenn sie das.... wollen, dann drücken Sie bitte die eins...“. Die Gemeinde nickt zustimmend, ja man kennt es. „Ach, ich muss gar nicht mehr weiterreden. Sie kennen das auch.“ Zustimmung, Einverständnis. Doch was hat das mit dem Predigttext zu tun? Der Tenor der Predigt: Gestalten wir das neue Jahr durch persönliche Begegnungen untereinander, wie heute beim Neujahrsempfang. Dann ist unser ganzes Leben „ein lebendiges Opfer für Gott. – Wissen Sie, der schwere, vielleicht gar bedrückend klingende Text des Paulus, den wollen wir für uns in handhabbare Praxis übersetzen.“ Der Prediger tut es auch auf seine Weise. Eine wirklich freundliche, warme, fast herzliche, vielleicht aber auch etwas unverbindliche Grundstimmung breitet sich aus. Man spürt es. Der Prediger mag die Menschen, er hat Verständnis gerade auch für die Schwächen der Menschen, für meine, für deine Schwäche. Bei ihm kann man sich wohl fühlen, zu ihm wird man gern hingehen. Bis in die Körpersprache hinein zeigt sich das. Er spielt viel mit den Händen, wirbt mit ihnen um die Zuhörer, nimmt sie zu sich auf. Offene Hände, sprechende Hände, bergende Hände. Die Predigt wirbt durch die Wärme, die Alltagsgeschichten die Schlichtheit der Ansprache, aber eben doch auch eher unverbindlich. So wie die Botschaft, die eine Zeitungsreporterin am nächsten Tag notiert. „Wir müssen einander mehr wahrnehmen.“ Und weiter, theologisch schon gefährlich, wenn nicht gar falsch: „Sorgt für euch, dann sorgt Gott auch für euch.“ So hat er es wirklich gesagt. Und in der freundlich, sanften Präsentation klingt es in meinen Ohren wie: „Seid nett zueinander. Dann ist Gott auch nett zu euch.“ Was ist der Inhalt des Gesagten? Ist die freundliche Atmosphäre bereits die Botschaft? Der Predigttext selbst – ach, der ist weit, wie lautetet er eigentlich? „Vernünftiger Gottesdienst im Alltag der Welt“? – Vielleicht war das ja ein Stück praktizierter „Alltagsgottesdienst“. Ich weiß es nicht, weiß wirklich nicht so recht. Die von Paulus (und besonders in der Zuspitzung Käsemanns) intendierte Pointe: „Liturgisch korrekter Sakralgottesdienst am Sonntag Morgen – Lebensgottesdienst im normalen Alltag der Welt“ bleibt ganz ausgeblendet. Schade? Oder auch nicht?

Wir haben einen schönen Gottesdienst erlebt. Die Insider sind sich begegnet. Die Fremden blieben zwar fremd, aber gestört hat es auch nicht. Wir haben sie nicht in ihrem (Vor)Urteilen gestört. Sie haben uns nicht gestört. Es war alles sehr freundlich, harmonisch, wie es sich für einen Neujahrsempfang mit freundlich-aufbauenden Worten gehört. --- Ja, also: „Und wenn ich wirklich weitergeschlafen hätte und tät von alledem nichts wissen?“ Nein, sage ich entschieden: Mir würd rein gar nichts fehlen. Und ich würd auch nichts vermissen. Schade!

17.

Epiphaniasszeit – Sauregurkenzeit? Kalt ist's draußen, unfreundliches Wetter, Weihnachten noch nicht weit zurück. Wer geht da schon in die Kirche? Oder ist's die Zeit, etwas Neues zu probieren, mit Menschen, die treu zur Kirche halten und auch bereit sind, sich auf Neues einzulassen?

Ich bin in einer Innenstadtrandkirche, ehemals eine große Gemeinde mit mehreren Pastoren, jetzt sind's grad noch 2.500 Gemeindeglieder und eine Pastorin, die sich im Predigen im Regionalprinzip auch noch mit anderen Kollegen abwechselt. Ich bin pünktlich 2 vor 10 da. Werde sehr freundlich an der Kirchentür empfangen, vor einer Kirchenvorsteherin und der mir fremden Pastorin, die mich herzlich begrüßt. Ein Neuzugang für sie, denn sie scheint jeden zu kennen? Ich zähle in der neugotischen Kirche 43 Besucher, darunter wohl 2 Konfirmanden, ca. 5 jüngere Menschen und 6 Männer unter den 43 Besuchern. Es ist nicht schwer, die Zahlen genau zu ermitteln.

Der Gottesdienst fängt pünktlich um 10.00 Uhr und endet genauso pünktlich um 11.00 Uhr. Die Predigt beginnt 10.20 Uhr, sie endet 10.39 Uhr. Alles korrekt und vor allem sehr diszipliniert. Wunderschöner Gesang der Pastorin, sie kostet die Liturgie aus, singt das Eingangsgebet und zum Schluss auch den Segen. Sie genießt es –so empfinde ich es- zu singen. Ein jüngerer Herr hinter mir (der einzige jüngere Herr, ist es ihr Mann, frage ich mich) singt sehr laut mit, überlaut in meinen Ohren. Doch es wird insgesamt sehr laut und vernehmlich mitgesungen, für mich überraschend bei den wenigen Besuchern. Ich habe den Eindruck: Die Gemeinde kennt sich, sie gehören zusammen, es herrscht fast ein herzliches Einvernehmen, auch wenn's vor allem ältere Frauen sind, die als Besucherinnen den Gottesdienst mitfeiern.

Die Pastorin –mittleres Alter, seit 2 Jahren in dieser Gemeinde- wirkt auf mich überaus freundlich, fast herzlich, dabei doch elegant und diszipliniert, wenn diesen Eigenschaften angemessene Beschreibungen einer liturgischen Gesamthaltung sein können. Ja, es ist die Gesamthaltung, die die Wirkung der Pastorin prägt. Bis zur Verabschiedung an der Kirchentür. Wieder ein überaus freundlich-zugewandter, dabei durchaus nicht routiniert wirkender, Abschiedsgruß mit persönlichen Worten. „Einen schönen Tag wünsche ich Ihnen noch – bei diesem Wetter. Gott begleite Sie auf Ihrem Weg.“ Und so gehe ich denn auch wieder meiner Wege.

Ach ja, da war ja auch noch die Predigt, fast die korrekte Länge, genau in der Mitte des Gottesdienste, 20 nach bis 20 vor. Die Predigt – ja sie war sehr diszipliniert. Freundliche Worte der Ermahnung durch Paulus (Röm 12,9-16). „Was wäre unter uns, wenn all diese freundlichen Worte des Paulus unser Leben gestalten würden? Ich rede bewusst im Konjunktiv. Was wäre, wenn...? Also: Brüderliche Liebe, Herzlichkeit, Gastfreundschaft, lauterer Sinn, Sorgfalt im Umgang, Barmherzigkeit, Ehrerbietung. Was wäre, wenn...?“ Das wird weiter und recht breit ausgeführt. Es bleibt aber bei dem „Was wäre, wenn“. Sorgfältig, das Predigtmanuskript immer hoch haltend, wird Mahnwort für Mahnwort freundlich und doch diszipliniert abgehandelt, ein umständliches Karl-Barth-Zeit das ich nicht verstehe, als Beleg angeführt. Alles recht freundlich, alles überaus korrekt, aber doch etwas blutleer. Ich schaue mehrmals auf die Uhr. Nach 20 Minuten muss wohl Schluss sei. Sie setzt mehrmals dazu an und nach 19 Minuten ist es dann auch so weit. Ich bin enttäuscht. Eine vergebene Chance? Und wenn ich weiter geschlafen hätt? Nein, daran will ich nicht denken. Sie hat ja so wunderschön gesungen. Und es war auch eine herzliche und warme Atmosphäre in der Kirche. Und es lief alles so diszipliniert ab, auch die Abkündigungen wurden mit Disziplin vom Papier abgelesen, bis hin zur Kollektenankündigung (Gustav-Adolf-Werk: die neue Zwischendecke einer Kirche im sibirischen Russland –war's Perm?- kostet soundsoviel Rubel, alles korrekt vorgetragen). Und am nächsten Sonntag wird es auch so sein. Und ich werde mich wieder auf die Suche machen. Wonach? Was vermisse ich? Was fehlt mir noch? Ja, ich empfinde, je länger mein Rundgang durch Hannovers Durchschnittskirchen andauert, mir fehlt noch etwas, vielleicht gar viel. Wird ich's noch finden? Irgendwann, irgendwo? Hoffentlich verschlaf ich's nicht.

Eine ‚bedauerliche‘ Zwischenbetrachtung

Während ich den letzten Bericht schreibe, erreicht mich parallel dazu die a-mail eines lieben Freundes, der mir bereits behilflich war, den cantus firmus für dieses Sonn-Tagesbuch mit dem trefflichen Gedicht Th. Fontanes zu präsentieren: „Und wenn ich weiter geschlafen hätt...“. Dieser wirklich liebenswerte Freund, der auch über das „Komma in der Bibel“ zu predigen verstehen wird (vgl. dazu Bericht Nr. 20), ist für mich immer wieder gut für kreative Ideen, die ich selbst nie haben würde, die ich aber gerne aufgreife. Diesmal also wieder eine Lesfrucht von ihm, die er mir –mein Vorhaben eines Jahresrundgangs durch die hannoversche Predigtlandschaft inzwischen kennend- am Sonntag Mittag gegen 12.30 Uhr (ich vermute nach seinem Gottesdienst) schnell „rübermailte“.

Es ist ein Gedicht von Lothar Zenetti, das er mir mit dem Zusatz: „Passt das nicht zu Deinem Vorhaben ‚würd ich’s vermissen‘, mit dem Du uns beglücken willst?“ zukommen lässt. Es lautet:

„Die Predigt dauert und
dauert. Mich dauert
die Zeit, die sie dauert.
Bedauernd warte ich
dauernd aufs Amen.“

Nun ja, das konnte ich bisher nur von ganz wenigen Predigten sagen. Vielleicht von der heutigen schon. Daher passt es jetzt. Aber insgesamt –als Zwischenbilanz- dann doch nicht. Dafür waren die Predigten auch meist viel zu kurz und ich war doch zu aufmerksam. Wartete oft auch noch auf einen besonderen Dreh, der dann meistens doch nicht kam. Auf ein Aha-Erlebnis, bei dem es bei mir ‚Klick‘ macht. Kam dann auch nicht. Vielleicht ist’s ja auch eine zu hohe Erwartung. Aber immerhin: Ich wartete. Es könnte ja noch kommen. Für andere Gottesdienstbesucher, wenn sie wirklich Erwartungen an die Predigt haben, könnte der leicht melancholisch-zynische Sinnspruch Zenettis ja zutreffen. Verlorene Predigt-Zeit? Ich gewinne immer mehr den Eindruck, die Gedanken der Zuhörer schweifen doch ab, bei den 12-20 Minuten Predigt. Mehr Zeit ist es ja nicht. Zeit, die Gedanken spielen zu lassen. Zeit zu träumen oder zu meditieren. Zeit, andere zu betrachten. Zeit, zu dösen. Zeit, im Gesangbuch zu blättern. Zeit, geduldig auf das Ende der Predigt zu waten. „Und in 20 Minuten ist alles vorbei, alles vorbei“.

Ich merke, ich werde selbst schon sarkastisch, vielleicht gar zynisch. Will ich aber nicht. Wir berufsmäßigen Predigthörer – seien wir Literaten, seien wir Theologen- haben sicher ganz unrepräsentative Erwartungen an die Predigt. Der Gottesdienst –und in ihm dann auch die Predigt- ist für die allermeisten Besucher ein all-sonntägliches Ritual, ohne dass damit große Erwartungen, ja ohne dass damit überhaupt Erwartungen verbunden sind. Der Gottesdienst läuft ab, die Predigt läuft auch ab und in 60 Minuten ist alles vorbei. Die Predigt gehört dazu. Das lässt sich ertragen, ohne dies „dauernd ... bedauern“ zu müssen.

Also, lieber Lothar Zenetti, deine leicht snobistischen, vielleicht auch nur elitären Predigt-Ansprüche treffen nicht den Kern des Normalbesuchers. Schön gedichtet/getextet, klingt originell. Aber das ist’s auch schon. Doch soll Predigt im Alltagsgeschehen eines/r Pastoren/in auf diese Weise originell sein? Und Du, mein lieber Freund, der Du mir dies Sinngedicht zukommen liebst –via a-mail, schnellstmöglich; ich hab ja auch sofort dankbar geantwortet- Du hast mir zwar wieder ein schönes Fündlein präsentiert. Aber ich mag dies sentimental-resignative, ja arrogant-depressive Besser-Prediger-Gedicht nicht.

Ich werde mich also auch nächsten Sonntag wieder auf den Weg machen, in eine andere Kirche, ganz normal nach normaler Alltag-Sonntagskost suchen in den hannoverschen Landen, vielleicht fündig werden, vielleicht auch nicht und meine hohen Ansprüche „Würd mir was fehlen, würd ich's vermissen“ etwas herunterschrauben.

18.

Vom heutigen Erlebnis würde ich am liebsten gar nicht berichten, hab zwischendurch überlegt, ob ich's nicht freundlich weglassen sollte. Doch selbstgewählte Chronistenpflicht hat obsiegt – so sei es denn also.

Regnerischen Januarsonntag, so um die Null Grad Da geht man nicht gern freiwillig morgens aus dem Haus. Ich fahre in eine Standrandgemeinde am anderen Ende der Stadt. Ich hab diese Gemeinde ausgewählt, weil ich in der Zeitung entdeckte, dass ein guter alter Bekannter von mir, nur ein paar Jahre jünger als ich, dort vertretungsweise predigt. Eine Gemeinde mit zwei Pfarrstellen und 4600 Gemeindeglieder, also für heutige Verhältnisse schon eine große Gemeinde. Als ich ankomme, entdecke ich, dass ein Gemeindehaus grad neu gebaut ist und – dies erfahre ich im Gottesdienst- am nächsten Sonntag durch die Landessuperintendentin eingeweiht werden soll. Ein großes Ereignis also. In der Kirche muss ich nicht lange nach einem Platz suchen, ich zähle geschwind die Besucher, es sind 12 Erwachsene und 16 Konfirmanden. Nicht schwer, dies exakt festzustellen. 12 Erwachsene bei 4600 Gemeindegliedern, denke ich. Was ist hier los? Aber halt: Am nächsten Sonntag wird ja ein großer Gottesdienst sein. Da werde ich also nochmals hinpilgern, zumal ich aus früheren Zeiten eine besondere Beziehung zu dieser Gemeinde habe. – Was mir auffällt: Die paar Konfirmanden sitzen zusammen auf der rechten Seite des Mittelgangs, die anderen Besucher (ich bin wohl der jüngste) außer mir alle auf der linken Seite, verstreut in jeder zweiten Reihe einer.

Ja, heute ist also ein Gastprediger da, der aber, so erfahre ich im Lauf des Gottesdienstes, hier wohl häufiger zu predigen scheint. Zwei Lektoren (habe ich zu den zwölfen dazugerechnet, sind auch jünger als ich) gestalten den Gottesdienst mit. Etwas holprig, aber nun ja. Zu dritt (mit dem Pastor) wird die Epistel von der „Bekehrung des Saulus“ gelesen. Der Pastor sagt zu Beginn in der freien Begrüßung, dass heute der Tag des Apostels Paulus sei, deshalb solle der ganze Gottesdienst unter dem Thema stehen „Was bedeutet Paulus für uns heute?“ Die agendarisch vorgesehene Epistel (3.Stg. nach Epiphania, Röm 1.16.17 und der Missionsbefehl (Mt.28) werden in einer Lesung als „das Evangelium des Paulus“ zusammen gesehen. Nicht ungeschickt, denke ich. Also ein thematischer Gottesdienst. Wie bekommt der Prediger aber die 12 älteren Damen und die 16 Konfirmanden (die während des ganzen Gottesdienstes auffällig ruhig, weithin sogar konzentriert dabei sind) zusammen, frage ich mich.

Der Pastor spricht es in seiner Predigt (exakt 10.20 Uhr begonnen) auch gleich an. „Ich hoffe, ich kann Ihnen und Euch heute etwas mitgeben“. Ich merke am Blickkontakt jedoch, dass er vor allem die Konfirmanden im Auge hat. Und so ist auch seine Predigt. Frei erzählt er die vita des Paulus. Er betont besonders die Tatsache, dass Paulus nur „Christus“ kennt, dass er „Jesus“ nie gesehen habe, ja dass er an Jesus gar kein Interesse zeige. In einem Film habe ein fiktiver Paulus gar gesagt: „Und wenn es Jesus gar nicht gäbe, so ist doch mein Glaube an den Christus davon unberührt.“ Also, so fügt er an: „Der Glaube macht's, der Glaube allein“. Ob das die Konfirmanden verstehen? Dieser Gedanke -mehr als nur ein Gedanke- verdiente

vertieft zu werden, vielleicht dadurch, dass man ihn in die Hörer selbst hineinverlegt. Doch das wäre wohl zu viel Nähe und Intimität gewesen.

Der Prediger verlässt diesen Gedanken auch schnell wieder und springt im Leben des Paulus hin und her. Er redet frei, erzählt, plaudert, man kann gut zuhören, abschweifen, wieder hinhören, er sagt oft „Nun ja Lassen wir das ... ich wollte das grad nur mal andeuten...man kann's auch anders sehen... lassen wir das so stehen...“ Und so plätschert die Predigt freundlich weiter. Irgendwie ist er bei der Toleranz zwischen den Religionen gelandet. Wie kam er dazu? Ach ja, das Stichwort des Missionsbefehls „geht hin und macht zu Jüngern alle Völker“ bringt ihn dazu. Alle Völker? Alle anderen Religionen, die doch auch friedlich wie bei uns in Hannover (er hält einen Zettel hoch, auf dem die 5 großen Weltreligionen friedlich vereinigt sind) zusammenleben? „Ein schweres Thema.... Man kann es so sehen und auch so... Für beides spricht manches“. Dann ist er bei der Ringparabel aus Lessings Nathan. „Ich will sie nicht ganz erzählen, ist sehr lang. Ich hab sie abgezogen. Ihr könnt sie mit nach Hause nehmen. Ich will euch nur die Quintessenz nennen“. Und er zitiert die letzten entscheidenden Sätze der Parabel. Und dann ist er schließlich beim Kopftuchstreit. Da hält er sich länger auf. „Ja, ein schweres Thema ... Berührt uns heute alle... Müssen wir hier nicht tolerant sein?.... Aber man kann das ja auch missbrauchen... Hm, hm, schwer, nicht wahr.... Ich sehe, meine Zeit ist um. Darum mache ich für heute Schluss. Den Kanzelsegen wird der Lektor bei den Abkündigungen sprechen. Wir singen zunächst das nächste Lied.“ Ein wirklich seltsamer Schluss. Ich hatte noch auf eine Lösung gewartet. Und wo war der Paulus geblieben? Plaudernd hatte die Predigt dann doch 18 Minuten gedauert und war irgendwo im Sande verlaufen. Aber die Konfirmanden, die 16 getreuen, waren durchaus aufmerksam. Ich war fast drauf und dran, nach dem Gottesdienst sie zu befragen. Hab mich dann aber doch nicht getraut.

Der Gottesdienst selbst, ja er nahm ein schnelles Ende. 10 vor 11 war alles vorbei. Und die einzelnen trotteten aus der Kirche. Und ich will fairer Weise nächsten Sonntag zum großen Festgottesdienst mit der Frau Landessuperintendentin wieder hin. Da wird doch wohl volles Haus sein und „das will ich nicht vermissen“.

19.

Also am nächsten Sonntag noch einmal an diesem Ort. Und diesmal ist das Haus voll, ja übervoll. Als ich 1 Minute vor 10.00 Uhr da bin, muss ich noch vor dem Eingang anstellen, um noch hereinzukommen. Drinnen nur noch Stehplätze, hinten, an den Seiten, im Mittelgang. Allerdings ist der Kirchenraum selbst auch nicht allzu groß, so dass nach meiner Schätzung ca. 300-350 Personen anwesend sind: alle Kirchenvorsteher, alle Lektoren, die beiden Pastoren und die Landessuperintendentin, die die Predigt hält. Der hauseigene Kirchenchor sint sehr bemüht, aber doch auch für mich als unmusikalischer Mensch erkennbar schief, die Liturgie und einige neue Kirchenlieder. Da ich ganz hinten stehe, kann ich sehr gut unterscheiden, wer hier zu Hause ist und wer sich nur für diese besondere Gelegenheit in die Kirche verirrt hat. Es ist schon erschreckend, dass bei manchen Menschen nicht einmal die rudimentärsten Elemente der Liturgie vertraut zu sein scheinen, bis hin zum Vater Unser, bei dem mit Händen in den Taschen geschwiegen wird. Trotzdem eine festliche Atmosphäre, lauter Gesang, bei den überlangen Abkündigungen des pastor loci („Heute hab ich mal Gelegenheit, alles das zu sagen, was ich sonst nicht sagen kann“ dachte er wohl) einiges Schmunzeln, das schöne Lied „Sonne der Gerechtigkeit“ von vielen auswendig mitgeschmettert – alles also wirklich ein schönes Erlebnis.

Denn es geht um die Einweihung des neu gebauten Gemeindehaus. „Der einzige Neubau im ganz Hannover in den letzten Jahren“ wie die Landessuperintendentin zu Beginn ihrer Predigt (voll Stolz und Anerkennung? Oder doch mit einem leicht kritischen Unterton? frage ich mich. Ist das in der heutigen Zeit noch opportun?) sagt. Die Gemeinde ist auf jeden Fall stolz darauf, das merkt man. Das alte Gemeindehaus aus dem Jahre 1955 wurde abgerissen, das neue mit tatkräftiger Hilfe der eigenen Gemeinde nun dahin gestellt. In dieser Zeit, in diesen Tagen!

Die Predigt würdigt das in den ersten fünf Minuten und dankt allen Beteiligten. Ich denke mir, das hätte besser zur offiziellen Eröffnung bei der Schlüsselübergabe gepasst. Es war kein geistliches Wort, es war eine Bestandsaufnahme über die gegenwärtige finanzielle Situation der Kirche im allgemeinen und in Hannover im besonderen. Nun ja. Die Gemeinde hat's aber mit Interesse gehört.

Dann er abrupte Schwenk in der Predigt zum verordneten Predigttext (2.Kor 4,6-10). Vom „Licht in unseren Herzen“ ist die Rede. Und die allseits bekannte Licht-Metaphorik wird breit ausgezogen (noch einmal 17 Minuten, also insgesamt 22 Minuten lang): Inneres Licht / äußeres Licht - Licht in der Welt – Licht des einzelnen. - unser Licht hell leuchten lassen - Christus als Licht der Welt, gerade auch heute – das brauchen wir - das neue Gemeindehaus soll hell leuchten – ein Lichtblick sein... usw. In der Zuhörerschaft wird es unruhiger. Einige verlassen bereits die Kirche, um ganz vorn dabei zu sein, wenn's dann an die offizielle Einweihung geht. Da will man dabei sein.

Ich bin nicht mehr dabei. Es ist mir zu voll. Und ich befürchte (warum bloß diese Furcht?) ich treffe zu viele alte Weggefährten. Schon in der Kirche nicken mir einige grüßend zu, ich nicke zurück, obwohl ich die Gesichter nicht einordnen kann. Ein altes Problem bei mir. Es ist mir immer peinlich, wenn andere mich kennen und ich kann sie nicht mit Namen anreden, weiß nicht einmal, woher ich sie kenne.

Für die Gemeinde also ein großes Ereignis – Die Predigt der verordneten Landessuperintendentin hat man so mitgenommen. Interessant, was sie zur finanziellen kirchlichen Situation im allgemeinen sagte. Aber wir haben das mit dem neuen Gemeindehaus hingekriegt. Ja, und ein „Lichtblick“ sollen wir sein, ja sollen wir und wollen wir wohl auch. Nd am nächsten Sonntag, wenn wieder Gottesdienst ist? Wie war es doch vor 8 Tagen: 12 Erwachsene und 16 Konfirmanden (die hab ich im Übrigen heute gar nicht gesehen). Es muss ja nicht immer so sein, auch wenn –so ist das nun mal- bei 350 Besuchern einer Gemeinde mit 4500 Gemeindegliedern doch die übergroße Mehrheit sagen wird: “Und wenn ich heut morgen weitergeschlafen hätt – ich würd rein gar nichts vermissen, mir würd rein gar nichts fehlen“. Gut für uns, das zu wissen, sowohl bei Gottesdiensten mit 12 Erwachsenen und 16 Konfirmanden als auch bei Festgottesdiensten mit 350 Besuchern und dem freundlichen Hinweis auf den „Lichtblick“ des neuen Gemeindehauses.

20.

Heute also die Abschiedspredigt eines lieben Freundes von mir über das „Komma in der Bibel“ (Siehe oben Nr.1), genauer das „Komma in der Erzählung von Pharisäer und Zöllner“. Mein Freund hatte es ja angekündigt. Wie das so ist mit einer Idee, die einem zugefallen ist, man kommt nicht mehr davon los. Ein paar Mal rief er mich an: „Soll ich's wirklich machen? Ist vielleicht doch nicht ganz so gut. Ich finde doch nicht die Literatur, von der ich dachte, da stünde etwas drin“. Ich sagte ihm: “Was soll da Literatur? Es geht um Dich. Wenn's Dir wichtig ist, wenn's Dein Thema ist, dann musst Du es machen.“ Und er machte es also.

Zunächst dies. Das „Haus“ war voll. „Full house“. Natürlich. 16 Jahre hat er in dieser Gemeinde gewirkt. Wie sollte es anders sein, dass dann noch einmal alle, alle kamen. Gestanden hat zwar keiner, aber das Haus war voll. Sogar viele ehemalige und jetzige Konfirmanden waren da. Das sah man sofort und sie haben dann auch bei den obligatorischen Abdankungsreden eine schöne ‚laudatio‘ gehalten, durch Gesang. Alle Pastoren aus der Region haben den Gottesdienst liebevoll vorbereitet. Man spürt es. Der Abschied ist wirklich herzlich. Die Abdankungsrede des zuständigen Superintendenten (ein ehemaliger Schüler im Predigerseminar von mir) ist dann doch reichlich formal. Das, was man halt so sagt, sagen muss. Aber er ist –so sagte er mir hinterher- auch erst 2 Jahre im Amt und kannte den zu Verabschiedenden kaum. Ok, kann ich akzeptieren. Dafür im Gottesdienst viele Chöre: Kinderchor und Regionalchor. Und noch ein Lied. Das Abendmahl –das auf Wunsch des Jubilars dann doch gefeiert wurde, obwohl so viele Menschen da waren- in Form einer Wandelkommunion mit Traubensaft und intinctio. Für manche ungewohnt, wie ich merkte. Es ist auch etwa nur die Hälfte zum Abendmahl gegangen

Doch dann die Predigt. Mein Freund kündigt sofort an: „Es geht heute um das Komma, das Komma in der Bibel. Ja, das ist etwas Besonderes. Das Komma zum Abschied von mir.“ Große Aufmerksamkeit, Man könnte wirklich die berühmte Stecknadel fallen hören. Und er lächelt verschmitzt. Betont sowieso jedes einzelne Wort, das tut er immer. Doch heute besonders. „Das Komma“. Und einige sehen sich an und lächeln verständnisvoll. Was da wohl kommen wird?

Ja, und es kam –ich sage es nicht gern, muss es aber ehrlicherweise doch sagen- ... wenig. Nicht nichts, aber wenig. Er halt viel verschenkt. Warum bloß, fragte ich mich während der Predigt und auch jetzt noch. Warum bloß? Lag’s daran, dass er sich zu viel vorgenommen hatte, dass er seit 6 Monaten die verrückte Idee hatte, partout über das „Komma“ predigen zu wollen? Es ist verrückt, wie viel er verschenkte.

1. Zunächst: Die Biblische Geschichte, der diese Idee entstammte, nannte er nur ganz kurz und nebenbei. Vom Zöllner sprach er und setzte voraus, alle Zuhörer/innen wussten, daß es um den „Zöllner und Pharisäer“ ging. Konnte man als Nichteingeweihter beim besten Willen nicht wissen bzw. aus der Predigt heraushören. Schludrig diese Einführung.

2. Sodann: „Gott sei mir Sünder gnädig“ sagte er noch korrekt, so wie nebenbei dahingeworfen im Sinne von. „Ja, ja, ich sag’s mal so. Gott sei mir Sünder gnädig.“ Und der Hörer wusste. Das ist gedankenlos so dahingesagt. Aber das andere:“ Gott, sei mir Sünder gnädig!“ (für mich müsste hier eigentlich ein Doppelpunkt und kein Komma stehen) führte er nicht mehr aus. Das kam nicht vor. Vor allem nicht, was damit inhaltlich gemeint ist. Nur das formale Kreisen um das „Komma“, diese kleine Interpunktion, die doch alles verändern kann. - Schade, schade, hier verschenkte er seine Predigt.

3. Und schließlich: Er kam immer mehr vom Thema ab, sagte noch dies und das, was zu wissen vielleicht auch noch ganz schön ist. „Noch ein Gedanke übrigens“, im Sinne von. „Was ich euch heute noch mal sagen wollte“ und so lief die Predigt ab, sanft ab, nicht schnell, vor allem nicht böswillig, recht liebevoll, ach ja „und wenn ich weiterschlafen hätt“ (hab ich natürlich nicht, ich war ja ganz gespannt), „würde mir was fehlen? Tät ich’s vermissen?“ JA! Ich vermisste wirklich etwas, nein sehr viel, eigentlich alles. Wofür das Komma in dem zitierten Satz stehen könnte, vermisste ich ganz. Ich vermisste –ich sag es als Freund nur sehr ungerne- eine Botschaft, von der neudeutschen ‚message‘ will ich gar nicht reden. Ich weiß wirklich nicht, was er uns sagen wollte. Und ich war sehr aufmerksam, 19 Minuten lang.

Ich merkte es auch an der Reaktion des Hauses. Die anfängliche sprichwörtliche Stecknadel-Stille ebte mehr und mehr ab. Unruhe nicht nur bei den Konfirmanden. Einige schauten sich

etwas irritiert, fast verständnislos an. Aber das allgemeine Wohlwollen blieb. Das Komma geriet ja auch mehr und mehr aus dem Blick. Und dann endete die Predigt auch recht freundlich. Und alle –man spürte es fast handgreiflich- waren erleichtert.

In den Nachgesprächen (auch bei den offiziellen Reden im Gemeindesaal) wurde immer wieder betont: „Ein originell Gedanke: Er hat über das Komma in der Bibel gepredigt, über das Komma.“ Was er da aber gesagt hat, ach ja, davon keine Spur mehr. Auch bei mir nicht. Mir war nur der Gedanke gekommen, gleich beim Zuhören und auch bei den obligatorischen „Abschieds“-Reden: Nach dem Komma geht's ja noch weiter! Das Komma ist ja kein Punkt oder Semikolon. Das Eigentliche kommt ja noch. In der Predigt wurde davon nichts gesagt. Aber bei all den Reden vom „Abschied“ und „Alter“ und „Das war's nun“ drängte sich mir der Gedanke immer mehr auf: nach dem Komma geht's weiter, ja geht's erst richtig los. --- Aber gemacht. Ich will jetzt nicht selbst zu predigen anfangen --- Doch immerhin: Dazu regte mich das „Komma“ an, und wenn ich selbst wieder einmal predigen muss/darf, vielleicht predige ich über das „Komma“ und dann so. „Jetzt fängt's erst richtig an“. Aber vielleicht ist das auch nur mein Wunschtraum, so wie jeder eine Predigt auf seine Wünsche hin hört, wenn er denn noch welche hat.

Nachbemerkung:

Doch nun muss ich im Nachhinein meinem lieben Freund eine große Abbitte tun. Er hat mir nach einigen persönlichen Gesprächen seine Predigt zugeschickt. Und ich muss beschämt gestehen: ich habe wohl schlecht zugehört. Er hat durchaus auch inhaltlich über das „Komma“ gepredigt: also den Unterscheid das bloß so dahingesagten „Gott sei mir halt mal gnädig“ und „Gott, ich rufe dich flehend an – sei mir Sünder gnädig“ erläutert. Nur, ich hab es nicht gehört. Woran lag es? Bin ich bereits mit Vor-Urteilen zum Gottesdienst gegangen. Kann ja nichts werden mit dem bloßen „Komma“? Oder war's die sich sehr zurücknehmende Stimme, das verhalten-überbescheidene Auftreten der Person? So kenne ich ihn ja, hab ihn über 3 Jahrzehnte kennen, schätzen und lieben gelernt. Geh doch etwas mehr aus dir raus, möchte ich ihm immer zurufen. Tut er nicht, will er nicht, kann er nicht. Und darin ist er gerade echt.

Denk ich zurück an meine eigene Prediger-Typologie³, so ist er wohl eher dem „einfühlsamen Prediger der Liebe“ (in der Neurosen-Nomenklatur dem „depressiven Prediger“) zuzuordnen, und ich erwarte von ihm mehr Anteile des „wandlungsfähigen Predigers der Freiheit“ (mehr „hysterische“ Anteile) und des „tiefsinnigen Predigers der Erkenntnis“ (mehr „schizoide“ Anteile). Darf ich das? Natürlich darf ich das, denn der Prediger ist ja nicht zwanghaft auf eine Kommunikationsform festgelegt. Er kann sein Predigerprofil ändern, erweitern, vertiefen – also so, dass die „hysterischen“ und „schizoide“ Anteile die dominanten „depressiven“ ergänzen, ohne dass er damit gleich „unecht“ wird.

Für mich war es jedenfalls so: Ich konnte manche Inhalte der Predigt –also die durchaus differenzierte Argumentation über das ‚Komma‘ - nicht wahrnehmen und erkennen, weil es für mich –jedoch: nur für mich? - zu sehr verborgen blieb hinter der überbescheidenen „depressiven“ Art der Darbietung. Ein Problem von mir? Sicher, denn meine Predigterwartungen sind persönlichkeitsgeprägt. Aber eben nicht nur von mir, sondern –ganz ungewollt, fast schon wie ein Fatum- auch von ihm. Denn er steht durch seine über-verhaltende, sich selbst immer wider relativierende Art zu predigen dem tief sinnigen Inhalt des Gesagten oft selbst im Wege.

³ Vgl. A. Denecke, Persönlich predigen, Münster 2001², 71ff

Darüber werde ich noch weiter nachzudenken haben – auch ganz abgesehen von der persönlichen Freundschaft zwischen uns beiden, also dem nicht übertragbaren privaten⁴ Anteil meiner Beobachtungen

21.

„Zu dem Pastor muss man mal hingehen“ höre ich von vielen Seiten. „Der ist ganz originell und macht sehr viel in seiner Gemeinde.“ Soll ich's glauben? Ich glaub's also und gehe hin. Vorher orientiere ich mich im „Heiligenkalender“, denn ich kenne weder Pastor noch Gemeinde. Mit 7500 Gemeindegliedern, zwei gleich wichtigen Predigtstellen und drei Pastoren eine recht große Gemeinde. In der einen Kirche findet wie üblich um 10.00 Uhr Gottesdienst statt, in der anderen stets erst 18.00 Uhr. Ich gehe in den morgendlichen Gottesdienst, weil da der „originelle Pastor“ predigt.

So originell sieht er aber gar nicht aus, mittleren Alters, korrekt gescheitelt mit dem Ansatz künftiger Korpulenz wirkt er auf mich eher wie ein leicht distanzierter, auf jeden fall distinguiertes Macher-Typ. Der hat seine Gemeinde im Griff, denke ich gleich, als er auftritt. Auf dem ersten Blick nicht unbedingt sympathisch. Wie üblich werde ich an der Eingangstür von mehreren Kirchenvorstehern begrüßt und mit einem Gesangbuch und Liederzettel ausgestattet. Ist schon korrekt so. Ich setze mich in die erstaunlich volle Kirche. Heute ist ja kein besonderer Sonntag, nichts Besonderes ist auch angekündigt – und doch sind etwa 120 – 150 Menschen in der Kirche, junge und alte. Na ja, die Gemeinde ist ja auch sehr groß, und von der Sozialstruktur her eher gut, gar sehr gut bürgerlich.

Gesang, Gebete, Liturgie wie gehabt. Nichts auffälliges, nichts was besonders hervorgehoben werden müsste. Mir fällt auf, das muss ich sehr oft sagen. Liegt es an mir, weil ich liturgisch etwas unbedarft bin, nicht so auf Feinheiten achtend? Aber so ganz ungeübt bin ich ja auch nicht, habe mich ganz offiziell in Lehre und Forschung immerhin auch damit beschäftigen müssen, nein beschäftigen dürfen. Liegt wohl doch am typisch protestantischen Gottesdienst, der am Ende doch predigtorientiert ist. Es wird sehr wenig von den Möglichkeiten der „Erneerten Agenda“ Gebrauch gemacht.

Also wieder einmal die Predigt – deswegen bin ich ja auch hingegangen, und von ihr her hat wohl auch der Pastor seinen ‚guten Ruf‘. Und zurecht, muss ich feststellen. Eine Bibelwoche ist in der Region (5 Gemeinden gehören dazu) angesagt. Heute wird in dieser Gemeinde diese Bibelwoche eröffnet, die sich mit Lk 1 (Zacharias, Elisabeth, Johannes der Täufer) beschäftigen wird. Darüber predigt er also, bewusst den OP-Text des Sonntags außer Acht lassend. OK, kann ich verstehen, ist durchaus legitim. Zwei Kirchenvorsteher und die Leiterin der Bibelwoche (die aus einer anderen Gemeinde extra für diesen Gottesdienst „rüber gekommen“ ist, wie sie sagt) lesen den Text in verteilten Rollen.

Dann die Predigt selbst. Zunächst fällt mir die Sprache auf. Er spricht sehr bedächtig, nein besser noch: sehr behutsam. Man merkt, dass er jedes Wort genau bedenkt, dass ihm ganz wichtig ist, was er sagt. „Kein faules Wort komme aus Deinem Munde“, diesen Spruch aus dem Epheser-Brief assoziiere ich sofort. „Kein faules Wort“ im Sinne von kein „vergebliches, belangloses, falsches, bloß so dahingesagtes“ Wort. Alles hat sein Gewicht. Und behutsam geht er am langen Predigttext (fast das ganze 1. Kapitel von Lukas, allerdings ohne die Passagen zu Maria und Jesus) entlang. Er spricht dabei nicht aufdringlich, eher meditativ, sehr nachdenklich, den Hörer auf eine innere Reise mitnehmend. Der „sehr alte Zacharias“ steht

⁴ Vgl. dazu die mir sehr wichtige Unterscheidung zwischen „privat predigen“ und „persönlich predigen“, in: A.Denecke, aaO. 45f. 176ff. und A.Denecke, persönlich predigen, in: Pohl-Patalong - Muchlinsky (Hg), Predigen im Plural, Hamburg 2001, 195ff

im Mittelpunkt, der am Ende seines Lebens noch eine für ihn ganz wichtige, ja umwälzende Erfahrung macht. Gegen die schnelllebigen Hauruck-Erfahrungen unserer Tage (all den –so sage ich es jetzt- schnell austauschbaren und zufälligen patchwork-events) werden die lebenslangen, durch ein ganzes Leben durchgearbeiteten tiefen Erfahrungen dieses Mannes gestellt – und wir dürfen uns da wiederfinden, dürfen uns hineinnehmen lassen in diese Erfahrungen. Und unwillkürlich fragt sich der Hörer: Wie ist es denn bei mir? Ist mein Leben auch geprägt von solchen tiefen, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, also das ganze Leben zusammenbündelnden Erfahrungen, hat mein Leben solch einen „roten Faden“, innere Konsistenz – oder springe ich schnell von event zu event, austauschbar und flach, wie so vieles, was uns begegnet. Das alles wird nicht mit moralinsauren Zeigefinger in Form der sonst so beliebten Rundumschlag-Gesellschaftskritik vorgetragen, sondern sehr nachdenklich, sich selbst mit einbeziehend, in meditativer Frageform. Von dem eingangs von mir beobachteten „Macher-Gehabe“ ist nichts mehr zu spüren. Wie man sich doch täuschen kann. Der Hörer wird zu einer eigenen Lebensbetrachtung angeregt, unaufdringlich, zurückhaltend, eher mit leisen Tönen. Kann ich als Hörer mich in dem hochbetagten Zacharias, der sein Leben nach vorn und hinten bedenkt, ein Resümee zieht, etwa selbst entdecken? – Vielleicht liegt es ja auch an meiner ganz eigenen Situation, dass ich so gut zuhören kann, dass ich mich wiederfinde. Wie wird es wohl jüngeren Hörern gehen?

Ich merke immerhin bei allen eine sehr aufmerksame Spannung. Alle sind dabei. Der Prediger fasziniert gerade mit den leisen, ruhigen, nachdenklichen, in allem aber auch echten Tönen. Er wirkt glaubwürdig. Besseres ist wohl kaum von einem Prediger zu sagen.

Dann ist nach ca. 20 Minuten Schluss. Schade. Hätte gern noch weiter zugehört. War auch ganz in mich gekehrt... der Prediger hat in mir selbst einen indirekten Predigtprozess ausgelöst. „Es denkt“ weiter in mir. Daher nehme ich auch den Rest des Gottesdienstes kaum noch wahr. Er nimmt wie üblich seinen Lauf mit Gebet und Segen. Und dann sehr freundlich Verabschiedung an der Tür. Er blickt mir „tief in die Augen“. Kennt er mich? Nein, er kennt mich nicht, aber ich fühle mich von ihm wahrgenommen und dann in Frieden entlassen, losgelassen, frei gelassen (in einem späteren Gottesdienst, Nr. 42, ist es dann ganz anders). Ja, wenn ich weitergeschlafen hätt, diesmal hätte ich etwas, nein viel verpasst, tät viel vermissen. Denn so wünsche ich mir unsere lutherischen Predigt-Gottesdienste, ich spitze zu: betont und bewusst liberalen Predigt-Gottesdienste. Dazu in der Auswertung⁵ mehr.

22.

Gottesdienst in einer diakonischen Einrichtung. Eine große Schwesternschaft gehört dazu. Riesengroßer Kirchsaaal. Für wohl fast 1000 Personen angelegt. Als ich 2 Minuten nach 10.00 Uhr den Kirchsaaal im Obergeschoss der Einrichtung endlich gefunden habe, bin ich der 21. Besucher. 20 ältere Frauen incl. liturgischem Chor verlieren sich in der Kirche. Ich bin der einzige Mann und mit Abstand der jüngste Gottesdienstteilnehmer. Eine wirklich gespenstische Situation. Ich muss erst mal zu mir kommen, setze ich spontan in die 5. Reihe von vorn, um nicht ganz verloren zu sein. Vor mir (auf der Kanzelseite) noch drei ältere Damen. Das war's.

Fairerweise muss ich jedoch anfügen, dass der Gottesdienst auch ins angeschlossene Altenheim übertragen wird. Dort soll man –so sagt man mir später- per Radiübertragung dabei sein. „Wird gut wahrgenommen.“ Eigentlich soll der Gottesdienst auch auf die einzelnen Stationen des Krankenhauses übertragen werden, aber da hat es in der Vergangenheit einigen Protest gegeben und die Schwestern „vergessen“ einfach, den

⁵ Vgl. unten S. 81 ff.

Lautsprecher anzudrehen. „Sie haben ja auch so viel anderes zu tun.“ Ich denke mir: Ja, das ist unsere volkshkirchliche Wirklichkeit in einem nach außen bewusst evangelischen Krankenhaus. Nun ja!

Ich versuche, in diesem Riesenraum endlich zu mir zu kommen. Den amtierenden Pastor kenne ich gut, ein ehemaliger Vikar von mir aus alten Zeiten im Predigerseminar, jetzt auch schon –wie er mir anschließend bei einer Tasse Kaffee im Empfangsvestibül des Krankenhauses sagt- fast 60 Jahre alt. Will in zwei Jahren in Pension gehen. Unvorstellbar für mich. Er wirkt noch so jugendlich, fast jugenhaft. Das Gespräch mit ihm hat an alte Zeiten (anno 1977) angeknüpft. Schöne Erinnerungen werden ausgetauscht. Das ist für mich der erfreulichste Aspekt dieses Gottesdienstbesuches.

Ja, nun der Gottesdienst selbst incl. Predigt. Schöner liturgischer Gesang, bereits beim Introitus. Ja, die Schwestern können noch singen – und sie wollen es auch. Man spürt ihre Freude daran. Dann die Begrüßung des Pastors, ins Niemandland hinein, gekoppelt auch noch mit den Abkündigungen,. Sehr lang. Fast 10 Minuten lang. Ich war stets liturgischer Gegner der vorweggenommenen Abkündigen. Hier fällt es mir besonders auf. Wann geht es endlich los? Ich erfahre viele Dinge, die ich gar nicht wissen will. Ich zweifle auch, ob sie die anderen wissen wollen. Viertel nach 10 geht's erst richtig los für uns 21 Personen. Liturgie, biblische Lesungen, Lieder korrekt und wie gewohnt. Über den OP-Text (Hebr. 4,12-13) wird gepredigt, genau 15 Minuten lang. Ich wundere mich, wie gut ich in dieser äußerlich sterilen Atmosphäre zuhören kann und wie persönlich der Prediger mich anspricht. Er hat eine nachdenklich-meditative Stimme. Jedes einzelne Wort seines Manuskriptes (an das er überraschend stark gebunden ist) setzt er bewusst. Und es sitzt. Vom „großen Bruder“, der alles sieht, hört, beurteilt (vgl. Predigttext) predigt er. Orwells „1984“ steht als literarische Pate bereit. Ist Gott so? Ist er auch so? Nur strenger Richter, der alles sieht, so dass er uns durch Mark und Bein durchleuchtet? So dass wir uns nirgends verstecken können, „big brother is watching you“ – und uns dann auch noch –recht hätte er ja- verurteilt? Ist Gott so? Beispiele aus dem Mittelalter (Inquisition, Hexenverfolgung) werde angeführt. Man spürt, dem Prediger ist „sau-unwohl“ dabei. Aber er hält es durch.

Und dann –nachdem er acht Minuten lang das Gerichtsgemälde ausgemalt hat, nicht genüsslich eher masochistisch- setzt er neu an –jetzt frei predigend- und sagt „NEIN“ dazu. Gottes „Gericht“ heißt „aufrichten“ und „mitleiden“. Zum Verständnis. Zwei Verse nach unserem Predigttext ist von Christus als unserem Hohenpriester die Rede, der unser Leiden, unser Versagen kennt und mit uns mitleidet. Hier predigt sich der Prediger frei. Gern hätte ich ihm noch weiter zugehört. Aber er kommt sehr schnell zum Schluss, für mich zu schnell. Das Gerichtsgemälde wirkt noch nach, der schale Geschmack vom Anfang ist noch nicht verschwunden. Schade! – Aber doch sehr eindrucksvoll, wie er bewusst gegen die äußeren Buchstabensinn des Textes gepredigt hat, bzw. die Schlusssaussage des Textes „Vor Gott ist alles entblößt (nackt) und aufgedeckt vor seinen Augen“ zum Guten hin wendet: Zum Glück dürfen wir vor Gott entblößt (nackt) dastehen, zum Glück deckt er alles auf – und so können wir uns vor Gott –wenn wir es nicht voreinander tun- sehen lassen. Gott sieht tiefer, sieht das Herz an (ich habe das jetzt mit meinen Worten wiedergegeben, ich habe es zum mindestens so gehört). Der Prediger predigt sich selbst so frei und hat –wie er mir hinterher erzählte- auch ein Stück Leidenbiographie seines eigenen Lebens gepredigt. Das war zur spüren im zweiten Teil der Predigt, auch wenn er es natürlich nicht sagte.

Zehn vor 11 ist der Gottesdienst zuende. Kurzes Fürbittengebet, schneller Segen – sehr persönliche Verabschiedung an der Kirchentür Die Schwesternschaft kennt sich, für jeden Einzelnen findet er ein gutes Wort. „Das Wort Gottes ist in der Tat ein zweischneidiges Schwert“ (Predigttext) – denke ich mir. Zweischneidig habe ich auch diesen Gottesdienst

empfunden. Der gespenstisch leere Saal, die gespenstisch überalterte Gottesdienstgemeinde, die eindringliche Predigt, das Ringen um diesen schwierigen Text, die mutige Kehrtwende gegen den Text! Auch für die Zuhörer/innen auf den Stationen? In den Zimmern des Altenheims? „Und wenn ich weiter geschlafen hätt...“? Nein, gut dass ich da war. Nicht nur wegen der sehr angenehmen persönlichen Begegnung nach dem Gottesdienst, sondern auch wegen der nachdenklichen, mich zum weiteren Nachdenken anregenden Predigt. Diesmal nur wegen der Predigt. Sie war für mich der ganze Gottesdienst.

23.

Heute bin ich in einer hochliturgisch geprägten Traditionsgemeinde. Bereits seit den 50er Jahren gilt sie als bewusst hochkirchlich. In meiner Jugend pilgerten viele Liebhaber einer breit entfalteten Liturgie der deutschen Messe Luthers in diese Gemeinde am Rand der Innenstadt. Manche bewunderten das reiche gottesdienstliche Leben der meist vollen Kirche, andere mokierten sich über die „katholisierenden Tendenzen“. Aber alle sprachen mit einer gewissen Achtung von dieser bewusst anderen Gemeinde, lutherisch ungleichzeitig allem neomodischen Allotria der „Gottesdienste in anderer Form“ und dem „Gottesdienst als zweite Programm“ gegenüber. Lutherische Messe pur war hier zu erleben, das war die „andere Form“ und viele Liebhaber dieser Form zog es an. Die Mahrenholz'sche Einheitsagende erlebte hier ihre breiteste Entfaltung, man sah, was sie alles liturgisch her gab, wenn sie voll ausgereizt wurde. So damals – in ihrer Jugend (die Gemeinde ist erst nach dem 2. Weltkrieg entstanden) – in meiner Jugend.

Die Gemeinde scheint in die Jahre gekommen zu sein. Als ich pünktlich um 10.00 Uhr die Kirche betrete, von weiß gewandeten Gestalten, die auch bereits in die Jahre gekommen sind, empfangen werde und liturgische Faltblätter in die Hand gedrückt bekomme, habe ich nicht viel Mühe, um der Kirche die hier und da vereinzelt sitzenden vorwiegend natürlich älteren Besucher/innen zu zählen. Es sind an die 30, es kommen dann noch einige nach, so dass am Ende 39 Menschen den Gottesdienst feiern .

Vor dem Orgelspiel und also vor Beginn des Gottesdienstes werden recht liturgisch die Abkündigungen verlesen. Eine weißgekleidete Gestalt geht zielstrebig nach vorn, liest die Abkündigungen (nur Kollekte, Wochenspruch usw. ohne Gemeindeveranstaltungen) vor und geht sofort durch den Mittelgang wieder zur Eingangstür, um dann mit Orgelbegleitung wieder mit einzuziehen: der weiße gekleidete Pastor und zwei weiße Assistenten. Im Altarraum nehmen sie Platz. Ich hab den Eindruck: Alles routiniert festgelegt,. Bis hin zum Platz für das Tragekreuz und dem liturgisch korrekten Anzünden der Kerzen, peu a peu, während des Gottesdienstes. Nach der AT-Lesung werden weitere Kerzen angezündet (merke theologisch: Das AT ist vor-christlich!), zur Evangeliums-Lesung natürlich weitere Kerzen auf dem Altar und rechts und links, den Lektor flankierend. Der Gottesdienst als Licht-Träger, das ist hoch-liturgisch korrekt. Korrekt natürlich auch, dass jetzt in der Passionszeit die Liturgie eher reduziert ist, obwohl der Altar noch in seiner ganzen liturgischen Pracht zu sehen ist. Aber das wird sich bis Karfreitag (ob ich an diesem Tag wohl noch einmal die Kirche aufsuche, ich bin neugierig geworden) ändern wird. Ich wundere mich etwas, dass der Gemeindegang doch recht spärlich. Einige in die Liturgie eingeweihte ältere Damen ganz vorn singen kräftig alles mit (Antiphon, einige mir unbekannte liturgische Lieder), die meisten Besucher jedoch, die wie ich eher hinten sitzen, nehmen eher stumm am Gottesdienst teil. Einige knien ständig, andere bleiben auch bei den Lesungen sitzen, einige bevorzugen wie ich das Stehen. Das sieht alles recht willkürlich, positiv gewendet; sehr individualistisch aus. Ist das eine bewusst „persönlicher Stil“? Wohl kaum. Mich wundert auch etwas, dass die liturgische Gestaltung durchaus mit individuellem Engagement geschieht. Z.B. liest der Pastor

das Evangelium (Versuchung Jesu, Mt 4.) sehr betont und engagiert, so als wäre die Lesung selbst schon eine kleine Predigt. Das entspricht nicht der mir sonst in diesen Kreisen bekannten Zurückhaltung bei der Präsentation eines biblischen Textes aus Ehrfurcht vor dem „objektiven Wort“. Ist das alles also noch so „rein“, wie es früher war? Und wer von den 39 Personen gehört zum inneren Kreis der Gemeinde? Es können höchstens die Hälfte der Besucher sein.

Und dann also die Predigt. Ob er wohl genauso engagiert predigt, wie er das Evangelium zelebriert? Ja, engagiert ist er schon, genauso wie beim Evangelium. Aber ist das eine Predigt? Oder doch nur eine Rezitation biblischer Sprüche und dogmatischer Kernsätze? In sehr loser Assoziation zur AT-Lesung für den Sonntag (Gen. 3, Versuchungsgeschichte) –es bleibt unklar, ob das der Predigttext sein soll- werden dogmatische Richtigkeiten aufgezählt, Satz für Satz: Die Sünde der Menschen , die Liebe und Gnade Gottes, immer wieder, es nimmt kein Ende. Fast kommt es mir vor wie eine liturgische Litanei. Und noch einmal: Unsere Sünde – Gottes ewige Liebe – unsere böse Welt – Gottes heilige Gnadenwelt. So geht das 23 Minuten lang. Durchaus engagiert vorgetragen, aber immer dasselbe, ohne inneren Fortschritt. Der erste Satz der Predigt und der letzte Satz und alle mittleren Sätze sind fast die gleichen. So kommt es mir vor. So kommt es wohl auch einigen Besuchern vor, die wie ich verstohlen auf die Uhr schauen, immer öfter schauen sie. Dann wird auf einmal –abweichend vom Manuskript, an das der Prediger überraschend stark gebunden ist, er hat wohl alles sorgsam so aufgeschrieben, wie er es vorträgt- in freier Rede auf den neuen Film vom Mel Gibson, Die Jesus-Passion, hingewiesen. „Ich hab den Film natürlich noch nicht gesehen (offiziell ist er ja auch noch nicht im Kino), aber viel gelesen von ihm, auch kritisches. Soll da zu viel Blut fließen. Aber das Blut Christi ist es, das uns rettet. Ein Tropfen des Blutes Christi ist unser Heil, das wir im gnädigen und ewigen Altarsakrament genießen . Vielleicht wird das ja in diesem Film des frommen Mel Gibson deutlich“. Hier ist seine Stimme anders. Er erzählt, ist nah dran an seinen Hörern, die blicken auch auf. Doch dann wieder die altbekannte dogmatische Litanei. Doch so langatmig wie die Predigt ist, so überraschend ist sie auf einmal beendet, so als sei die Litanei monoton, ohne Höhe- und Tiefpunkt nun zum Ende gekommen. Satis est.

Dann ausführliches Fürbittengebet und natürlich Abendmahlsfeier. Weitere Kerzen werden angezündet. Mir unbekannte zusätzliche liturgische Gebete. Viel Aufstehen und Knien (oder eben sitzen bleiben), wie's beliebt. Manches kann ich auch bei großer liturgischen Verstehensbemühungen nicht nachvollziehen. Es bleibt für mich ein Geheimnis, allerdings ein rein menschliches. Nicht alle Besucher gehen zum Abendmahl, etwa nur zwei Drittel, also ca. 25 Menschen, aber wohlgeordnet in 7er-Gruppen. Alle zünden eine zusätzliche Kerze an. Dann ist es ganz schnell vorbei. Die gesamtgottesdienstliche Litanei ist aus, ganz schnell.

Und was soll ich von dem Ganzen halten? Ich weiß nicht recht. Dass ich mich in diesem Gottesdienst nicht zuhause fühlen würde, wusste ich ja schon vorher. Aber ich war recht gespannt, weil ich von der guten Tradition der Gemeinde wusste. Aber sie scheint tatsächlich in die Jahre gekommen zu sein. Hochkirchliche Routine, nicht etwa abgespult, aber doch als dahinfließende Litanei zelebriert. Die Predigt selbst (sehr lang!) gehörte auch dazu. Doch die recht individuelle Beteiligung/Nicht-Beteiligung der Besucher passt nicht recht dazu. Also, was soll ich davon halten? Ich will Karfreitag nochmals hingehen. Vielleicht „tät ich ja doch etwas vermissen“, wenn ich's nicht tun würde. Vielleicht gar –wer weiß- „würde mir sogar etwas fehlen“. Mal schauen.

Wieder einmal in einer Innenstadtrandgemeinde. Ich fahre rechtzeitig los, um pünktlich da zu sein. Dann verwechsele ich aber die katholische Stadtteilkirche mit der evangelischen. Ich wundere mich schon, dass so viele Menschen –junge, mittelalterliche, ältere- zur Kirche strömen, auch viele Familien mit Kindern. Donnerwetter, denke ich, diese Gemeinde scheint ja aktiv zu sein. Oder ist heute ein besonderen Gottesdienst, Konfirmandenvorstellung oder Familiengottesdienst. Doch dann entdecke ich, es ist die katholische Gemeinde. Soll ich da hineingehen. Ich zögere kurz, dann entscheide ich mich doch, wieder wegzufahren und die evangelische Gemeinde zu suchen. Ich finde sie auch und bin etwa fünf nach zehn da. Es geht also noch. Doch ich lese draußen: Vorstellungsgottesdienst der Konfirmanden durch die Diakonin der Gemeinde. Soll ich mir das antun? Ich zögere wieder kurz. Nein, ich will nicht hochmütig sein. Ich gehe jetzt da hin, betrete die Kirche und sehe eine kleine Gruppe von Konfirmanden und eine klägliche Gruppe von Besuchern, verstreut über die ganze Kirche, unsicher sich umblickend, wahrscheinlich die Eltern. Die Diakonin geht gerade ans Pult und fordert alle auf, gemeinsam im Stehen einen Kanon zu singen. Einige erheben sich müde. Ich stehe noch im Eingang, mach dann doch kehrt und fliehe

Nun also eine neue Kirche suchen. Ich weiß, es gibt im Stadtteil noch eine sog. „moderne“ Kirche, aus Riesenbau aus den 60er Jahren im Charme der Betonkultur. Ich finde die Kirche rasch, es ist jetzt 12 nach zehn. Geht also noch, um zur Predigt zu kommen. Ich gehe durch die offene Tür in die Kirche. Sie ist ganz leer. Sollte hier erst 10.30 Uhr Gottesdienst sein? Nein, da stehen einige Fahrräder und im Schaukasten neben der Kirche steht 10.00 Uhr. Also zurück, wahrscheinlich findet das Ganze in einem Nebenraum statt. Es ist so. Aus der Taufkapelle, ein Nebenraum der Riesenkirche, höre ich Gesang. Ich betrete den Raum... und finde keinen Platz mehr. Alles besetzt. Schnell kann ich zählen (7 Reihen mal 10 Plätze, zusätzliche Platz für Posaunen), es sind etwa 75 Besucher, alle dicht zusammen. Eine fast heimelige Atmosphäre. Der Küster holt für mich extra noch einen Stuhl, damit ich nicht stehen muss. Ich bin gerade zur Evangeliums-Lesung gekommen, dann noch das Credo, und schon beginnt die Predigt. Das ging aber schnell. Es ist doch erst viertel nach zehn.

Ich versuche mich im Raum zu orientieren. Ziemlich gemischte Gesellschaft, jung und alt, auch Mittelalter, gut gemischt. Eine warme, fast herzliche Atmosphäre. Der Pastor (etwa 40 Jahre alt) predigt über den vorgeschriebenen Text für Lätare (1.Kor 1,5ff.) Es ist sein Anliegen, uns den „Trübsal“ (immer wider fällt diese altertümliche Übersetzung Luthers) nahe zu bringen. „Trübsal“ nicht verdrängen, nicht beschönigen, nicht verwerfen, sondern aushalten. Aushalten bei sich. „Ich gebe Ihnen jetzt einmal 5 Minuten, in denen Sie Ruhe nachdenken können, wo Sie in Ihrem Leben –früher oder jetzt gerade- „Trübsal“ erfahren haben. Die Orgel wird dazu spielen.“ Schön für mich, endlich zur Ruhe zu kommen. An Trübsal denke ich nicht, aber es ist gut, die leise und beruhigende Musik der Orgel zu hören. Die Zeit geht schnell vorbei. Waren es wirklich 5 Minuten? Egal, nun setzt der Prediger an, uns den rechten Umgang mit der „Trübsal“ zu erklären. Die Freunde Hiobs stehen schnell Pate, weil sie geduldig 7 Tage lang die Trübsal Hiobs ausgehalten habe, bei ihm standen, ohne ihn mit frommen Tröstungs-Reden zu bombardieren. Ich denke im Stillen: Na ja, so war's doch gerade nicht... Fast 30 Kapitel lang haben Sie ihn mit ihrem Vorwürfen und Einwänden mit erhobenem Zeigefinder gequält. Aber sicher standen sie auch vorher still neben ihm. Darauf kommt's wohl dem Prediger an, aber ob wirklich die „Freunde“ Hiob die richtigen Gewährsmänner dafür sind? Egal, schon ist er bei Paulus (Predigttext) und dann bei Jesus (von dem der wahre Trost kommt). So ganz kann ich nicht zuhören. Und als ich mich endlich besser konzentrieren will, ist die Predigt schon zuende. Es ist grad erst kurz nach halb elf.

Dann geht der Gottesdienst verhalten-freundlich weiter, ist viertel vor schon zuende. Die Gemeinde scheint's zu danken, ich sehe in fröhliche Gesichter beim rausgehen. Alles wirklich freundlich und nett. „Doch wenn ich weiter geschlafen hätt....und tät von alledem nichts wissen...“? Nein, daran will ich nicht denken. Ich denke jetzt eher an meine Irrfahrt durch diesen Stadtteil, an die volle katholische Kirche (doch noch eine andere Gottesdienst-Tradition?), da strömte es wirklich und das ganze vielfältige Leben war da. Vielleicht doch schade, dass ich nicht da geblieben bin ? Ein guter Gedanke vielleicht, nach dem braven all-sonntäglichen Besuch lutherischer Gottesdienste dann einmal bewusst durchschnittliche katholische Gottesdienste zu besuchen, nicht genauso extensiv, sagen wir 5-10 mal, so nach Ostern oder in der Trinitatis-Zeit. Mal sehn! Und dann noch einmal die Leitfrage stellen: „Würd mir was fehlen? Würd ich's vermissen?“

25.

Nachdem ich mehrere Sonntage hintereinander selbst wieder in „die Bütt“ gestiegen bin –sog. Festpredigten anlässlich jüdisch-christlichen Gedenkens- zieht es mich am Karfreitag wieder in die traditionell hochkirchlich orientierte Gemeinde, die ich vor einigen Wochen schon einmal besucht habe (Nr.23). Um es gleich vorwegzunehmen: Sehr enttäuschend das Ganze. Wie ist die ehemals hochkirchliche Tradition dieser Gemeinde nur verkommen! Gerade mal 38 Besucher (darunter 13 Männer, ich einer der jüngsten) zähle ich in dem langen, langatmigen Gottesdienst. Dass am Karfreitag eine andere Liturgie zelebriert wird, versteht sich von selbst. Aber von Liturgie kann eigentlich gar nicht die Rede sein. Am Anfang die agendarisch verordnete Eingangslitanei (gekürzt auch noch) mit z.T. knieenden, z.T. sitzenden, z.T. stehenden Gottesdienstbesuchern. Das war's dann schon mit Liturgie.

Ansonsten Worte, nichts als Worte, und das reichlich, die „Kirche der inflationären Wörter“. Zunächst die verordnete Epistel-Lesung, von einem schwarz gewandeten Lektor pathetisch vorgetragen. Dann von fünf Personen im Wechsel die gesamte Markus-Passionsgeschichte (Kap. 14 und 15), jeweils kurz unterbrochen von einigen Strophen unterschiedlicher Karfreitaglieder. Ich hab nicht mitgezählt, es waren ca. 8-10 Text/Lied-Passagen. Insgesamt dauert es 30 Minuten bis ¼ vor 11. Dann folgt –illustriert durch 7 schwarz/weiß- Bilder, die auf eine Leinwand projiziert werden, eine Betrachtung der „7 Worte Jesu am Kreuz“. Dauert nochmals 30 Minuten, also bis ¼ nach 11.

Was ist das? Eine Predigt? Eine Bild-Meditation? Eine Aneinanderreihung dogmatischer Richtigkeiten? Sonore, aber wieder recht pathetische Stimme. Jedes einzelne Wort ist gewichtig, hat dogmatischen Erkennungswert. Liebe und Last und Leiden und Sühne, dies vor allem, immer wider Sühne und Stellvertretung und Vergebung und Sünde, unsere bittere Sünde und Gottverlassenheit und Gottlosigkeit und Erbarmung am Kreuz und immer wieder die ewige Liebe und Finsternis und Licht, und wieder Finsternis und Sünde und nochmals Liebe, Gottes Liebe am Kreuz natürlich. So in etwa war es. Bei jedem Bild, das betrachtet wurde, bei jedem der 7 Worte Jesu am Kreuz. Die einzelnen Betrachtungen fast austauschbar. Immer dasselbe. Predigt als Litanei etwa? Ich kann es nicht vermeiden, immer wieder verstohlen auf die Uhr zu blicken. Mich rührt nichts an, nichts dringt in mich ein, es kommt stets das gleiche nochmals in anderen Worten . Jetzt ist er beim 4. Wort. Hat schon 15 min gedauert. Auf 30 min. muss ich mich also einstellen, für jedes Wort ca.4-5 min. Immer das Gleiche. Gegenwartsbezug fehlt ganz, nein einmal kurz angedeutet: “So haben die Menschen damals ihre Kriege geführt. - Bis heute hat sich daran wohl wenig geändert“.

Statt liturgischer Karfreitags-Litanei also eine karfreitägliche Predigt-Litanei. Einige Besucher sitzen unbeweglich in sich versunken in den Bänken. Andere blättern das Gesangbuch durch.

Ab und zu muss man es auch offiziell tun, denn diese Predigt-Litanei ist wieder unterbrochen durch einige Gesangbuchstrophen. Im Übrigen: Das Ganze geschieht vom ‚Prediger‘ nicht face zu face vom Altarraum aus, sondern er sitzt in der 1.Reihe der Kirche wie ein Besucher und liest seinen Text ab. Eine Korrespondenz von Text und Bild habe ich im Übrigen kaum, ja eigentlich gar nicht erkennen können. Bild und Wort liefen unverbunden nebeneinander her. Schlimm dies alles so zu sagen, sagen zu müssen, aber es ist halt so.

Dann ist es also schon 11.30 Uhr. Wie lange wird’s noch dauern? Es dauert noch 10 Minuten. Es folgt (jetzt ohne Lied dazwischen) ein recht ausführliches Fürbittengebet (Lektor – Pastor – Sängerin) mit wieder 8-10 Etappen. Und dann ist ganz abrupt Schluss. Kein Vater unser! Kein Abendmahl !!! (Der Altar blieb während des ganzen Gottesdienstes -liturgisch korrekt-nackt) Sofort der Segen und noch eine Liedstrophe und aus. Wörter, Wörter, Wörter! Und ein bisschen Musik; Passionsmusik! Und eine (auch meist bei den Liedern) schweigende Gemeinde, recht vereinzelt und –wie ich empfinde- verloren in den Bänken versunken. Es ist kalt, nein mir ist kalt. Und ich will sofort hinaus in die normale Welt. Doch auch da ist es kalt, nur 5° heute am Karfreitag. Und es regnet leicht. Karfreitagsgrau. Es passt alles zusammen, an diesem Karfreitagmorgen: In der Kirche – vor der Kirche.

Schlussfrage also: “Und wenn ich weiter geschlafen.... und tät von alledem nichts.... würd mir was fehlen, tät ich’s vermissen?” Nein, das, was ich da erlebt habe, hab ich wirklich nicht vermisst. Ja, ich habe alles vermisst, alles, was ich heute brauchte. Meinen Bach, Gefühl und Abschauung für die Betrachtung des Leidens, meine eigene Situation transformiert ins Jahr 30 – oder auch umgedreht. Und vor allem hab ich vermisst: Karfreitag – der lutherische Feiertag des Jahres. Alltag, grauer und böser Alltag ist. Und als ich mit dem Auto nach Hause fahre, tönt aus allen Sendern fröhliche Pop- und Schlagermusik. Das passt dazu. Und sogar „N 3“ und „Klassik-Radio“ haben nur gehobenen Mozart. Ach, was ist das nur mit unserer christlichen Kirche im Jahre 2004?

26.

Nein. So kann, so darf der Karfreitag nicht enden. Auch die Matthäus-Passion im Radio –neue Version in der Thomaskirche/Leipzig- ist dafür kein Ausgleich. In den Kirchlichen Nachrichten der Tageszeitung sehe ich, dass „Gedenken (Andacht/Gottesdienst) zur Sterbestunde Jesu um 15.00 Uhr“ zum neuen Ritual in unserer Kirche zu werden scheint. 25x mal allein in Hannover habe ich nachgezählt. Hab so etwas nie zelebriert, hab es auch noch nicht erlebt. Aber es passt zu den „Erlebnis-Liturgien“, die vom Kirchentag her in den letzten Jahrzehnten entstanden sind, „Feierabendmahl“ „Osternacht“ „Silvesternacht“ usw. Ein „Kasus“ als Anlass, frei von agendarischen Vorgaben. Wenn eine „Andacht zur Sterbestunde Jesu“ jetzt bereits in 25 Gemeinden Hannovers stattfindet, muss wohl ein „Bedürfnis“, besser ein „Erlebnisverlangen“ vorliegen. Ich mache mich frei von meinen altertümlich historisch-kritischen Vorbehalten (war es wirklich 15.00 Uhr nachmittags? Wollen wir das Sterben Jesu historisierend auf eine bestimmte Zeit ((ja, ja, natürlich, zur ‚neunten Stunde‘ war’s)) festlegen?). Ich mache mich frei von diesen Vor-Urteilen (?) und gehe neugierig in die Kirche meiner Nachbargemeinde, Vorort Hannovers, alte, reiche Bauerngemeinde, jetzt mit viel Geld- und Geistadel durchsetzt. Gut, dort PastorIn zu sein.

Ich staune, als ich die Kirche betrete. Gut gefüllt, vor allem mit jungen und ‚mittelalterlichen‘ Menschen. Eher die Gebildeten unter den Nicht-Verächtern des Glaubens sind es. Und die Kirche wird immer voller. Nach mir (ich bin pünktlich Punkt 15.00 Uhr da) kommen sicher noch einmal so viel, wie bereits in der Kirche sind. Zu 2/3 ist sie besetzt. Man muss in den

Reihen gar zusammenrücken. Erwartungsvolle Gesichter. Findet das in dieser Gemeinde zum ersten Mal statt? Ich muss nachfragen.

Die ‚Liturgie‘ –wenn man das so bezeichnen darf- ist denkbar einfach. „Wort und Musik“ heißt es in dem Titel. Und so ist es auch. Keine Begrüßung, keine agendarischen Worte. Einfach nur 5x Musik (reine Instrumentalmusik von Bach, Brahms, Dupré und Boily) und 4x Worte (Gedichte und Meditationen von Marti, Rinser, Wiemer und dem mir noch unbekanntem Jürgen Benisch). Nach dem 3. Text wird von einer Lektorin die kurze Sterbepassage aus dem Mt-Evangeliums gelesen. Landes Schweigen danach. Die einzige auf dem Altar brennende Kerze wird gelöscht. Das ist aber auch die einzige symbolische Handlung im Gottesdienst. Ist’s überhaupt ein Gottesdienst? Ist’s Andacht, Meditation, Besinnung, Musik von einigen Wortteilen unterbrochen? Wie auch immer, „Wort und Musik“ ist schon die richtige Überschrift. 35 Minuten dauert das ganze. Schade! Ich hätte gern noch mehr gelauscht, gehört, gefühlt, meine Gedanken schweifen lassen, Karfreitagsatmosphäre in mich aufgenommen.

Sehr zurückhaltend agiert die Pastorin. Kein Wort zu viel. Kein interpretierendes persönliches Wort. Die Texte sprechen für sich. Keine Auslegung, keine Anweisung zum Hören, Fühlen, Denken. Nur das pure Wort, die pure Musik – und der knappe Bibeltext. Das reicht.

Ein Text bleibt mir besonders in Erinnerung. Ich hab ihn mir gleich aufgeschrieben, um ihn nicht zu vergessen. Es ist der letzte Text, der verlesen wird, der Text von Jürgen Benisch. Da heißt es am Ende:“ ... An jenem Freitag bekam Gott ein neues Gesicht – an jenem Freitag wächst um das Wort neues Fleisch“. Das setzt sich fest in mir. Gott am Kreuz ein neues Gesicht ! ? Um Gottes Wort herum wächst am Kreuz neues Fleisch ! ? Darüber möchte ich einmal predigen. Nein, nicht darüber, aus diesem Geist heraus möchte ich predigen. Auf dass das Wort menschlich wird, auf dass das Wort fleischlich wird... durch uns, gegen uns, mit uns. Beim Schreiben merke ich, ich bin schon mitten in der Predigt drin. Genug.

Wie schön, dass ich mich um 15.00 Uhr nach einem etwas unruhige Mittagsschlaf noch einmal aufgemacht habe in die Kirche. Und: Natürlich würd mir sehr viel fehlen, würd ich das nicht wissen. Natürlich tät ich’s vermissen, hätt ich’s verschlafen! Hab ich aber nicht! „An jenem Freitag wächst um das Wort neues Fleisch“. Neues Fleisch auch für unseren agendarisch verorteten Wörter-Gottesdienst? Neues Fleisch auch für eine zu sehr zum bloße Gerede gekommenen, gar verkommen Predigt? „... bekam Gott ein neues Gesicht“. Auch unser Gottesdienst, auch unsere Predigt, um 15.00 Uhr Karfreitag, Punkt Todesstunde?

27.

Ostermontag. Ich suche mir aus Gründen eines langen familiären Abends am Tag zuvor in der Zeitung einen ‚späten‘ Gottesdienst heraus. Um 10.30 Uhr findet der späteste statt. Immerhin. Zudem lese ich noch in der knappen Vorankündigung „Orchester, Chor, Solisten, Abendmahl“. Das klingt durchaus verheißungsvoll. Also fahre ich an den Rand der Stadtmitte zu einer grau und grau wirkenden neu-gotisch/romanisch/barocken Kirche aus dem 19.Jahrhundert. Als ich 10 vor Halb ankomme, traue ich meinen Augen nicht. Das Volk strömt. Ich finde kaum noch einen Parkplatz. Und als ich 5 vor Halb die Kirche betrete, ist sie bereits bis zum letzten Platz gefüllt. Ich ergattere gerade noch einen Klappstuhl und setze mich ganz hinten hin. Ein Programm bekomme ich nicht mehr, alle schon vergeben. Ich leihe mir eins –wird mir sehr freundlich von einer gut situierten Dame gereicht, wir teilen es uns dann im Gottesdienst- und stelle fest: Die Credo-Messe von Mozart wird aufgeführt. Das Orchester und alle Solisten sitzen bereits im Altarraum. Ich schauen mich um. Nicht nur viel

Volk, an die 1000 Menschen oder gar mehr schätze ich, sondern auch viel halbkirchlich - unkirchlich durchmischtes Volk. Die ‚mittelalterlichen‘ Menschen, also so zwischen 30 und 50 Jahren, Frauen und Männer etwa gleich stark vertreten, sind fast in der Überzahl. Konzertpublikum, denke ich. Klassische Gottesdienstbesucher sehe ich fast gar nicht.

Ich werde natürlich sehr neugierig und will mal sehen, wie die wohl kirchlich ungeübten oder eben nur nebenbei geübten Besucher die Liturgie nachvollziehen. Denn ich entnehme dem Programm, ein ganz normaler Gottesdienst läuft ab. Die fünf klassischen Teile der Messe werden an den je dafür bestimmten Teilen des Gottesdienstes –also: Kyrie/Gloria am Anfang, Credo in der Mitte, Sanctus/Agnus Dei während der Abendmahlsliturgie- gesungen. Zwei Lesungen sind angekündigt, die agendarisch vorgeschriebenen von Ostermontag. Muss das sein, denke ich zunächst. Und natürlich auch eine Predigt vom pastor loci, der schon als Sänger im Talar mit Beffchen in der ersten Reihe der Choristen steht, unübersehbar. Nun ja.

Der Gottesdienstraum füllt sich immer mehr, es mögen jetzt 1200 Besucher sein. Die letzten müssen stehen, hinten an der Tür, in den Reihen, manche teilen sich einen Stuhl. Pünktlich geht es los. Ich bin gespannt, positiv gespannt. Mozart im Gottesdienst, am Ostermontag, in überfüllter Kirche. Wenn das nichts ist!

Eine junge Lektorin (oder ist's eine Pastorin, sie wirkt sehr routiniert) begrüßt die „Gemeinde“, also alle Menschen, die heute Gemeinde sind. Natürlich sind die meisten nicht wegen des Gottesdienste gekommen, sondern wegen der Mozart-Messe. Doch was macht's? Die Begrüßung –wie gesagt: sehr routiniert vorgetragen- wirkt jedoch fast wie eine Entschuldigung, dass man einen solchen Gottesdienst gestaltet. Ich höre: „Ostermontag ist sonst die Kirche recht leer. Wir haben uns gedacht: Wir machen mal etwas anderes. Musik von Mozart in der Kirche. Ich hoffe, es ist recht so.“ Warum so zurückhaltend? Statt sich einfach zu freuen, dass die Kirche so voll ist, so ein ganz eigenes Besucherpublikum. Welch missionarische Chance. Und eine musikalische Messe ist doch Urbestandteil eines Gottesdienstes, ja die Messe ist eigentlich nur für den Gottesdienst geschrieben worden. Das hätte man doch sagen können, wenigstens denen, die das nicht wissen. Also ein Hinweis auf den harmonischen Fünfklang jeder gottesdienstlichen messe. Kyrie – Gloria – Credo (das Zentrum!) – Sanctus – Agnus Die. Wenn also schon eine Einführung, dann auch richtig und bitte ganz offensiv. Schade, einiges verschenkt.

Die Liturgie des Gottesdienstes wird naturgemäß von den musikalischen Teilen der Messe geprägt. Es ist ein frühes Werk von Mozart, „klassisch Mozart“ würde ich sagen: unbekümmert, leicht, fröhlich, zuversichtlich, in allem. Durch und durch positiv. Das passt zu Ostern, ja. Der 2. Teil der Messe (Credo) wird vom 1. Teil (Kyrie/Gloria) nur durch Gebet, Lied und Epistel/Evangeliumslesung unterbrochen. Und jetzt –in actu- verstehe ich, dass auch in diesem Gottesdienst zwei Lesungen stattfinden. Die Osterbotschaft –der Text des Paulus, quälend und suchend, „ganz dicke Bretter bohrend“ wie der Pastor gleich in der Predigt sagen wird und die faszinierende Geschichte der Emmaus-Jünger, Auferstehungsbotschaft pur- darf der Gemeinde, gerade dieser Gemeinde, nicht vorenthalten werden. Vielleicht sind diese beiden Lesungen schon Predigt genug. Denn nicht Kunstgenuss –so schön er ist- macht diese Stunde ja aus, sondern der ganz normale christliche Gottesdienst, in den die Musik integriert ist. Also gut und treffend, der Großgemeinde beide Lesungen zuzumuten, zuzutrauen.

Dann –nach dem wunderschönen Mozart-Credo- die Predigt. Es dauert etwas, ehe sie beginnt, denn der Pastor muss erst aus dem Chorraum auf die Kanzel krabbeln. Doch was er dann sagt, das ist einfach gelungen, schlichtweg gelungen. Er weiß, dass er heute mit seiner Predigt nicht im Mittelpunkt steht, und so versteht er sich auch, heute als Diener und Interpret der

Auferstehungsmusik. Ostern und Frühling und Vögel in der Eilenriede und der Specht, der „dicke Bretter bohrt“ (wie Paulus im Predigttext) und der Kuckuck, der fröhlich, ja verspielt sein „Kuckuck“ daherruft (wie Mozart im oft wiederholten „Credo, credo“, das wie „Kuckuck, Kuckuck“ klingt) und „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, was Paulus wohl von Luther übernommen hat oder war's umgedreht? Oder haben beide es von oben eingehaucht bekommen?“ und Damaskus, wo Paulus umgekehrt wurde und Mozarts Kuckucksmusik und noch vieles andere Musikalische und die Emmausjünger, die nicht verstanden (wie wir) und dann doch verstehen (wie wir auch können) und nach schnellen 12 Minuten ist diese kurzweilige Predigt zuende. Viele Schmunzeln, hätte mich nicht gewundert, wenn geklatscht worden wäre. Mir war danach zumute, doch ich konnte das ja nicht tun, oder? Schön, solch eine Predigt –in Form und Inhalt voll Substanz- am Ostermontag vor Gebildeten und Halbgebildeten irgendwie dann doch kirchlich, zum mindestens christlich angehauchten Menschen hören zu können. Gelungen! Solche Predigten, solche Gottesdienste wünsche ich mir. Warum gibt es davon so wenige? „Musik und Wort“ muss doch keine Konkurrenz sein, können sich wie hier harmonisch, organisch ergänzen, sich gegenseitig interpretieren.

Der Gottesdienst geht dann rasch zuende. Kurze Kollektenabkündigung (Kollekte für die Kirchenmusik, will morgen mal nachfragen, wie viel zusammen gekommen ist), dann von der Pastorin gesprochene Abendmahlsliturgie, Sanctus und Agnus Dei durch den Chor, gemeinsames Vater Unser aller (alle sprechen mit, soviel ich wahrnehmen kann), Abendmahlsausteilung (etwa die Hälfte nimmt dran teil) und Segen und aus. Punkt 12, Neunzig Minuten hat das ganze gedauert.

Und ich bin nur in diesen Gottesdienst geraten, weil ich nach langer Nacht einen Spätgottesdienst gesucht habe. Also, für diesen Art Gottesdienst muss man laut Reklame machen. Und alle Kirchenmusiker/innen animieren, mit den Pastoren zusammen solch Gottesdienste zu gestalten. Welch Chance, wenn Wort und Musik sich verbrüderern, verschwestern, sich vereinen zum Gesamtkunstwerk Gottesdienst. Darunter leidet die Predigt nicht, im Gegenteil: Sie hat genügend Anstöße, die sie aufgreifen kann. – Und diesmal gilt wirklich: „Wenn ich (nach langer Nacht) weitergeschlafen hätt... und tät von alledem nichts wissen“ – ich hätte wirklich etwas, nein viel, nein alles vermisst.

28.

Quasimodogeniti, Sonntag nach Ostern. Via Zeitung erfahre ich, dass ein ehemaliger Vikar von mir, den ich in der Ausbildung sehr geschätzt habe, inzwischen auch schon über 50, in einer Nachbargemeinde predigt. Er ist –wie ich weiß- Krankenhausseelsorger, bewandert in der KSA-Ausbildung, man berichtet gut über ihn.

Ich mache mich auf in die Kirche, eine riesengroße Backsteinkirche für wohl 500-800 Menschen konzipiert (siehe oben Nr.8) und entdecke –für mich nicht mehr überraschend, incl. Konfirmanden gerade mal 29 Gottesdienstbesucher, sehr verstreut in der Kirche sitzend, jeder hat fast zwei Reihen Bänke für sich. Nun gut, Sonntag nach Ostern, vielleicht ist die Gemeinde Ostergottesdienst-müde (nach den Abkündigungen kann man es durchaus vermuten, denn in allen österlichen Gottesdiensten wurden immerhin 1.150 € Kollekte gesammelt). Aber trotzdem: 20 erwachsene Gottesdienst-Besucher in einer Gemeinde von über 5000 Mitgliedern? Nun ja. Es ist ja auch kein Gemeindepastor, sondern ein (wohl unbekannter?) Gastprediger.

Liturgie ganz normal und routiniert. Nichts dazu zu sagen, außer dass das Abendmahl –für mich ästhetisch ein Ärgernis- in Schnapsgläsern verteilt wird. Ich nehme zunächst pflichtgemäß auch eines, entschieße mich dann aber, es hinter meinen Körper zu verbergen und die

Oblate in den Wein einzutauchen (intinctio). Wird auch zweifellos so akzeptiert. Und ich bin nicht der einzige, der es so macht: Also nein: Abendmahl aus Schnapsgläsern (obwohl es natürlich Mini-Kelche sind).

Und da ist also noch die Predigt. Sie ist wirklich der Mittelpunkt des Gottesdienstes und man merkt: der Prediger hat etwas zu sagen. Und auch wie er es sagt, gefällt mir. Ich ertappe mich bei dem unbotmäßig-narzisstischen Gedanken: Er kommt ja auch aus meiner Schule. Ich schiebe den Gedanken aber rasch wieder fort, denn es gehört sich nicht, so zu denken. Er predigt über das Sonntagsevangelium von „Thomas, dem Zweifler“ (Joh 21). Und er tut es sehr persönlich und sehr lang. Man merkt, es muss sich erst an die weit entfernt und vereinzelt sitzenden Gemeinde heranarbeiten (Ansonsten ist er wohl im Krankenhaus gewohnt, dass eine viel intimere Atmosphäre herrscht). Aber er findet –so spüre ich- mit der Zeit durchaus Kontakt zur Gemeinde. Sogar die Konfirmanden sind sehr ruhig und scheinen ab und zu gar gespannt zuzuhören. „Thomas der Zweifler“ „Glauben und Zweifeln“ „Verschlossene Türen – sich einigeln in seiner Angst/Enttäuschung“ „Krankenhauserfahrungen dazu / Erfahrungen des Verlustes“ „Auf der Suche sein“ „Glauben und Nicht-Sehen“ „Selig sind....“ Sehr viele Gedanken. Einfühlsam –Text und Situation durchaus miteinander versprechend- vorgetragen. „Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht.... Mir geht es oft so.... Ich werde ungeduldig.... Mir geht es zu schnell mit dem Glauben ... Ich möchte auch sehen und einen Beweis haben...“ Das ist alles sehr nachdenklich, der Prediger drängt sich nicht auf, er geht einen inneren Weg mit uns.

Doch dann ist auch dies: Er nimmt mich mit einem Gedankengang mit, führt mich gar auf einen innerseelischen Weg, ich bin bereit mitzugehen, denn der Predige geht behutsam vor, überrollt mich nicht. Und auf einmal bricht er ab und kommt zu einem anderen Gedankengang /seelischen Tiefererlebnis. Ich bin noch nicht so weit. Es wird mir zu viel --- Also, dass er nicht nur vom Sehen/Zweifeln/Glauben spricht, sondern auf einmal auch dabei ist, dass Thomas Jesus gerade daran erkennt, dass er seine Finger in die Wundmale legen darf. „Der leidende Christus – Christus hat auch Wunden – wie ich Wunden habe – er kennt meine Wunden- das verbindet uns.“ Ein neuer Gedanke, lohnt sich weitergedacht zu werden. --- Und dann gleich noch ein neuer Gedanke: Thomas hört: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben. Das störte mich lange Zeit. Aber ich denke, dass ist gar nicht an Thomas gerichtet, das hat der Schreiber dieses Evangeliums –also Johannes nach der Tradition- an seine Leser und an uns gerichtet. Denn wir können ja alle nicht mehr sehen. Es ist ein Trostwort für uns. Selig sind wir, die wir nicht mehr sehen können und doch Glauben dürfen“. So ähnlich hat er es gesagt. Stimmt das eigentlich so? Das wäre eine neue Predigt wert. Und der Gedanke von den Wunden Jesu und dem Zweifel des Glaubens und vieles mehr, was er vorher sagte, ist wieder weg.

Alles lohnenswerte Gedanken, aber doch so viel. Gerade weil es nicht oberflächlich dahergeplappert ist, sondern seiner Tiefe wert ist, weiter bedacht zu werden. Mir wird es am Ende einfach zu viel und wenn schon mir... Nach 25 Minuten ist Schluss. Der Prediger bricht einfach ab. Sicher hätte er noch viel mehr zu sagen, aber es reicht jetzt wirklich. Mir hätte weniger gereicht. Aber ich weiß ja von mir selbst, dass ich es auch oft so mache. Dass mir noch ein schöner Gedanke einfällt, den ich unbedingt sagen will. Und noch ein Gedanke. Und de Zuhörern wird „so dumm, als geht ein Mühlstein im Kopf herum“. Ja, ein bisschen brummt mir auch der Schädel. Was nehme ich nun eigentlich mit? Es war doch zu viel, vielleicht mache ich mir einfach einen eigenen Reim auf das Ganze und formuliere für mich einen Satz, den der Prediger so gar nicht gesagt hat: „Jesus begleitet mich aufmerksam auf allen Wegen, in Höhen und Tiefen, meines Lebens“. So etwas hat die Predigt in, mit und unter dem offiziell

Gesagten für mich vermittelt. Das ist ja nicht schlecht, auch wenn ich es natürlich abstrakt schon weiß. Aber schön es noch einmal so freundlich dargeboten zu hören.

Also: Hätt ich einfach weitergeschlafen, ich hätte zwar objektiv nichts vermisst, subjektiv jedoch hätte mir dies gefehlt, dies vertraute Erinnerung an Alt-Bekanntes.

29.

Nach vier Wochen wieder in Hannover im Gottesdienst. Zwischenzeitlich war ich selbst dran und auf Tagungen in den Landen. Heute also, an Rogate, entscheide ich mich, in einem Stadtrandgottesdienst zu gehen, wo ich die neue Kirche –vor etwa 10 Jahren gebaut– anlässlich eines Vortrages gerade kennen gelernt hatte. Die Kirche hatte mir sehr gefallen, sehr heimelig, viel Holz, zentral ausgerichtet, auch wenn nur wenige Besucher da sind, Geborgenheit und Zuversicht ausstrahlend. So kann man also auch heute noch –soll ich sagen: schon wieder?– Kirchen bauen. In die Kirche zieht's mich also, obwohl laut Zeitungsnotiz ein unbekannter Gastprediger heute amtiert, die zuständige Pastorin hat frei. Schade.

Doch als ich ankomme, erstaune ich. In dieser recht kleinen Gemeinde (laut „Heiligenkalender“ nur 1.500 Gemeindeglieder) finden sich an einem normalen Sonntag, in dem nicht einmal die Ortsgeistliche Dienst tut, fast 100 Personen ein. Ich staune. Liegt es an der Kirche, liegt es am lebendigen Gemeindeleben, liegt es am Chor (ca. 15 Personen), der heute singt? Ich weiß es nicht. Ich nehme nur wahr, dass tatsächlich eine vertraute, fast familiäre Atmosphäre herrscht. In den Abkündigungen nach der Predigt erfahren ich dann, dass am Sonntag vorher Konfirmation war. Vielleicht haben ja auch die treuen Gottesdienstbesucher auf den vergangenen Sonntag verzichtet, weil da dir Kirche eh überfüllt war. Doch nochmals: wer weiß, ich bereue jedenfalls meine Entscheidung nicht, in diesen Gottesdienst gegangen zu sein.

Zur Liturgie ist wenig, nein eigentlich gar nichts zu sagen. Ganz normal, ganz konventionell, es fällt mir nichts besonders auf. Der Lektor liest die beiden vorgeschlagen Lesungen, der Chor singt –mehr schlecht als recht– bekannte Choräle, die Gemeinde singt verhalten mit, der fremde Pastor bemüht sich darum, einen persönlichen Ton in den Gottesdienst zu bringen. Alles also ganz recht, und noch doch: mehr recht als schlecht. Hinten quäkt ein kleines Kind während des ganzen Gottesdienstes, aber auch das stört nicht, wenn's gar zu laut wird, wird sogar gelacht. Ungezwungen geht es zu.

Und die Predigt? Passt sie dazu? Ich weiß nicht recht. Es ist –soll ich so sagen– eine lutherische Schlichtpredigt. Sie beginnt „Heute ist der Sonntag Rogate. Betet! Und das Gebet ist das Allerpersönlichste des Menschen. Ich werde heute also sehr persönlich sprechen.“ Oh ja, denke ich, hoffentlich geschieht's auch, hoffentlich aber wird's nicht auch peinlich? Jedenfalls sind Erwartungen geweckt.

Doch dann kommt kaum Persönliches. Es wird nur in einfachen Worten eine fast klassische lutherische Vierteilung angeboten, die sich jeder sehr gut merken kann und die dann auch stets mit 1.-4. angekündigt wird. Also 1. Gott braucht unser Gebet 2. Wir selbst brauchen das Gebet 3. Unsere Nachbarn brauchen unser Gebet 4. Die ganze Welt braucht unser Gebet. Das ist schlicht und einfach, es prägt sich gut ein, zumal am Ende auch noch einmal alles in vier Merksätzen eingepreßt wird. Nichts Persönliches in dem allen, aber auch nichts Falsches. Alles korrekt. Das ganze dauert auch nur 14 Minuten, also –ziehe ich Einleitung und Schluss ab– ca. 2 ½ Minuten pro Punkt. Inhaltlich weiß ich nichts mehr, aber die Gliederung habe ich mir natürlich gut gemerkt. Und damit werden auch die Gottesdienstbesucher nach Hause gehen.

Nichts die Predigt macht's also hier, sondern der wunderschöne Raum (für mich zum mindesten) und die wohlwollend freundliche Atmosphäre des ganzen Gottesdienstes. --- Und wenn ich also weiter geschlafen hätt, wenn ich woanders hingegangen wäre? Sicher hätte ich nichts vermisst, was mich welt- und glaubensbewegend neu umtreiben könnte. Aber muss das auch immer sein. Ist nicht auch ein lutherischer Schlichtgottesdienst in angenehmen liturgischen Ambiente, so normal und durchschnittlich wie es geht, ganz angemessen, weil frei von jedem liturgisch-homiletischen Übereifer?

30.

Heute ist Himmelfahrtstag. Der berühmte Vatertag. Der Zeitung entnehme ich, dass längst nicht mehr in allen Gemeinden Gottesdienst ist. Manche Gemeinden lassen den Gottesdienst ganz ausfallen, manche Gemeinden schließen sich zu ‚Regionalgottesdiensten‘ (3-4 Nachbargemeinden) zusammen, ein Kirchenkreis hat gar in den Herrenhäuser Gärten für alle Gemeinden des Bezirks (ca. 20 Gemeinden mit 64.000 Gemeindegliedern) für alle Gemeinden gemeinsamen einen Kirchenkreis-Gottesdienst organisiert. An den 70 Hannoverschen Predigtstellen finden laut Zeitung nur 30 Gottesdienste statt. Nur ganze 10 Gemeinden machen tapfer ihren je eigenen Gottesdienst. Was soll ich davon halten? Konzentration der Kräfte? Resignation angesichts schwindender Zahlen? Ein Versuch, dem Himmelfahrtstag mit dem Kirchentag abgeschauten großen Freiluftgottesdiensten ein neues Gepräge zu geben? Der Kasus des Tages scheint ja wie geschaffen dafür zu sein. „Gottesdienst unter dem geöffneten Himmel“ fällt mir ein. „Der Himmel oben – wir auf der Erde – Was starrt ihr nach oben?“ „Geh aus mein Herz und suche Freud“ usw.

Ich entschieße mich also, zu dem Kirchenkreissammel-open air-Gottesdienst in die Herrenhäuser Gärten zu pilgern. Als ich 5 vor 10 ankomme, finde ich nur noch einen Platz am Rande auf einer Steinballustrade. Bis viertel nach 10 kommen die Menschen noch, es werden immer mehr. Der mit mir befreundete Superintendent sagte mir nach dem Gottesdienst, es müssten über 1000 Besucher gewesen sein, 800 feste Plätze fasst das Gartentheater, in dem der Gottesdienst stattfindet. Ich sehe mich um und entdecke eine sehr „gemischte Gesellschaft“. Neben den vertauten Alten viele junge Familien mit Kinder, z.T. im Kinderwagen sitzend, auffällig viel Jugendliche und noch auffälliger: viele Männer. Also wirklich alles vertreten. Kollegen, die ja heute frei haben dürften, habe ich nicht entdeckt, aber vielleicht habe ich auch nur nicht genau hingeschaut.

Auf der Bühne volle Mannschaft, eigentlich sogar übertoll. Drei Chöre (Posaunenchor, Gospelchor, Jugendband, zusammen ca. 70 Personen), Kreativspielgruppe des Kirchenkreises, Lektor, Moderator, Kollektenansager und ... der Superintendent als Prediger und Liturg (er allein im Ornat, wie es sich gehört). Oh, denke ich, wenn die alle (besonders die Chöre) besonders gewürdigt werden sollen, dann kann das ja dauern. Nun ja, ein bisschen Kirchentagsstimmung kommt sofort auf, nach dem ersten Gossellied wird schon geklatscht, etwas zaghaft zwar, nicht einmal die Hälfte klatscht mit, aber immerhin. Der dumme und etwas böse Gedanken beschleicht mich: Sind das bestellte Claqueure? Aber sofort verscheuche ich diesen fieseren Gedanken wieder.

Die Musik ist in der Tat ein beherrschendes Element in diesem 85 Minuten langen Gottesdienste. Ich zähle: 5 Auftritte des Gospelchores, 5 Auftritte des Posaunenchores, 5 Auftritte der Jugendband (die liturgische Begleitung noch nicht einmal mitgerechnet)– schön paritätisch aufgeteilt. Dazu reichen die verbalen Teile des Gottesdienstes nicht aus. Predigt, Gebet, Lesung, Predigt, ja auch der Segen müssen so durch musikalische Intermezzi –oder

sind eher die Wortteile jeweiliges Intermezzo der Musik? – unterbrochen werden. Einmal folgen gar recht unmotiviert zwei Musikstücke hintereinander. Ein nicht etwa liturgielastiger, doch musikalischer Gottesdienst. Weniger wäre hier tatsächlich mehr gewesen, zumal nach 70 Minuten die ersten Besucher –die mit kleinen Kindern und einige ältere Herrschaften-abzuwandern beginnen. Die Wort-Musik-Dramaturgie des Gottesdienstes gefällt mir ewigen Nörgler also nicht. Tut mir leid, weil sich alle Beteiligten ja solch eine Mühe gegeben habe. Und außerdem? Wenn sich junge Chöre anbieten, den Gottesdienst mitzugestalten, dann kann muss man ihnen auch Raum geben, darf sie nicht in ein liturgisches Korsett einzwängen und ihre spontane Begeisterung –dies nun einmal unterstellt- bremsen. Also, dann doch: Solch ein großer Gottesdienst, mit ca. 80 Mitwirkenden vor über 1000 Besuchern, dafür sind am Ende 85 Minuten –zumal das Wetter mitspielt- doch nicht zu viel.

Ja natürlich, Wort-Beiträge hat es im Gottesdienst auch gegeben. Eine Lesung (die klassische Himmelfahrtsgeschichte), ein Anspiel von vier jungen Spielern (waren es Kicherkreispastoren? Diakoninnen? Freie Laiendarsteller?) nach dem Motto: “Was sagt uns Himmelfahrt heute? Kann man das glauben? Jesus wie im Fahrtstuhl in den Himmel? Wo ist der Himmel überhaupt?“ usw. Am besten hat mir die Schlusspassage gefallen, wo ein Mitspieler sagt: “Ach, was sollen wir da rumrätseln und uns die Köpfe zerbrechen. Wozu haben wir eigentlich einen Superintendenten? Der wird uns in der Predigt das alles erklären.“ Das ganze Volk lacht fröhlich. Ja, das ist wirklich ein guter Einfall und ein gelungener Steilpass für die Predigt. Ja?

Nein! Der Superintendent nimmt diese Vorlage nicht auf, leider. Er beginnt ganz konventionell. Laute, überpastorale Stimme. Himmelfahrt – ein schweres Thema (das hörten wir schon). Doch wir Christen denken positiv. 3 Minuten lang werden positive Weltereignisse aufgezählt, bis hin zur Freude an der Natur und dem schönen Wetter. „Deshalb wollen wir jetzt erst einmal mit dem Posaunenchor: Geh aus mein Herz und suche Freud singen“. Nun ja. Der erste Teil der Predigt (5 Minuten) ist gelaufen. Es folgen nach dem Lied noch weitere 12 Minuten, dessen Inhalt ich beim besten Willen nicht mehr wiedergeben kann. Ein bisschen Vatertagskritik, ein bisschen Weltprobleme, ein bisschen Gesellschaftskritik (Arbeitslosigkeit, Steuererhöhung, Kirchensteuermangel, usw.) und am Ende –das habe ich behalten- viele Behauptungssätze christlichen Dennoch-Glaubens. Fast ein Stakkato. Ein Trotzalldem-Predigt? Eine Mutmach-Predigt? Eine Selbstmutmach-Predigt? Jetzt kommt er zum Schluß, denke ich nach einem kräftigen Behauptungssatz: Aber dann muss noch eine schöne Beispiel-Geschichte als Verstärkung her! Er scheint seinem behaupteten Dennoch-Glauben also nicht ganz zu trauen. Aber insgesamt: laut und vernehmlich und hörerorientiert vorgetragen. Und viele nicken zustimmend. Eine Person versucht gar zaghaft nach der Predigt zu klatschen. Keiner macht aber mit, gehört sich auch nicht. Und so verebbt das zaghafte Klatschen schnell. – Aber vielleicht, nein ganz sicher, war auch die Predigt nicht das Wichtigste in diesem Gottesdienst.

Das Ganze schließt ab mit konventionellen Fürbitten – Lied/Chor- Vater unser – Lied und noch einmal Chor – Segen – Chor – Segen – Lied (bzw. Nachspiel). Fröhlich und recht ungezwungen verlassen die Besucher das Theater. Ja, war's Theater? Nein, war es natürlich nicht. Es war ein kirchentagsähnlicher Gottesdienst in der wunderschönen Natur der Herrenhäuser Gärten. Das ‚Ambiente‘ stimmte, das Wetter stimmte, die Besucherzahl stimmte, das Engagement aller Beteiligter stimmte, die Christlichkeit des ganzen stimmte. Es stimmte also fast alles. Stimmte alles?

Natürlich hätt ich was vermisst, wäre ich nicht zu diesem Gottesdienst gegangen. Natürlich. Schön, das zu erleben und gut auch, diesen Kirchenkreissammelgottesdienst am

Himmelfahrtstag zu veranstalten. Aber mein noch immer halb-professioneller homiletischer Kopf und vor allem mein Herz sagt mir: ‚Da war mehr drin‘, da hätte man noch ‚mehr‘ draus machen können: Konzentrierter, prägnanter, zupackender, die Gemeinde stärker mit einbeziehend und wirklich bewegend, vielleicht gar aufregend. Denn Himmelfahrt ist ja – recht betrachtet in seiner geistlichen Dimension, tatsächlich aufregend. „Was starrt ihr in den Himmel? Seht lieber voraus, seht hinter euch da bin ich“ Ach ja! Aber natürlich: Ich hab ja gut reden in meiner bequemen Besucherdistanz.

31.

48 Personen finden sich an einem normalen Sonntag (Exaudi) in einer laut. ‚Heiligenkalender‘ 4650 Mitglieder starken Stadtgemeinde ein. Ich bin diesmal etwas zu früh da, es herrscht in der recht großen Kirche –in der aber, man weiß ja, wie viele etwa kommen werden, nur ca. 80 Stühlen aufgestellt sind- noch ein reges Treiben. Man redet miteinander, geht hierhin und dorthin, begrüßt sich, gibt Anweisungen, es ist recht unruhig. Die Türen stehen auch noch sperrangelweit offen, Straßenlärm von draußen dringt störend herein, ich wünschte mir etwas mehr Konzentration für den Gottesdienst, fast ist es noch ein Markttreiben, das da herrscht. Endlich, sofort nach Beendigung des Glockenläutens, werde die Türen geschlossen und Ruhe tritt ein. Endlich. Konfirmanden sehe ich gar keine im Gottesdienst, wahrscheinlich war grad am Sonntag davor oder vor 2 Wochen Konfirmation. Wir Älteren sind unter uns (nein, zwei jüngere Mensch, so zwischen 20 und 30, sehe ich doch).

Furios beginnt der Gottesdienst mit einem theatralischen Orgelvorspiel. Die Orgel ist auch recht mächtig und der Organist sitzt mit wallenden Wilhelm Busch-Orgelgewand an seinem Pult. Der amtierende Pastor hat aber mit Bedacht –so vermute ich- fröhliche Sommerlieder ausgesucht, die man gut mitsingen kann.

Zur Liturgie ist wie meist nichts zu sagen. Alles korrekt – alles routiniert – alles wie üblich. Mir fällt rein gar nichts Besonderes auf.

Diesmal also auf die Predigt konzentrieren. Mit Epheser 5 (Epistel des Sonntags) ist ein schwieriger Text dran, in den Kommentaren ist zu lesen, eines der umfassendsten Texte mit viel dogmatischen Säbelrasseln der Bibel. Hab mich selbst schon mehrmals daran versucht, die Zähne ausgebissen. Wie wird der Prediger (ein ehemaliger Superintendent, der wieder aus freien Stücken Gemeindepastor geworden ist) damit umgehen? In seiner Einleitung weist er zunächst auf die Überfülle des Textes hin. „Wenn ich jetzt drüber predige, so ist es so, als wollte ich mit einer Tasse ein ganzes Meer ausschöpfen“. Ja, das stimmt. Ich stimme zu. So wählt er drei Bilder, an denen er indirekt die Aussagen des Textes verdeutlichen will. 1. das Haus 2. der Baum 3. der weite Horizont. Warum drei Bilder? Eines hätte doch ausgereicht. Das „in sich geschlossene Haus“ wird mit dem Glauben und der „tief verwurzelte Baum in der freien Natur“ mit der Liebe verglichen. Ja, kann man so machen. Aber ein Bild, tief und weit ausgelotet, würde mir reichen. Traut er einem Bild allein nicht? Allein über den „Baum“ („Siehst du den Baum dort stehen, er ist nur halb zu sehen“) könnte man doch eine ganze Predigt halten. Der „weite Horizont“ am Ende müsste also Symbol für die Hoffnung sein? Würde mir nicht einleuchten, so wie ich auch „Haus“ nicht mit Glauben und „Baum“ nicht mit Liebe verbinde. Alles etwas gewollt. Und so wird im dritten Teil denn auch der „weite Horizont“ nicht mit der Hoffnung verbunden. Gut so.

Trotzdem horche ich im 3. Teil gespannt auf, nachdem ich vorher schon in Versuchung bin, abzuschalten. Was bringt mich dazu, aufzuhorchen? Es ist die eindringliche, fast meditative

Stimme des Predigers. Äußerlich mit sonorer Tiefe und Bedächtigkeit. Innerlich mit viel Einfühlung, persönlicher Anteilnahme, nachdenklich, suchend, fragend, sich fragend, die Besucher bewusst innerlich mit einbeziehend. Ich schaue mich um. Schade, einige Besucher blättern im Gesangbuch herum, andere betrachten ihre Nachbarn. Sind sie dabei? Na ja, ich schaue mich ja auch um. Doch dann bin ich wieder beim Prediger: Er redet leise und ernst, sehr ehrlich, das merkt man, redet von sich, von seinem Glauben, der „weite Horizont“ des uns alle umfassenden Gottes tut sich auf. Ich hab fast den Einruck, der Prediger würde sagen: „Leute, glaubt es doch endlich, es ist schon ganz unbegreiflich, dass Gott –wirklich Gott- uns von allen Seiten umgibt, ja, er tut es wirklich“. Aber er sagt es nicht so. Doch ich bin gefesselt, weniger von dem, was er sagt, sondern davon, dass er ganz bei der Sache, ganz bei sich, ganz bei –darf ich es so sagen?- Gott ist? „Haus“ und „Baum“ kann ich vergessen, aber der „weite Horizont“ hat’s mir angetan. Immerhin also ein Bild, das für mich trägt. Vielleicht waren’s ja für andere Besucher die anderen Bilder oder wenigstens eins davon. Viel zu schnell, nach 15 Minuten (ich schaue erst hinterher an die Uhr) ist diese Predigt für mich beendet. Der Text ist zwar etwas in die Ferne gerückt -ist er für ungewohnte Gottesdienstbesucher überhaupt noch erkennbar?-, aber tut’s was?

Nach allem bleibt bei mir ein recht zwiespältiges Gefühl. Eine meditative Predigt – seelsorgerlich-nachdenklich-fragend-tastend, fast wie ‚Kammermusik‘ in einer riesengroßen Kirche, die nicht nur wegen der weniger Besucher recht leer wirkt. Ein kleinere, intimerer Raum wäre hier vielleicht besser gewesen. Die Predigt also fast ein Fremdkörper in dieser recht kalten Betonkultur-Kirche. Ein „heimeliges Haus“ ist diese Kirche ja auch nicht, natürlich auch kein „tiefer Baum in offener Natur“, am ehesten wohl doch schon Symbol für einen „weiten Horizont“, wenn man die Augen aufmacht.

Nach 50 Minuten ist der Gottesdienst beendet (wieder ein martialisches Orgelnachspiel), freundliche Verabschiedung durch den Pastor (er schaut mich so an, kennt er mich?) an der Kirchentür und ich fahre etwas irritiert, hin und her gerissen –hätt ich was vermisst? Würd mir was fehlen? Ich weiß es nicht- nachdenklich nach Hause.

32.

Pfingstmontag – Der Zeitung entnehme ich, dass wieder einmal –wie bei Himmelfahrt- nur in den wenigsten Gemeinden ein ‚eigenständiger vollständiger‘ Gottesdienst stattfindet. Viele Familiengottesdienste, einige Gemeinden haben sich wieder zu sog. ‚Regionalgottesdiensten‘ zusammengetan, in einigen Gemeinden ist der Gottesdienst gar ganz ersatzlos gestrichen. ‚Normale‘ Gottesdienste finden nur in ca. 20% der Gemeinden statt. So ist das heute. Soll ich es resigniert feststellen? Oder realistisch sagen: Das ist halt so. Man muss die Kräfte vernünftig einsetzen? Besser 50 Besucher in einem Regionalgottesdienst als 10 in einer tapfer durchgehaltene Winkelmesse am Pfingstmontag? Oder soll man gar den Pfingstmontag als Feiertag abschaffen? Die Gewerkschaften und die gesamte Freizeitindustrie würden sich vehement dagegen wehren. Auch die verfasste Kirche natürlich! Aber hätte sie ausreichend Grund dazu?

Ich entschieße mich, in meine Heimatgemeinde zu gehen, wo ein ökumenischer open-air-Gottesdienst auf dem Marktplatz angeboten wird. Er findet direkt vor dem Rathaus statt, ich lese während des ganzen Gottesdienstes immer wieder das Wort „Rathaus“. Ist der Gottesdienst heute –noch? oder schon wieder?- ein „Rat-Haus“? Wo findet das Leben statt, wo werden die für uns wichtigen Entscheidungen getroffen? Im Rathaus, in der Kirche – oder noch anderswo? Ich muss an die Zeit Luthers denken und an Walter Jens, der da sagte: „Zu Luthers Zeit war die Predigt rostra und Marktplatz der Nation. Da fielen die Entscheidungen

für das Leben.“⁶ Jetzt also ist die in ökumenischen Gleichschritt ausgewandert aus dem Gottesdiensthaus auf den Marktplatz, vor dem Rathaus. Vielleicht doch nicht die schlechteste Lösung.

Die Besucherzahl bei gutem Wetter (was wäre, wenn es geregnet hätte) zeigt es. Ich schätze, ca. 150-200 Besucher, die meisten wohl katholisch (man merkt es beim Kreuzeszeichen). Traditionell gewohnte Gottesdienstbesucher, die Älteren in der Überhand. Aber eine lockere Stimmung. Man redet ungezwungen miteinander. Einige Kinder umkreisen mit dem Fahrrad die Gottesdienstgemeinde. Ein wohl schon recht früh alkoholisierte Zeitgenosse (nein, es ist eine Zeitgenossin) stolpert irritiert und wohl auch misstrauisch an uns vorbei. Einige schauen sehr ärgerlich, eingedenk des Petrus-Wortes: „Wir sind nicht voll des süßen Weines. Es ist ja erst die dritte Stunde“. Ansonsten alles locker, von der Orts-Kneipe gleich nebenan werden noch Stühle geholt, weil die Bänke nicht ausreichen. Wirklich eine lockere Stimmung. Der angeheuerte Gospel-Chor wird das sicher noch unterstützen. – Tut er natürlich auch. Wenn er singt (insgesamt 5 Darbietungen), wird wie auf Kommando mitgeklatscht und natürlich auch reichlich Applaus nach den Darbietungen. So weit – so gut – so durchaus schön. Ich merke, wie ich mich ganz bequem hinsetze. Die Sonne scheint – die Menschen sind nett – alles gut besucht – drum herum das normale Leben – wir sind mir der Kirche/dem Gottesdienst auf dem Marktplatz – ja, es ist Markt.

Ein schlichter Gottesdienst. Freie Begrüßung durch evangelischen und katholischen Ortspopen – beide im Ornat. Beide recht locker. Dann Gospel-Lied – gekonnt vorgetragen – eine Lesung nur (habe ich vergessen, war wohl das Evangelium, warum hab ich's nur vergessen?) –dann singen wir alle (Liederzettel reichlich vorhanden) „Oh komm du Geist der Wahrheit“, mein Lieblingspfingstlied. „Gib uns in dieser schlaffen und glaubensarmen Zeit die scharf geschliffnen Waffen der ersten Christenheit... Es gilt ein frei Geständnis in dieser unserer Zeit, ein offenes Bekenntnis bei allem Widerstreit...“ Ich schaue mich um. Alle singen tapfer mit. Wissen sie, wissen wir, was wir singen? Mich beschleicht der ketzerische Gedanke: Nein, da wird wohl kaum einer ein offenes Bekenntnis ablegen. Und wo sind –bei allem guten Willen und Sonnenschein und Rathaus-Atmosphäre- die scharf geschliffnen Waffen der erste Christenheit? Aber natürlich ist das zu viel verlangt für einen friedlichen ökumenischen Pfingstmontagottesdienst. Andererseits: Wir singen doch dieses Lied.

Die Predigt hält der katholische Kollege. Er ist hier zu Hause, seit langen schon. Wie er auftritt, wirkt er auf mich wie die Karikatur eines katholischen Popen. Mit beträchtlichem Leibesumfang, ständig stereotyp lächelnd –wissend? besserwissend? überlegen? überheblich? „Das kriegen wir auch noch hin“? - , eine stattliche Erscheinung mit kurzen Haar, Nickel-Brille, rundem, fast kreisrunden Gesicht. Und er packt sich das Mikrofon, geht sinnend vor den Besuchern hin und her, so als denke er nach, und predigt frei, ganz frei, 18 Minuten lang. Die Leute hören gespannt zu. Da ist ein Confrancier. Bezieht die Besucher geschickt mit ein. „Frühling – Maikäfer – Haben Sie in diesem Jahr schon einmal einen gesehen? – Ja? Mal die Hand hoch – och, so wenige – Aber sie, Frau xy dann doch – oh, wie schön – Maikäfer am Morgen ganz steif, wenn man sie in die Hand nimmt – man muss sie anhauchen (Mit dem Mikrofon macht er laut, sehr deutlich den Hauch nach) – dann entsteht Leben in ihnen und sie fliegen (ah ja, jetzt ohne ich, worauf du hinaus willst) – so ist's auch mit dem Geist zu Pfingsten – Hauch Gottes – anhauchen, damit neues Leben entsteht.“ Er ist also sehr geschickt –Kompliment! - bei seinem Thema angekommen. Die Leute sind sehr aufmerksam. Doch nun rasselt es dogmatisch daher. Die große und die kleine Welt von damals und heute also, Furcht und Hoffnung, Arbeitslosigkeit und Arbeit, Trauer und Freude und noch viel mehr

⁶ Vgl. W.Jens, Die Kanzelrede – hohe Kunst der Manipulation, in: E. Domay (Hg), Manipulation in der Kirche, Gütersloh 1977, 54

werden kurz angerissen. Ich merke: Der verliebt sich immer mehr in seine Darstellung... Aber er hat die Leute gefangen. Nach 12 Minuten denke ich: Nun reicht's. Aber er setzt noch einmal an und noch einmal und noch einmal und dann landet er –wieder sehr geschickt, indem er auf den Gesang des Gospelchors hinweist. Freude bei allen. – Und als der evangelische Pope bei den Abkündigungen generös sagt: „Herzlichen Dank Ihnen, Bruder xy, ich habe lange nicht mehr so eine gute Predigt gehört“ – da wird reichlich, nicht nur höflich, geklatscht.

Das wars dann aber noch. Noch zwei, drei Gospel-Stücke, inklusive Zugabe. Ökumenisches Fürbittengebet, paritätisch zwei evangelisch rechts – zwei katholisch links aufgeteilt – gemeinsamer Segen – zufriedenes Lächeln beiderseits (das katholische Lächeln ist etwas breiter) – und die Fahrradkinder umkreisen immer doch die Szene. – Ja, und wenn ich weitergeschlafen hätt? An einem so schönen Pfingstmontag schläft man doch nicht. Und solch ein Rathaus-Gottesdienst, mitten im Ort, wirklich mitten im Dorf. Findet doch nur einmal im Jahr statt, katholische und evangelische Mit-Christen/Immer-Noch-Christen friedlich vereint. In „versöhnter Verschiedenheit“? Ich will es hoffen.

33.

Wieder einmal ein Schlichtgottesdienst in einer Innenstadtgemeinde mit zwei Pfarrstellen, knapp 4000 Gemeindegliedern und 60 Gottesdienstbesucher (incl. Konfirmanden und Chor). Ich höre zu Beginn, daß gestern Gemeindefest war, sehr anstrengend, die Gemeinde hat sich wohl verausgabt dabei. Der Kirchenraum durchaus ansprechend, hell gehalten, wohl mit viel Geld gerade renoviert. (Woher hat die Kirche heute noch so viel Geld, frage ich mich. Warum muss alles in Gebäude gesteckt werden? Aber das ist ein weites Feld). Ca. 400 Plätze hat die Kirche, wir 60 Besucher sitzen recht vereinzelt, jeder fast für sich. Nun ja. Natürlich wie immer viele ältere Menschen, aber überraschend auch einige jüngere, jedoch auch nur für sich.

Die Liturgie ist –wie meist- wohltuend oder auch belanglos normal, nichts Auffälliges. Der Pastor singt gern und schön, fällt mir auf. Er redet aber überbetont langsam, fast wie in Zeitlupe, dabei auch noch jedes Wort bewusst betonend. 45 Jahre ist er erst alt, erfahre ich später im ‚Heiligenkalender‘. Er wirkt wie 60. Und so ist auch seine Predigt. Langsam und behäbig vorgetragen, sehr kurze Aussagesätze, z.B. „Wer den anderen Menschen richtet (beurteilt), ist ein Sünder (Predigttext: Röm 14,7-13)“. So einfach ist das also. Das ist auch schon alles, was er sagt. Nach 12 Minuten Zeitlupenpredigt ist alles schon vorbei. Ach ja, über die Zeugnisse (in 3 Tagen gibt es große Ferien) hat er auch geredet. „Endlich – endlich – endlich Ferien – aber, oh Schreck, auch Zeugnisse. Da werden wir beurteilt. Wir sollen uns aber (siehe Predigttext) nicht richten. Wir sollen nach den Gründen für die (schlechten) Zensuren suchen und uns einander helfen (vgl. Predigttext: „Das haltet vielmehr für recht, dass ihr dem Bruder keinen Anstoß gebt)“. So einfach ist das. Eine nun wirklich moralisierende Schlichtpredigt, aber freundlich mit einem gewinnenden Lächeln vorgetragen. Die Konfirmanden, die doch dabei eigentlich sehr aufmerksam sein müssten, denn es geht ja um ihre Zeugnisse, schwatzen sich davon. Ist auch gut so. Denn realistisch ist es nicht, was er sagt. Das Evangelium als fordernde Verpflichtung, bitte das Urteilen und Richten zu unterlassen und nach den tieferen Gründen zu suchen. Was die tieferen Gründe aber sein mögen, erfahre ich nicht. Kann man ja auch in 12 Minuten Zeitlupenpredigt nicht zusätzlich noch erwarten.

Dann Fürbittengebet und Chor-Vortrag. Mir fällt auf, der Pastor sprang als einer der 2 Männer-Stimmen im Chor immer omnivolenspräsent hin und her, auch während des

Fürbittengebetes und sogar während der Abendmahlsliturgie (der Chor singt das Sanctus). Dadurch entstehen fast schon groteske Kunstpausen. Abendmahl dann –wie zur Krönung des Ganzen- mit Saft in Schnapsgläsern, feierlich liturgisch gefüllt und im Zeitlupentempo weitergereicht. Wo bin ich hier eigentlich? Weniger ärgerlich als tief deprimiert verlasse ich die Kirche . – Ja, wenn ich heute weitergeschlafen hätt (die Nacht war diesmal sehr kurz), ich tät rein gar nichts vermissen, ganz im Gegenteil. Vielleicht hätt ich mir einen Rundfunkgottesdienst anhören sollen oder Gott heute einmal in der freien Natur um den See herum suchen dürfen. Muss ja nicht von vorn herein schon blasphemisch sein.

34.

Oh ja, das war heute eine echte ‚Bußübung‘. Leicht lädiert wegen eines Knieunfalls entschieße ich mich zu einem Innenstadtgottesdienst, der erst um 11.00 Uhr stattfindet, zu pilgern. Sympathisch ist mir die 11.00-Uhr-Zeit. Ich denke mir, das wird manche Menschen (junge Familien sogar) dazu animieren, nach ausgiebigen Familienfrühstück um 11.00 Uhr noch den Gottesdienst aufzusuchen. Als ich pünktlich ankomme, zähle ich in der Kirche (ca. 2700 Gemeindeglieder) 27 Personen, also genau 1 % der Gemeinde. Aber es ist ja auch Ferienzeit. Es werden dann noch 32 Personen, denn fünf jüngere (!) Menschen kommen noch bis 10 nach 11 dazu. Überhaupt fällt auf, dass –wenn man denn bei dem geringen Besuch das überhaupt beurteilen darf- der Durchschnitt der Besucher (es sind alles Einzelbesucher, keine Ehepaare, gar Familien) verhältnismäßig niedrig ist. Ich gehöre diesmal wirklich zu den älteren.

Der 6. Stg. nach Trinitatis ist thematisch (Lesungen, Lieder, Gebete) durch die ‚Taufenerinnerung‘ bestimmt. Der Pastor (mir unbekannt) im mittleren Alter hält sich streng daran – und wie er sich daran hält! „Wir sind in den Tod Christi hineingetauft“ ist Motto und emotionale Grundhaltung des Gottesdienstes. Lieder und Gebete sind danach ausgesucht. Die ganze Atmosphäre des Gottesdienstes ist danach. Ich drohe zu ersticken, mir wird fast physisch übel. Jedes einzelne –monoton und im Schneckentempo gesprochene- Wort ist danach, natürlich vor allem die Predigt, die nicht enden will – obwohl, erinnere ich mich recht, in der Predigt nichts, rein gar nicht gesagt wird, außer dass uns immer wieder eingeschärft wird: „Wir sind alle in den Tod Christi hineingetauft. So hat es Paulus gesehen, so sieht es Luther, so haben wir es zu sehen.“ Immer wieder, jedes einzelne Wort für sich betonend, man weiß schon, wie der Satz zuende gehen muss, kann ihn für sich vollenden . Ach ja, dann wie aus heiterem Himmel noch ein Adorno-Zitat (merkwürdigerweise bei der sonst so klaren und monotonen Artikulation des Predigers nur so dahingenuschelt), dass ich absolut nicht verstehen. „Man kann nicht richtig leben, wenn das Leben im ganzen falsch ist.“ Ganz unmotiviert taucht dieser Satz auf. Und dann als Kommentar bloß: „Bei uns Christen ist es gerade umgedreht“. Versteh ich nicht. Ich denk, er hat den Adorno-Satz (der vom Stil und Gehalt gar nicht in seine Predigt passt) irgendwo in deiner Predigthilfe gefunden und wollte ihn gern unterbringen. Weil er so gewichtig oder geheimnisvoll oder kurios klingt? Ich weiß nicht. Doch dann immer wieder „In der Tod Christi hinein getauft sind wir.“. 23 Minuten lang. Mit unbewegtem Gesicht, Aussagesatz an Aussagesatz gereiht, Wort ... für Wort ... für Wort ... für Wort. „Wissen Sie eigentlich (die einzige direkte Anrede an die Besucher), wann Sie getauft sind? Schauen Sie mal im Stammbuch nach. Amen“.

Fluchtartig verlasse ich –es ist auch schon 10 vor 12- die Kirche... Ich muss raus an die frische Luft. Vielleicht liegt das ganze ja auch an meinem kaputten Knie, das mich innerlich bewegt, unruhig und ungeduldig werden lässt. Draußen scheint die Sonne, wie schön. Ach ja, wie schön wär’s, „tät ich von alledem nichts wissen“. Ich weiß es nun aber, und ich weiß auch, so ist unsere Kirche anno 2004, im Sommer, in der hannoverschen Innenstadt.

35.

Ein Gottesdienst um 10.30 Uhr wird am Rande der Innenstadt angeboten. Das ist grund genug, nach einem gemächlichen Sonntagsbeginn dorthin zu pilgern. Es ist Ferienzeit (8.Stg. nach Trinitatis), eine stadtbekannt Pastorin hält den Gottesdienst vertretungsweise. Der Besuch ist in dieser 3.300 „Seelen“ umfassenden Gemeinde wieder einmal spärlich. 31 Personen verlieren sich in der großen Kirche. Aber ich werde begrüßt mit einem monumentalen Orgelvorspiel. Sieben Minuten lang. Es werden wirklich alle Register gezogen (so wie auch später bei den Vorspielen zu den Lieder, der Begleitung, besser der musikalischen Inszenierung der Liturgie). Ich nehme wahr: Hier stellt sich einer (oder ist es eine? Kaum zu glauben!) massiv selbst dar. Ich werde überfallen von konzertanter Kirchenmusik. Ich blicke mich um. Meine 30 Mitbesucher lassen es an sich abtropfen. Oder habe ich bloß schlecht geschaut?

Dann der Gottesdienst selbst – und die Pastorin, sehr elegant mit ihren auffällig gepflegten Äußeren, der Grauschleier im Haar (würde ich bei einem Mann auch so auf das Äußere achten?). Gleich nach dem Eingangsteil verlassen ca. 6-10 Kinder mit ebensoviel Helfern zum parallel stattfindenden Kindergottesdienst die Kirche. Es wird jetzt wesentlich ruhiger, jedoch auch steriler. Die Kinder vorher tobten durch die Kirche, es war ja auch viel freier Platz, die jungen Helfer (ich wunderte mich am Anfang, daß sie verhältnismäßig junge Erwachsene in der Kirche waren, deshalb also!) gehen den Kindern, die Besucher rechts und links freundlich grüßend, nach draußen. Nun ist die Kirche nur noch halb so voll bzw. doppelt leer.

Ok, nun geht's für uns Erwachsene los. Lesung, Liturgie, Gebet wie gewohnt, sehr laut vorgetragen, recht routiniert. Wo ist hier des „Idion“, oder soll das gerade vermieden werden? Ich blick nicht recht durch.

Dann die Predigt über die Licht-Finsternis-Metaphorik. Oh weh, denke ich. Ich hab selbst schlechte Erfahrungen mit dieser Metaphorik gemacht, man verheddert sich so schnell in künstlicher Symbolik, was alles „Licht“ und „Finsternis“ in unserem Leben ist, „künstliches“ und „natürliches“ Licht, das Licht der Kerze, die sich durch ihr Leuchten verzehrt usw. Ein wirklich gefährliches Predigt-Pflaster. So beginnt die Predigerin auch gleich damit, worüber sie nicht predigen will. „Ich will heute nicht über den hellen, lichten Sommersonntag predigen.... ich will auch nicht über Präsident Bushs „Achse der Finsternis“ predigen... ich will auch nicht (es folgen noch 2 weitere Abwehrformeln)“ Das ganze dauert schon etwa 5 Minuten. Darüber also nicht, obwohl die Begründung für das „Nicht“ fast schon Predigtcharakter hatte. Dann also der Predigttext: „Kinder des Lichts....habt nicht Gemeinschaft mit den unfruchtbaren Werken der Finsternis“ (Eph. 5). Ich muss gestehen, ich kann mich schon am Nachmittag an nichts mehr erinnern, an rein gar nichts. Nur an die bemüht aufklärungswillige Stimme, wohlgeformte, bewusst gewählte Worte (gepflegt wie ihre äußere Erscheinung, fällt mir hinterher ein) Wohlgesetzt, in stets gleichem Tempo, stets gleicher Lautstärke und Melodieführung. Langsam – betont- jedes Wort abwägend – durchaus kunstvoll, gar etwas künstlich- am Ende damit in der Monotonie etwas einschläfernd. Im Grunde keine Predigt, eine leidlich intellektuelle Vorlesung über die „Licht-Finsternis-Metaphorik“, alles so in etwa hin und her wendend. Unbewegt, unbewegend. „Das ist... Das heißt... Damit meine ich aber nicht... Das ist gemeint... Das ist es.“ .So ist es also, doch ich weiß nicht wie. Ich hab eine Vorlesung gehört über das recht komplizierte Geflecht von Licht und Finsternis, verwirrend, verheddernd, verschleiern. Klar ist mir nichts geworden, leider.

Nach 17 Minuten ist die Vorlesung zuende, in der die Predigerin mehr darüber gesagt hat, was sie nicht sagen wollte, als dass sie –für mich! Für die anderen auch? - Klarheit geschaffen hat. Unpersönlich – distanzierend - steif und in der gewollten Eleganz auch etwa streng (sie hat nicht einmal gelächelt, fällt mir im Nachhinein ein) verlässt sie die Kanzel und zelebriert den Schlussteil des Gottesdienstes vor den 27 verbliebenen Besuchern. Die Kinder kommen wieder herein gesprungen, es wird lebendig. Zum Abendmahl dürfen sie auch kommen, erhalten eine Oblate. Wenigstens das. Wären die Kinder nicht da –ach ja, und auch die monumentale Musik, die ich am Ende ganz anders höre-, ach „ich tät nichts vermissen“, auch wenn ich an diesem heißen Sommertag sowieso nicht „hätt weiterschlafen können.“

36.

Noch einmal, weil die späte Anfangszeit so verführerisch ist, in dieser Innenstadtrandgemeinde, wo der Gottesdienst erst 10.30 Uhr beginnt. Vielleicht habe ich ja diesmal mehr Predigt-Gewinn. Den Gottesdienst hält die amtierende Superintendentin, die hier ihre offizielle Predigtstelle hat. Ich bin überpünktlich da, 5 Minuten vor der Zeit. Und die Enttäuschung ist groß, ich bin grad der 7. Gottesdienstbesucher. Mit der Zeit füllt es sich noch etwas, es tröpfelt, bei der 1. Lesung zähle ich dann (incl. Kindergottesdiensthelfer) 35 Besucher. Nun ja, immerhin der Altersdurchschnitt ist recht niedrig. Aber bei der Superintendentin des Kirchenkreises, zumal der Gottesdienst auch noch besonders angekündigt wurde? Weniger als 1 % der Gemeinde, das ist schon enttäuschend.

Der Gottesdienst selbst enttäuscht mich nicht. Zur Liturgie ist wenig zu sagen, alles ganz recht und gut. Auch die Kirchenmusik diesmal dankenswerterweise zurückhaltend. Mich stört nur das lange Eingangsgebet (Kollektengebet), das mit all den Bitten schon den Charakter des Fürbittengebet annimmt. Hat sie denn in der Ausbildung nicht gelernt, ein Kollektengebet (Tagesgebet) vom Fürbittengebet zu unterscheiden? Nun ja, vielleicht fällt das nur mir auf.

Die Predigt –18 Minuten lang- ist freundlich, hörerezugewandt, meditativ-nachdenklich, wohltuend unpräntiös. Ich kann gern und gut zuhören. Phil 4 „Nichts dass ich's schon ergriffen hätte, ich jage ihm aber nach...“ und die Bekehrung des Paulus sind das Thema. Ich verharre bei dem Gedanken: Das Alte wirklich abstreifen? Einen radikalen Strich unter die Vergangenheit ziehen? Kann ich aber das Alte so einfach wegstreichen? Gehört das nicht – auch im Versagen- zu meiner Kontinuität dazu? Z.B. bei einer Ehescheidung muss dann wirklich endgültig Schluss sein, so als würden 10 oder gar 20 gemeinsame und sicher auch intensiven Jahre einfach ausradiert? Geht das? Ist das klug? Ist das nicht sogar un-normal, ein fast schon gewollt neurotischer Gewaltakt? Ich sinne darüber nach. Sicher hat ja auch Paulus nicht alles aus seiner Vergangenheit gestrichen, also den alten Saulus, wollte und konnte er nicht, er ist doch in seinem entschiedenen Engagement der Gleiche geblieben. Oder? Ich denke darüber nach. Die Predigerin ist schon viel weiter. Aber sie hat mich angeregt, dies zu bedenken. Und ihre Predigt ist auch nicht so aufdringlich, dass sie mich bei meinen Gedanken stört. Sie lässt mir meine Freiheit, selbst zu assoziieren. Eine Lösung hat sie nicht für dies Problem, aber sie hat mich in Bewegung gesetzt. Das ist doch schon etwas! Ich bin ja inzwischen schon bescheiden geworden. Bin ich bescheiden oder hab ich immer noch zu hohe Erwartungen?

Der Gottesdienst nimmt so seinen Lauf, im Fürbittengebet wird das Eingangsgebet quasi noch einmal wiederholt. Warum bloß? Dann der Segen und nach 55 Minuten ist Schluss. Ja, es war für mich heute ein erfreulicher Gottesdienst und ich hätte auch etwas vermisst, wenn „ich tät von alledem nichts wissen“. Und vor allem. Der Gottesdienst hätte mehr als die bloß 35 Besucher verdient. Aber vielleicht ist auch das ein verkehrtes Urteil von mir. Es kommt ja

nicht auf die Zahl an, das lehren und sagen wir immer wieder. Und trotzdem: Unter 1% der Gemeindeglieder, bei der Kirchenkreissuperintendentin? Was ist das bloß?

Nochmals eine Zwischenbemerkung: Es „dauert und dauert“. Bedauernd oder bedauerlich?

In der ‚festlosen‘ Trinitatiszeit befinden wir uns. Die zieht sich hin. Und ich merke es auch bei meinen Gottesdienstbesuchen. Es „dauert und dauert“. Vielleicht sollte man den Zenetti-Aphorismus⁷ so abwandeln:

„Diese ‚festlose Zeit‘ dauert
und dauert. Mich dauert
die Zeit, die sie dauert.
Bedauernd warte ich
dauernd auf ihr Ende.“

Doch das wird noch dauern. Noch 15 Sonntage in etwa. Es fehlen mir die Höhepunkte in dieser Zeit. So wie die Liturgie an jedem Sonntag die gleiche ist, so auch die Predigten. Keine besonderen Themen. Es wiederholt sich. Alles schon einmal gehört, wird nur neu hin und her gewendet. Bin ich zu ungeduldig, gar immer noch zu anspruchsvoll? Dabei hab ich mich doch grad nach dem letzten Gottesdienst fast schon mit entlarvend bescheidenen Erwartungen zufrieden gegeben. Antwortangebote will ich gar nicht mehr haben, mir reicht schon, wenn wenigstens vernünftige Fragen gestellt werden, die ich nachvollziehen kann. Ich wag es ja kaum auszusprechen, aber meine Erwartungen werden immer geringer. Und so kann ich auch am Ende verstehen, dass die Erwartungen der normalen Hörer immer geringer werden. „Ich erwarte nichts mehr vom Gottesdienst und von der Predigt im Gottesdienst“ hat mir mal einer gesagt. „Ich erwarte nichts mehr!“ Soll man das Altersresignation nennen? Oder einfach nur pragmatischen Realismus? Warum erwarte ich immer noch etwas? Wenn ich von den Predigern den Eindruck gewinne, sie erwarten selbst von sich nichts mehr, natürlich auch nicht von der Gemeinde, warum soll ich das dann noch? Es läuft alles so ab, gemächlich und betulich. Es dauert und dauert. Und noch 15mal ist Trinitatiszeit. Dann erst geht’s aufs Ende des Kirchenjahres zu. Wieder geprägte Sonntage.

Ja, das scheint es zu sein und darauf will ich bei den nächsten Gottesdiensten genauer achten: Die Prediger/innen predigen routiniert und durchaus korrekt, manchmal sogar bemüht, aber das ist schon das Äußerste. Mehr ist da nicht, kommt nicht ‚über‘ bei mir. Kein Feuer, keine Begeisterung, keine innere Vollmacht. Also: „Das muss ich unbedingt sagen... Das ist mir ganz wichtig.... Das müsst Ihr unbedingt wissen.... Hier geht es um ganz entscheidende Dinge ... Eine Frage auf ‚Leben und Tod‘... Hört ihr mich, hört mir zu ... Nicht weil ich Euch was Tolles sage, sondern weil es einfach wichtig ist für Euch....“ Sondern eben so: „Heut bin ich mal wieder dran wie jeden Sonntag ... ich predige Euch was, könnt es aber auch –wenn ich ehrlich bin- sein lassen ... aber muss ja sein ... und ich tue meine Pflicht ... auch wenn nur 2 oder 3 oder 10 von Euch da sind ... alle Sonntage wieder ... Doch etwas neues habe ich eigentlich nicht zu sagen ... alles schon mal gesagt ... ach, im Grunde (sag ich nicht laut) alles eitel...“

Ja, und Theodor Fontane grüßt nicht nur von Ferne: „Und wenn ich weitergeschlafen hätt ... und tät von alledem nichts wissen ... würd mir was fehlen?... würd ich’s vermissen?“ Ja, wie soll ich denn was vermissen, wenn der Prediger selbst nicht vermissen würde, wenn er nicht predigte? Er predigt, er hätt’s aber auch können sein lassen. Es predigt aus ihm, am 7., am 8., am 9. Sonntag nach Trinitatis, bis hin zum 25. Sonntag. Immer so weiter. Und es dauert und dauert.

⁷ Vgl. oben S. 26f.

Das Verrückte ist bloß: Ich erwarte immer noch etwas, gehe fast mit dem kindlich-naiven Glauben in den Gottesdienst: Heute erfährst du etwas Neues, heute wirst du umgekrempelt, heute leuchtet für dich das ‚liebe Evangelium‘ strahlend neu. da steht eine/r auf der Kanzel, der packt dich an, der krempelt dich um, der ist selbst von dem begeistert, was er sagt, mit innerer Vollmacht, frei-mütig und hoch-mütig (also mit freiem und hohem Mut) predigt er. Und während er predigt, verändert seine Predigt ihn selbst, weil –oh Hochmut?– der Geist Gottes ihn treibt, nein besser: der Geist Gottes, sogar gegen seinen Willen. in ihm sich durchsetzt. Darf ich solche Erwartungen haben? Noch? Immer noch? Immer wieder neu? Gegen alle ernüchternden Erfahrungen? Am 7. oder 8. oder 9. Sonntag nach Trinitatis?

Aber nächsten Sonntag ist ja der 10. nach Trinitatis, ein geprägter Sonntag, Israel-Sonntag. Ehemals „Gedenken der Zerstörung des Tempels“ mit antijudaistischem Effekt. In den letzten Jahren „Zeichen der Verbundenheit von Kirche und Israel“, mehr noch: Zurück zu den Quellen unseres christlichen Glaubens – Lernen vom Judentum – im ganz positiven Sinn: in die ‚Judenschule‘ gehen. Hoffentlich! Auf denn zu diesem geprägten Gottesdienst!

37.

Heute also 10. Sonntag nach Trinitatis –Israelsonntag. Ich entschieße mich, zu einem Gottesdienst in der Innenstadt zu gehen, in dem ein ehemaliger Landessuperintendent predigt, von dem ich weiß, dass er in seiner aktiven Zeit viel für die Versöhnung zwischen Juden und Christen getan hat und daher dem Anlass des Sonntags sehr nahe steht. Ich werde auch nicht enttäuscht, denn der ganze Gottesdienst ist in Liturgie, Liedern (zweimal Lieder von Schalom Ben Chorin), Lesungen (Epistel: Röm 9; statt Evangeliumslesung eine freie Lesung des jüdischen Bibelwissenschaftler J. Klausner: Jesus, der Jude – aus jüdischer Sicht) und natürlich Predigt (insgesamt 25 Minuten lang) ganz auf das Thema „Israel-Kirche“ konzentriert. Da ich selbst diesem Thema sehr verbunden bin, habe ich sofort ein positives Grundgefühl – selbst wenn der Gottesdienstbesuch (36 Besucher) wieder einmal äußerst mager ist. Auch ehemalige Sympathisanten des stadtbekanntem langjährigen Landessuperintendenten sehe ich nicht. Schade – oder doch typisch: Wenn du erst einmal pensioniert bist, bist du weg vom Fenster?

Der ganze Gottesdienst hat einen freundlich-dringlichen Grundton. Das Thema „Israel-Kirche“ ist bekanntermaßen ja ein sehr bewegtes, ein schmerzlich bewegtes und man kann nicht mit ein paar flotten Sprüchen darüber hin weggehen. Das geschieht hier auch nicht. Von Anfang an wird deutlich, es ist ein sehr ernstes und für uns Christen immer noch sehr schmerzliches Thema. Das wird sofort in der Begrüßung gesagt. Aber die freundliche, sehr hörerezugewandte Stimme des Predigers bringt das Anliegen ohne moralisch-gesetzlichen Drohton uns Hörern nahe. Gut, es so zu hören.

Liturgie und Lesung sind –wie bereits gesagt- auf Thema und Anlass des Gottesdienstes zugeschnitten. Es wird konsequent auf die Predigt ‚hingearbeitet‘ – ich bin gespannt, was er uns sagen wird und vor allem: wie er’s sagen wird.

Er sagt es –wie schön- sehr freundlich und –wie schade- sehr umständlich Das legt nicht an der Länge der Predigt (25 Minuten), sondern an der etwas gequälten Art der Darbietung. Sehr hörerorientiert und persönlich beginnt die Predigt. Der Prediger erzählt aus seiner lebenslangen Begegnung mit dem Thema „Kirche-Israel“ und vor allem mit Menschen, die vom Dritten Reich ab bis heute ihm dabei begleitet, mit ihm gelernt, gehofft, gelitten, gestritten (mit Juden kann man wirklich sehr gut streiten) haben. Das ist wirklich mit Interesse und Anteilnahme zu hören. Ein gelungenes Exempel von „persönlich predigen“, ohne dass es privatistisch und aufdringlich wirkt. Die freundliche Zurückhaltung - auch mit einem Schuss

Humor und Selbstkritik- ist sehr gewinnend. Und ich merke, die weithin älteren Menschen hören gebannt zu und assoziieren wohl –so wie auch ich- eigene Erfahrungen mit dem Thema. Sieben gute Minuten lang führt der Prediger so ein in das Thema.

Doch dann ist da auch noch der ‚vermaledeite‘ –sagt er nicht, aber denkt er wohl- Predigttext, des Paulus ringen mit seiner Hassliebe zu seinem Volk (Röm 9,1-8.14-16). Wer den Text kennt, der weiß, dass das hartes Brot ist. Paulus selbst dreht und wendet sich hin und her, kann sich nur schwer zwischen Liebe zu seinem Volk und Enttäuschung über die –aus seiner Sicht- verbohrteten Ablehnung des Heils in Christus entscheide. Und so scheint es auch dem Prediger selbst zu gehen. Er schwankt hin und her, assoziiert dort und hier, ficht Nebengedanken ein, hin und wieder auch mal ein Stück Metareflexion, ein Schritt zurück, ein halber wieder nach vorn. Wo ist er jetzt eigentlich? Bei Paulus? Bei sich selbst? Bei der jüdisch-christlichen Geschichte? Es wird nicht recht klar. Nur eine große Belesenheit zeigt sich auf einmal. Der junge und der alte Luther – Schalom Ben Chorin – Martin Buber – David Flusser – Marcel Reich-Ranicki (mit einem ellenlangen Zitat, das eher Verwirrung als Klarheit schafft) – und noch einige andere, die ich schon wieder vergessen habe. Warum so viel Zitate als Belege? Traut er seiner eignen Überzeugungskraft nicht? Die Zitate werden auch nicht weiter interpretiert, sie bleiben so stehen, ein paar mal Kurzkomentar: „Ja, so ist es, soll es sein. Stimmen Sie zu? Ich nicht ganz.“ Warum sagt er’s dann? So schlängelt sich die Predigt dahin, ich spüre, dass einige Hörer abschweifen, sich umschaun, die hell-freundliche Kirche betrachten. Eine gewisse Ratlosigkeit breitet sich aus, auch ein schwermütiger Grundton. Es ist alles so komplex und kompliziert. Das ist sie ja auch, die christlich-jüdische 2000-jährige Geschichte der Begegnung, Nicht-Begegnung, „Vergegnung“ (M.Buber). Dann noch ein weiteres Luther-Zitat (der „frühe Luther“, der sich sehr positiv äußert, für ‚Insider‘ ein sehr bekanntes Zitat) – ja, dann noch eine gedankliche Spirale, die Stimme wird immer leiser – ist sie eigentlich noch da? – und dann ist Schluss. Schade? Oder gut endlich so? Es hat so freundlich-persönlich und spannend begonnen, doch dann verebbt alles im komplexes Gedankengeflecht 2000-jähriger christlich-jüdischer Missverständnisse. Vielleicht war es ja auch von Übel, das der Prediger in diesem Thema so belesen und kompetent ist. Er hat sich in seinen eigenen vielen Gedankenassoziationen verheddert.

Mir fällt die alte homiletische Regel wieder ein: „Nicht über deine Lieblingsthemen predigen. Das geht meist schief, weil du zu viel und alles sagen willst.“ Doch auch jetzt wieder: „Wenn ich weiter geschlafen hätt und tät von allem nichts wissen...“? Nein, es war gut und lehrreich für mich, diesen Gottesdienst, vor allem natürlich die Predigt, mitzuerleben. Hoffentlich verheddere ich mich selbst nicht bei diesem Thema, wenn ich selbst wieder mal dran bin. „Sag es dann ganz einfach und komprimiert und natürlich persönlich“ sag ich mir, schwör ich mir zu!

38.

Ein ganz besonderer Gottesdienst war dies heute. Mein guter Freund (vgl. Nr.1 und 21), inzwischen auch pensioniert, hat mich in seiner freundlich - unaufdringlichen Art auf die Pastorin hingewiesen, die für seine neuen Gemeinde, wo er als normales Gemeindemitglied wohnt, zuständig ist. „Das ist eine gute Pastorin. Da gehe ich gern hin – ab und zu“ fügte er nach einer Pause an. Das machte mich neugierig, allerdings auch etwas skeptisch. Ab sein „Geschmack“ auch meiner ist? Denn wir sind doch recht verschieden im Lebensstil und Lebensurteil.

Und dann die wirklich positive Überraschung, wenn man einmal vom wieder nur recht spärlichen Gottesdienstbesuch absieht (36 Erwachsene, 5 Konfirmanden bei über 4000 Gemeindegliedern): Der Gottesdienst war insgesamt eine einzige Freude, besonders das Auftreten der jungen Pastorin. Bereits bei der freien Begrüßung war zu spüren. Eine herzliche, gewinnende, die Gemeinde in den Gottesdienst integrierende Atmosphäre strahlt diese Pastorin aus. Ja, sie strahlt wirklich, unaufdringlich in ihrer Art, doch bestimmt und klar und Sprach- und Melodieführung. Überhaupt die Form der Sprache: Weniger, was sie sagt (das dann auch), sondern vor allem, wie sie es sagt, das überzeugt. Fast ist es so, dass ich ihrer Stimme –ich muss es so sagen- ‚erotisch‘ anregend empfinde. Dabei drängt sie sich nicht auf, sie ist ganz bei sich – und auch bei den Hörern, bezieht die Hörer in ihre Gedanken- und Emotionskreise mit ein. Was ist das bloß? Ich habe kaum noch eine Erinnerung an das, was sie sagt hat (es waren sicher allgemeine Begrüßungsworte und die Hinführung auf das Thema des Gottesdienstes: „Lass Dir an meiner Gnade Genüge sein“), aber wie sie uns mit ihrer so natürlichen, unprätentiösen Art in ihre Kreise einbezogen hat, das war überzeugend. Anders kann ich es nicht sagen. Ich hab auch den Eindruck, das ist der Predigerin nicht einmal bewusst, das ist Teil ihrer ‚Natur‘, besser: ihrer ‚pastoralen Identität‘. Kann man es lernen? Hat sie es in der Ausbildung gelernt? Darüber würde ich gern mit ihr sprechen. Vielleicht rufe ich sie deshalb einmal an. Meine Vermutung ist die: Es ist eine Art der Persönlichkeitsbildung, der innerer Stimmigkeit der eigenen Person. Und je weniger man spürt, es ist ‚gemacht‘ oder gar ‚Methode‘, umso überzeugender ist es.

Das gilt natürlich auch für die Predigt selbst, die sie über das Thema „Gnade“ hält. Paulus und Luther als Beispiele dafür –also im Grunde ganz konventionell- und Erfahrungen der Gnade in unserem Leben. Grund aussage: Nicht der theologische Begriff ‚Gnade‘, sondern die konkrete Erfahrung der ‚Gnade Gottes‘ hier und da in unserem Leben –auch in ganz normalen Alltagserfahrungen- das ist es. Wieder ist es aber weniger der Inhalt, der mich gefangen nimmt. Das weiß ich schon alles und hab es auch ähnlich hier und da gesagt. Es ist wieder die Art der Präsentation: Freundlich gewinnend, sehr präsent, auch präzise und klar, einfach in der Wort- und Gedankenwahl – und dann wieder die Stimme! Suchend, fragend, lockend, nachdenklich, sprühend, laut und leise modellierend, eine ‚sprechende Sprache‘, mich erreicht die Botschaft. „Ich mag dich, wie du bist. Ich mag das Leben, das Leben ist trotz aller Unfälle dazwischen gut und schön, von Gott gesegnet und Gott hat auch dein Leben begnadet und gesegnet.“ Das sagt sie nicht, aber das höre ich. Und dass es bei Paulus und Luther auch schon so war, das ist tröstlich. 14 Minuten nur dauert die Predigt, aber es ist alles darin gesagt, bis hin zum Predigtlied. „Nun freut euch, lieben Christen‘gmein“, das mir ohne Bindung an den christologisch-dogmatischen Schnellkurs mit dem sehr persönlichen Vers 7 („Halt dich an mich... denn ich bin dein und du bist mein, und wo ich bleib, da sollst du sein“) zum ersten mal existentiell singbar erscheint.

Wirklich also ein gelungener Gottesdienst, der nach 55 Minuten mit der freundlichen Verabschiedung an der Kirchentür beendet ist. Beschwingt fahre ich nach Hause. Hier werde ich gern noch einmal zu Gast sein, einkehren in dies freundlich-einladende Haus dieser Kirche. Also wirklich: Wenn ich heute „weitergeschlafen hätt und tät von alledem nichts wissen...“, mir würde sehr viel fehlen und ich würde sehr viel vermissen.

39.

Das war heute ein mich emotional sehr bewegender Gottesdienst – und natürlich -muss ich das extra sagen? - nicht wegen der Predigt. Es war die im Gottesdienst integrierte Taufe und die Lieder dazu. Meine ganze eigene pastorale Vergangenheit war wieder präsent, sehr präsent. „Du hast uns Herr gerufen, und darum sind wir hier“ (EG 168), von mir oft im

Kindergottesdienst und bei der Taufe singen lassend – ja, da war die Vergangenheit wieder ganz präsent. Und dann auch noch die Präsentation durch den Pastor (ein noch recht junger, sehr agiler Superintendent), mit viel Zuwendung zu der Taufgesellschaft und den im Gottesdienst anwesenden Kindergottesdienstkindern (20 an der Zahl – noch nie so viel erlebt), seine Worte der Zuwendung, sehr ähnlich meinen eigenen Worten. Ich sah mich selbst vor dem Altar stehen und die Taufe „zelebrieren“, „präsentieren“, „volksmissionarisch avisieren“. Und ich musste weinen. Sentimentale Rückerinnerung an die eigene Jugend? Ich weiß nicht. Jedenfalls war es so, wie ich 20 oder gar 30 Jahre zurück selbst die Taufe vollzog. Und die Lieder ansagte. Und sie laut mitsang. Was ist das bloß? Da sitze ich 65-jähriger angegrauter Pensionär in Freizeitdress hinten in der Kirche, für mich allein, die Beine überkreuzt, will wieder mal den Gottesdienst freundlich-kritisch (oft auch leider gar nicht so freundlich) analysieren ... und dann packt es mich, und ich bin mitten dabei, sehe mich in Isernhagen, Imbshausen, Osnabrück selbst den Gottesdienst zelebrieren.

Ach ja, der Gottesdienst selbst. Wie schon angedeutet, zentrale Kirche eines Kirchenbezirks am Außenrand der Stadt, gut situiertes Bürgertum. Der Superintendent gilt noch etwas. Das zeigt sich am Besuch, endlich einmal wieder an die 100 Besucher (allerdings inklusive Taufgesellschaft mit 20 Personen), dazu auch noch die Kindergottesdienstkinder, die an der Taufe teilnehmen dürfen. Jeder bekommt eine kleine Taufkerze. Der Pastor bemüht sich wirklich, die ganze Gemeinde in die Taufe mit einzubeziehen, auch beim gemeinsam für den Täufling gesprochenen Glaubensbekenntnis. Die Tauffragen an Eltern und Paten werden frei formuliert, sehr passend wie ich finde, das christianum und humanum geschickt miteinander verknüpfend. So ist es gut. Er biedert sich nicht an, er versteckt sich nicht, er hebt aber auch nicht ab in dogmatische Richtigkeiten hinein. Ich kann nicht sehen, wie es bei der Taufgesellschaft „ankommt“, aber auf jeden Fall, sie macht mit.

Ja, und dann war da auch noch die Predigt. Wie es sich gehört, 20 Minuten lang. Leider etwas enttäuschend. Viel habe ich nicht davon behalten. Sehr bemüht, durchaus klug, eine Überzeugungsrede zum Thema „Nachfolge“ und „Missionieren“ (Fischzug des Petrus als Predigtthema). Nun ja, durchaus alles richtig. Nicht missionieren sollen wir, dem andern überrumpelnd zu nahe treten, aber doch klar und bestimmt Flagge bekennen. Gilt auch für die Taufe. Das ist alles nicht umwerfend oder gar mitreißend, aber natürlich auch nicht falsch. Ich hätte mir etwas mehr Lebendigkeit gewünscht, so wie bei der Taufe, wo er ganz bei sich war, frei extemporierte und stets den richtigen Ton traf. Die Predigt war leider dann doch etwas wie Vorlesung über die richtige Form der Nachfolge (gerade heute so nötig) und der Mission (richtig verstanden, auch heute noch wichtig). Das war's dann.

Der Gottesdienst nimmt weiter seinen Lauf, so wie immer. Alles richtig, alles schön, aber es bewegt mich nicht mehr, es tropft so dahin bis zum Ende. Schade? Nein, da war ja der Anfang. „Du hast mich Herr gerufen ... und dazu bin ich hier!“ ICH! Ich persönlich heute. Wurde ich gerufen? Habe ich noch eine Berufung in meinem Alter? Wie sieht sie aus?

Das alles hat der Prediger nicht bewusst erreichen wollen, natürlich nicht, er hat's aber erreicht. Bei mir! Und bei den anderen? Gottesdienst scheint doch eine sehr subjektive, ganz und gar persönliche Sache zu sein. Vieles kann man ‚methodisch planen‘ und ‚machen‘ – aber das Wesentliche eben nicht. Liegt nicht in unserer Hand! Zum Glück nicht!

Also durchaus: Ich tät was vermissen, hätt ich heut dies nicht erfahren, tät von alledem nichts wissen.

40.

Ein „Festgottesdienst“ ist es heute zum „50-jährigen Jubiläum“ einer Gemeinde am Stadtrand Hannovers (eine sehr vornehme Gegend mit viel Geist-, Geld- und Naturadel). Aber ach, die Gemeinde ist inzwischen alt geworden, fast schon greisenhaft alt. Viele kleine und auch große, ja gar monumentale Einfamilienvillen, in den nur noch zwei alte Menschen wohnen, weil die Kinder längst aus dem Hause sind. Man geht halt noch zur Kirche, das gehört sich so sehr gediegen bürgerlich. Der Pastor (er predigt nicht, es ist ein ‚Festprediger‘) erzählt mir, viele seinne in den letzten Jahren ausgetreten, kaum noch Taufen. Die Gemeinde ist in den letzten 30 Jahren von 2400 auf 1250 Mitglieder gesunken. Nur noch ½ Pfarrstelle ist für die Gemeinde vorgesehen, sie ist jetzt regional mit weniger begüterten Statteilen verbunden.

Aber natürlich, zum 50-jährigen Jubiläum musste ein besonderen Festprediger her, eine pensionierten Oberkirchenrat der EKD und Professor noch dazu. Ich bin rechtzeitig da, denn ich denke, es wird voll werden heute. Als ich 10 vor 10 die vor 40 Jahren gebaute Kirche (ein kastenähnlicher Zweckbau mit wenig Ausstrahlung) betrete, staune ich: Grad mal so 20 –30 Personen sind da. Doch dann füllt es sich allmählich, wohl 120-140 Personen sind gekommen, Eigentlich doch recht wenig zu diesem Anlass, denke ich. Es sind vor allem ältere Menschen und ein paar sehr junge, die sich dann aber bei dem sich anschließenden Empfang als offizielle kommunale Gäste entpuppen. Wie nicht anders zu erwarten, ist der Ablauf des Gottesdienstes (Programme und Gottesdienstzettel werden gereicht) ganz traditionell gestaltet, eigentlich sogar – was den Anlass anbetrifft- recht mickrig. Die Kantorei singt zwar, aber sehr dünn und auch etwas schief und wenig inspirierend. Die Begrüßung ist recht formal und unengagiert. ‚Understatement?‘ denke ich noch, doch es zieht sich so durch den ganzen Gottesdienst. Es springt nichts über, es bewegt sich nichts. Es läuft alles recht greisenhaft routiniert ab. Rieche ich da gar Moder? Das wohl doch nicht,.

Ja, und die Predigt des Oberkirchenrates a.A. passt sich dem an. Korrekt 19 Minuten lang, korrekt lutherisch dreiteilig, über Ps.118. „Ich predige heute zur Ehre Gottes an diesem Festtag über 1. das Lob der Zeit, 2. das Lob des Weges, 3. das Lob des Ziels.“ Ja, und so war es dann auch. Alles richtig, alles schön, alles korrekt, alles gleich-gültig betonend, nicht zu eindringlich, nicht zu lasch, alles schön und wohl auch gut, „doch wenn ich weiter geschlafen hätt...“? Ein wenig hab ich ja auch geschlafen, wie auch die Gottesdienstbesucher, die auf das Ende warten. Der zweite Teil („Lob des Weges“ a. der Gemeinde b. Gottes mit uns c. Gottes mit der Welt) war doch recht lang, der 3. Teil dafür dankenswerterweise kurz. Ich spürte schon die Unruhe, als der professorale Prediger ankündigt: „Ich komme nun zu meinem dritten Teil...“ Da waren schon 16 Minuten rum. Aber er drehte dann schnell noch oben und ins Eschaton („Ziel“) ab, so dass er im Nirgendwo landete. Ein blasses Fürbittengebet, noch ein traditionelles Lied und nach 50 Minuten war dieser –ich sage es nun schon zum dritten Mal- reichlich greisenhafte Festgottesdienst zuende.

Viele gingen auch gleich nach Hause. Ich blieb noch zum Empfang, bei dem etwa 30.-50 Menschen zugegen waren. Freundliche Worte der Superintendentin, der Partnergemeinde, der kommunalen Vertreter (einige Zuhörer räusperten sich vernehmlich, da muss wohl was vorliegen) – und das war’s dann. Kurz vor 12 trotte ich –fast schon als letzter- nach Hause. „Und tät von alledem nichts wissen?“ Ja, vielleicht wär es besser gewesen, ich hätte von alledem nichts gewusst, ich hätt nicht manche Illusionen begraben müssen. Schade? Nein, so ist unserer volkskirchliche Realität in hannoverschen Landen – und sicher auch anderswo.

41.

Das war heute wieder einmal ein besonderes Erlebnis, dieser Gottesdienst in einer charismatisch-evangelikalen Gemeinde, die sich mit bewusst –mit öffentlichem Bekenntnis- der „evangelischen Allianz“ zurechnet und laut KV-Beschluss sich bekennt zur „göttlichen Inspiration der Heiligen Schrift, ihrer völligen Zuverlässigkeit und Irrtumslosigkeit und höchsten Autorität“. Das will schon was heißen und lässt einen besonderen Gottesdienst erwarten. Die Gemeinde selbst –am Stadtrand Hannovers- hat ca. 2000 Mitglieder, viele Hannoveraner jedoch, die sich diesem geprägten Frömmigkeitsstil zurechnen, bilden de facto eine „Personalgemeinde.“

Als ich kurz nach 10 die Kirche betrete, finde ich kaum noch einen Platz, muss suchen und mich dann –entgegen meiner sonstigen Gewohnheit- ziemlich vorn auf einen noch freien Stuhl platzieren. Ich schaue mich um. Viele ältere Personen entdecke ich, „Mütterchen mit Kopftuch“, etwas starr und schon leicht fanatisch blickende Ehepaare mittleren Alters, aber auch viele junge Menschen, wohl Jesus-bewegt, wie sich dann auch bei den laut und mit seligen Lächeln gesungenen schmissigen Jesus-Liedern zeigt. Also eine sehr gemischte Gottesdienstgemeinde, wohl eine Personalgemeinde, die sonst gewohnten „treuen und tapferen Kirchgänger“ kann ich kaum entdecken. Aber eine eingeschworene Gemeinschaft ist das wohl, man kennt sich, nickt sich zu, kann sich auch sehr gut wahr nehmen, denn der Gottesdienstraum ist mittig angeordnet, der Altar und auch die Kanzel in der Mitte, die Stühle fast 360° drum gereiht. Eine Tür nach hinten ist noch offen, um die Menschen im Nebenraum fassen zu können. An die 200 Gottesdienstbesucher, ich kann es nur schätzen. Im Nachhinein fällt mir auf: Es kommt keiner zu spät, als ich 2 Minuten nach 10 die Kirche betrete, bin ich wirklich der letzte. Die Gemeinschaft muss schon lange und konzentriert zusammen gekommen sein.

Dann tritt der Pastor auf (55 Jahre alt), nickt in die Runde, hierin und dorthin, man merkt, er ist zu Hause hier und begrüßt die Seinen. Kaum geprägte Worte, jedes Stück Liturgie wird noch persönlich und vor allem mit eindringlicher Stimme untermalt, Wort für Wort hervorgehoben, z.T. auch noch interpretiert. Alles ist wichtig und gewichtig. Die gewohnte Liturgie (formal korrekt agendarisch ohne jeden Schnörkel) gewinnt so einen besondere, durch den Einsatz der Person des Liturgen geprägten individuellen Charakter. Man ist dem Pastor in der Mitte auch noch in der vierten Reihe ganz nahe, er schließt die Augen und kostet jedes Wort der Liturgie mit dem ganzen Einsatz seiner Person aus. Ist das aufdringlich? Wie wirkt es, wenn ich das zum 10. oder gar 20. Mal so erlebe? Kann er jedem Gottesdienst so seinen individuellen Charakter aufdrücken, ohne dass es zur „Masche“ wird und sich abnutzt? Ich weiß es nicht, sehe nur, dass die Besucher ganz dabei sind. Dies, vor allem natürlich auch durch die jugendlich-bewegten Lieder (man singt nicht nach dem EG, hat sich ein ganz eigenes missionarisches Gesangbuch angeschafft), die ohne Orgelbegleitung mit Klavier und Combo und einer schicken Vorsängerin mit Mikrofon (das ist wohl jeden Sonntag so, also gar nichts Besonderes) begleitet werden. Ich merke, der Pastor hat „alles im Griff“, hat vielleicht gar die Leute „im Griff“, zu sehr sogar? Ein mulmiges Gefühl beschleicht mich.

Ehe dann die ca. 20 Kindergottesdienstkinder vor der Predigt in die Kinderkirche entlassen werden, kommen sie alle zum Altar, singen gemeinsam mit einer Lehrerein ein Kinder-Bekenntnis-Lied (viele Erwachsene singen mit), zeigen allen Besuchern das Bekenntnis-Lied auf ausgeteilten Schrifttafeln und verlassen dann die Kirche.

Sofort danach ist der Pastor auf der Kanzel. Mir fällt auf, es gibt keine Kunstpausen, ein Element geht ins andere fließend über, z.T. werden die Lieder schon bei den letzten Worten des Lektors/Pastors angespielt, leise beginnt die Vorsängerein zu singen, die anderen fallen

peu a peu ein. Das gefällt mir. Es wirkt dadurch sehr spontan, ungezwungen, wie ein normaler Familientreff.

Dann also der Pastor auf der Kanzel. Ehe er beginnt, blickt er lange in die Runde, kostet die ganzen 360° der um ihn Sitzenden voll aus, um alles und alle „in den Griff“ zu nehmen.. Man fühlt sich recht eindringlich gemustert, fast schon etwas unheimlich. Dann beginnt er, tief auf sein Manuskript gebeugt. Über 1.Petr. 5 hat er zu predigen und über die „Demut“. Mit einer ekklesiogene Anekdote beginnt er. Der berühmte Abt eines Klosters liegt im Sterben. Alle Brüder versammeln sich um das Sterbebett und sagen dem alten und hochverehrten Abt ein letztes Dankeswort, was er ihnen alles bedeutet hat. Als fast schon alle durch sind, richtet er sich noch einmal auf und sagt: „Und demütig bin ich auch gewesen, das habt ihr vergessen“. - -- Alles lacht und der Pastor freut sich. Na, ob das wohl auch auf ihn zutrifft, denke ich. Hat er gar von sich gesprochen. Aber das sind nur schmutzige Gefühle. Denn wir werden gleich belehrt, dass mit „Demut“ natürlich nicht das gemeint ist, was die ‚Welt‘ darunter versteht, es ist geistlich zu verstehen. Hochmut ist da, wo man ohne Gott leben will (Motto: „Ich kann mein Leben selbst in den Griff kriegen.“) Demut ist da, wo ich ganz auf Gott bezogen bin, alles von Gott erwarte, das Gute und auch das weniger Gute. Es wird also –in der Predigt steigert es sich noch- eine schöne Dichotomie aufgebaut. Dort ein weltliches Leben ohne Gott („die Weltkinder“) – hier (also „bei uns hier“) ein Leben in allen Fasern mit Gott – das ist demütig. So geht es 28 Minuten weiter, immer im Gegensatz „weltlich-geistlich“. Das wirkt am Ende monoton und ich merke es auch an der Reaktion des ‚Publikums‘. Mehr Menschen als ich dachte blättern im Gesangbuch hin und her.

Dabei hat der Prediger eine sehr eindringliche Stimme, fast schon zu eindringlich. Er ist so dicht an den Hörern dran, dass er schon fast in sie reinkriecht. Er rückt mir auf den Pelz, mir fehlt ein heilsamer Abstand. Jedes Wort ist gewichtig und wird besonders betont und ist zudem noch besonders und gerade für mich bestimmt. Fast bedrohlich. Mich beschleicht der verrückte Gedanke: Predige ich etwa –nicht inhaltlich, aber formal- ähnlich, so dass ich den Hörern keinen Abstand und Atem lasse? Das wäre schlimm. Doch dann –wie befreiend- kommt mir der wenig demütige Gedanke: Nein, ich predige doch nicht so. Bei mir ist mehr Selbstironie, Selbstzurücknahme dabei. Ich predige so, dass jeder einen gewissen inneren Abstand zu gar zu gewichtigen Worten merken kann, ich trete zwar nicht hinter mich zurück, stehe aber oft neben mir und lasse dadurch den Hörern die nötige Freiheit. Wenig demütig, diese Selbstanalyse, aber sie war schon nötig, um Abstand zu der fordernden und selbstgefälligen Art des Predigers zu gewinnen.

Gesetzlich also wirkt die Predigt auf mich, weniger durch das, was er sagt (das ist schon alles in etwa richtig, zum mindesten nicht rundweg falsch), sondern durch die Art, wie er es sagt. Der Blick geht oft in die 360°-Runde, damit auch ja keiner ausgeschlossen wird, sich ausschließen kann, viele Kunstpausen, markante Betonung einzelnen Worte, Wiederholung dieser Worte („Demut, demütig, ja demütig sage ich...“), es fehlte bloß noch, er griffe sich den einen oder die andere heraus und stellte sie/ihn in die Mitte. Ich sitze weit vorn, hat er mich im Blick, ich möchte mich am liebsten schon verkriechen. Wie komme ich nachher bloß einigermaßen ungeschoren heraus? Da wird’s ja viel Gedränge geben am Ausgang. – Aber eins, das muss ich ihm lassen, er ist ganz bei der Sache. Er plappert nicht, zieht sich nicht zurück in Routine, „es predigt“ nicht aus ihm, er ist ganz bei der Sache und man (also ich) hat den Eindruck, die Predigt wird trotz Manuskript noch einmal neu geboren, ja ihm kommen beim Predigen (oft schließt er die Augen) immer neue Gedanken. Das ist spannend und ist wohl auch für die geübten Zuhörer überzeugend. Er hat also „seine“ Gemeinde, die sich bei ihm erbaut, ja aufbaut. Die böse Welt bleibt draußen. Wir sind hier die Demütigen vor Gott,

wir alle. Das ist schon gemeinschaftsfördernd, vorausgesetzt, man ist schon in dieser Gemeinschaft drin. Sehr ambivalent also das Ganze.

Noch 28 Minuten ist also Schluss. Ein großer Teil der Gemeinde sagt laut „Amen“. Dann der Rest des Gottesdienstes wie gewohnt. Abkündigungen –wen wundert’s- eine Selbstdarstellung der Gemeinde mit all ihren tollen Aktivitäten –in aller Demut vor Gott-, Kollektenansage mit langem Bericht über eine missionarische Evangelisation in der Türkei, noch zwei schmissige Lieder, dann ein 360°-Segen mit durchdringendem Blick auf alle, ein Lied noch im Stehen und wir dürfen gehen. Das geht jetzt ganz schnell. Ich komme viel schneller zur Tür als ich dachte. Doch er steht schon da, blickt mich durchdringend an. „Irgendwie kommen Sie mir bekannt vor. Waren Sie schon mal hier im Gottesdienst?“ „Nein“ sage ich. Und ehe ich’s mir versehe, habe ich ein „Glaubenspaket“ (prall gefüllter Briefumschlag) in der Hand. „Für Sie ganz persönlich“. Als ich zu Hause in der Wundertüte nachschaue entdecke ich: a. Gemeindeverfassung (mit dem Bibel-Inspirations-Text) b. allgemeines Gemeindeprogramm c. zwei Veranstaltungskalender d. Gemeindebrief (mit langem Interview seiner Tochter, die als physiotherapeutische Missionarin nach Afrika geht) und Bericht seiner Frau, die als „Diakonin“ in der Gemeinde tätig ist, das ganze ist also ein „Familienunternehmen“) e. Das Johannesevangelium im Kleinformat f. Eine Schachtel mit Blumensamen „Lass die Sonne in dein Herz“ und g. eine kleine Tüte Gummibärchen. Ich hab jetzt alles schön auf dem Esstisch aufgereiht, um es meiner Frau zu zeigen und nach ihren unvoreingenommenen Eindrücken zu fragen.

Und „wenn ich weitergeschlafen hätte und tät von alledem nichts wissen?“. Natürlich, natürlich tät ich was vermissen, auch wenn’s recht dubios war. Denn ja, es war schon ein besonderes Erlebnis. Und doch war ich froh, als ich endlich weg war. Hätte nicht viel gefehlt und er hätte mich gegrabscht und für irgendeine Aktion vereinnahmt. Dann hätte ich mich wirklich outen müssen. Vielleicht gehe ich ja irgendwann noch einmal hin („bloß so zur Kontrolle für mich“) – aber natürlich nicht am nächsten Sonntag, sonst bin ich wirklich dran und er packt mich am Wickel. Denn wer zweimal hintereinander bei ihm auftaucht, den lässt er sicher nicht mehr los. Davor bewahren auch die netten Gummibärchen nicht.

42.

Heute wieder einmal ein ‚stinknormaler‘ Gottesdienst in einer Innenstadtgemeinde (immerhin noch über 5000 Mitglieder, zwei Pastoren, Gottesdienstbesuch: 38 Erwachsene und 7 Konfirmanden, also alles wirklich ‚normal‘!). Das Besondere an diesem Gottesdienst ist für mich die Predigt, weiß gar nicht, ob ich das Predigt nennen soll. Sie hat mich auf jeden Fall in meinem Urteil verunsichert, sehr nachdenklich bin ich nach Hause gefahren. War das eine Predigt? Soll ich sie als ganz misslungen oder einfach genial empfinden? Darüber denke ich noch nach.

Wie gesagt, der Gottesdienst am 19. Stg. n. Trin. ganz normal, er dauert inklusive Predigt nur 46 Minuten. Epistel (Eph 4) und Evangelium (Mk 2) wie vorgeschrieben, leicht singbare Lieder (doch kaum einer singt mit, ich merke es, weil die Orgel ganz leise spielt, es kommt mir so vor, als sänge ich ganz alleine, ich werde daher auch immer leiser), kurze und leicht dogmatische Gebete, dafür sehr lange Abkündigungen nach der Predigt (mit ellenlanger Begründung der Kollekte für die Telefonseelsorge, dauerte insgesamt fast 7 Minuten), die paar Gemeindeglieder verstreut in den Reihen der mittelgroßen alten Kirche, ich gehörte wie fast schon gewohnt (sieht man von den Konfirmanden ab) zu den allerjüngsten, wohl noch 2 andere sind jünger als ich. Der Pastor, ca. 50 Jahre alt, in ausgewogener Freundlichkeit und mittlerer Nähe/Distanz zur Gemeinde, singt die Liturgie etwas schief, aber das ist ja nicht

weiter schlimm. Dem ‚Heiligenkalender‘ entnehme ich, dass er schon fast 10 Jahre in dieser Gemeinde tätig ist, also ein Routinier. So wirkt auch der ganze Gottesdienst auf mich, äußerst routiniert, aber doch reichlich steril. Ich kann kein ‚Proprium‘ erkennen. Es ist alles richtig und halbwegs schön, doch hat’s mich berührt? Und wenn ich weitergeschlafen hätt und tät von alledem nichts wissen? Nein, ich würd natürlich rein gar nichts vermissen.

Bis also auf die Predigt, die mich reichlich verunsichert hat. Sie ist –wenn man es denn überhaupt Predigt nennen darf- genau 13 Minuten Lang. 12 Minuten Fremderzählung, 1 Minute anschließend ohne jeden überleitenden Kommentar der Predigttext (Wiederholung der Epistel Eph 4), dann einfach „Amen“.

Die lange und langatmige Fremderzählung ärgert mich, ärgert mich immer mehr. Ohne Einleitung beginnt der Prediger mit dem Silberschmied „Renatus“ (ganz am Ende nach ca. 10 Minuten erfahren wir, dass er aus Ephesus kommt), der seinem alten Schulfreund Änäas (oder vielleicht war’s auch ein andere Name) begegnet. In einer Kneipe/Taverne erzählt der Renatus sehr umständlich, wie er dem „Herrn begegnet ist durch Vermittlung des Paulus“, auf dem er zunächst sehr „sauer“ war, weil er ihm sein Geschäft mit Gold/Silber-Arbeiten für den heidnischen Tempel vermiest hat. Das wird alles breit erzählt, nein eigentlich nicht erzählt, sondern von einem DIN A 4-Balt abgelesen (man sieht ganz genau, wenn der Prediger fast provokativ deutlich eine Seite umdreht zw. Beiseite legt). Ich frage mich, ist es eine eigene Erzählung oder hat er sie in einer der schönen, eher wohl in einer der unschönen, zur Faulheit verleitenden und das eine Arbeiten am Text vermeidenden Predigthilfen gefunden. Ich kann gut darüber nachdenken, denn die Erzählung fließt zäh und undramatisch so dahin. Ich frage mich auch: was bringt es den Konfirmanden (dass ich mit der Situation der brodelnden Hafenstadt Ephesus vertraut bin –ich ahnte inzwischen, darum sollte es sich handeln- kann man voraussetzen, auch dass ich weiß, was der Name ‚Renatus‘ bedeutet –wird vom Prediger nicht erklärt- aber weiß das alles auch die Gemeinde, soll sie es wissen?), denen Ephesus und die Zeit damals und ‚Renatus‘ ganz unvertraut sind und die auch keine Verstehenshilfen bekommen, um in die Geschichte einzutauchen. Soll sie l’art pour l’art für sich sprechen? Das tut sie nicht. Es wird immer undramatischer. Schließlich reist der Freund –nachdem er in der Taverne betrunken ist und noch ins Bordell will, was ‚Renatus‘ ihm und sich natürlich verweigert- am nächsten Morgen mit dem Schiff ab. Die Geschichte hat eigentlich kein Ende, der Freund verschwindet nach dem langen Gespräch in der Kneipe einfach, außer diesem Ende: Renatus geht am nächsten Morgen zum Hafen, sucht seinen Freund, doch der ist schon abgereist. Was wird nun aus ihm werden?

Ganz kurze Pause. Dann einfach –ohne jede Überleitung, ohne jeden Kommentar- Verlesung des Predigttextes, Eph 4,22-32 „Legt von euch ab den alten Menschen mit seinem früheren Wandel....und längeren Tugend/Laster-Katalog“. Dann das „Amen“ und das war’s um 10.31 Uhr nach 13 Minuten. Überraschung bei allen Besuchern, wie ich sehr. Die Konfirmanden sind froh, lachen sich zu, überstanden. In der ganzen Predigt kein einziges auch nur andeutungsweise persönliches Wort des Predigers, keine direkte Anrede an die Gemeinde, nur die langatmige 12-minütige Fremderzählung mit viel indirekter Rede, dann der 1-minütige Predigttext als ‚Kommentar‘ zur Erzählung. Dass der Text ein Kommentar sein soll, ist zwar mir klar, ist es aber auch den Hören klar?

Doch mir geht es so: Der Predigttext mit all seinen Ermahnungen und der Beschreibung des neuen Wandels in Christus („Legt die Lüge ab und redet die Wahrheit.... es komme kein faules Wort aus eurem Munde“) geht mir auf einmal durch und durch. So wie der ‚Renatus‘ in der –ich wiederhole mich bewusst- langatmigen Erzählung beschrieben wurde, ist er ein Beispiel, ja eine exemplarische Dokumentation des ‚neuen Menschen in Christus‘. Durch den

verlesenen Predigttext –gerade ohne jeden Kommentar- leuchtet bei mir alles auf einmal auf. Genial! Der Text und nun auch die Geschichte vorher treffen mich ins Herz. Die Geschichte blüht auf, erhält eine ganz neue Tiefenwirkung durch den Predigttext als Interpretament. So ist es für mich! Ist es auch so für die anderen? Reflektieren sie dies Vorgehen? Und vor allem: Hat es der Prediger so gemeint? Hat er eine so differenziert, ja einfühlsam hörende Gemeinde, dass seine Predigt insgesamt nicht als „Zungenrede“ wirkt, wirklich eine Art von Glossolie, sondern aus sich heraus ins Herz trifft? Ich will kein Prophet sein, vor allem will ich nicht hochmütig sein. Aber ich befürchte: Nein! Sowohl der Erzählung als auch der wiederholte Predigttext bleiben unverbunden nebeneinander stehen. Was hat das eine mit dem anderen zu tun? Und vor allem: Was meint der Prediger dazu? Er hat keine eigene Meinung. Er erzählt eine fremden Geschichte und liebt einen fremden Text vor. Er selbst steht distanziert (?), auf jeden Fall unbetroffen daneben. Dafür ist er dann umso engagierter bei der Kollektenabkündigung. Immerhin!

Ich frage mich weiter: War das eine Predigt? War das eine sinnvolle Predigt, ein offenes oder geschlossenes Kunstwerk? Ich meine: Nein! Weder Predigt (viva vox evangelii, direkte Anrede, Zuspruch und Anspruch) noch Kunstwerk (offen, geschlossen wie auch immer), noch eine virtuose Rede. Nein, das war nichts. Der Vorhang zu, und tatsächliche alle Fragen offen. Nein, nicht einmal offen sind die Fragen, denn es wurden keine gestellt. Nur bei mir bleibt die offene Frage. Was war das denn nun ? Und ich antworte noch einmal: Es war nichts:

Also: Wenn ich weiter geschlafen hätt und tät von alledem nichts wissen? Ich wäre auf jeden Fall um diese Erfahrung ärmer, ob mir und anderen diese ‚Armut‘ allerdings nützt und mich weiterbringt – das möchte ich großzügig dahingestellt sein lassen.

43.

Ich muss gleich zugeben, dass ich den heutigen Gottesdienst mit einem doch recht hinterfotzigen Verdacht besucht habe. Der Prediger des vergangenen Sonntags (Nr.42) predigt als Gast in der innerstädtischen Nachbargemeinde Mich beschleicht ein böser Verdacht: Wird er etwa die gleiche „Nicht-Predigt“ nehmen, mit der du die Gemeinde am Sonntag davor traktierte? Denn im Predigttausch zwischen den Gemeinden wird sicher eine andere Gottesdienstgemeinde anwesend sein. Man spart und Zeit und Mühe, wenn man die gleiche Predigt nimmt.

Mit finsternen Anklagegedanken fahre ich also zur Kirche in einer Gemeinde mit ca. 5000 Gemeindegliedern. 50-60 Personen zähle ich, also wie gewohnt, auch in der Altersstruktur wie gewohnt. Ich sitze wie üblich ziemlich weit hinten vereinzelt in den Bänken. Der Prediger stellt sich vor (er scheint noch nicht sehr bekannt zu sein in der Gemeinde) und freut sich, endlich einmal in der Nachbargemeinde predigen zu dürfen. Schön. Liturgie dann wie üblich, mir gefallen die gut gewählten Gebete des Pastors auf, sehr persönlich. Die Lieder sind z.T. wie die vom vergangenen Sonntag, zum Teil aber auch andere. Was wird nun werden?

Er verliest den verordneten Predigttext des 2o. Sonntags nach Trinitatis, 1.Thess 4,1-8. Also doch eine neue Predigt? Doch beim Verlesen des Textes merke ich –das wäre ja noch schlimmer- seine Predigt vom vorhergehende Sonntag könnte er ohne weiteres auch mit diesem Text verbinden. Denn auch hier geht es um einen Tugend- und Lasterkatalog. Also würde sich die Erzählung vom Renatus gut eignen und dann einfach wieder mit dem Predigttext schließen. Das wäre schon stark! Doch warum liest er dann den Predigttext zuerst? Ich bin gespannt.

Doch dann ‚enttäuscht‘ mich der Prediger, besser gesagt: Er enttäuscht meine bösen Vorerwartungen. Er hält tatsächlich eine ganz neue Predigt, konkret bezogen auf den Predigttext. Er spricht sehr volkstümlich mit recht direkter Zuwendung an die Gemeinde, die Hörer werden sogar in die Predigt mit Kopfnicken, Rückfragen, Denkpausen mit einbezogen. Man ist dabei, muss dabei sein, denn der Prediger lässt den Hörer nicht entweichen. Er arbeitet mit einer volkstümlichen Beispielerzählung von der „Bedienungsanleitung für eine Kaffeemaschine“, die –das ist der Gag- vom geprüften und gestressten Leser der Anleitung alles mögliche erwartet –z.B. die Kaffeemaschine nicht beim Baden ins Wasser fallen zu lassen und nicht auf einen heißen Heizplatte zu stellen- (alle lachen natürlich), die aber keine Auskunft darüber gibt, wie man wirklich Kaffee kochen kann. Also: Unnütze Hinweise, was man nicht machen soll. Fehlende Hinweise darauf, wie man Kaffee kochen kann. Und dann die Übertragung: So ist es auch mit christlichen Moralvorschriften. Es wird immer nur gesagt, was man nicht tun soll, Ehebruch und Zank usw. Aber wie ein christliches Leben positiv aussieht, wird selten gesagt (Ich denke, nun könnte er doch die Geschichte vom Renucius erzählen, tut er aber nicht). Dies wird alles ein paar mal hin und her gewendet, das Thema Ehebruch/Prostitution wird mit einem versteckten Lächeln ein paar mal angetippt, ohne dass allerdings eine positive Handlungsanweisung gegeben wird. Fazit: „So wie die Anleitung einer Kaffeemaschine bitte sagen sollte, wie man Kaffee kocht –dies und nicht mehr-, sollte eine christliche Lebensanweisung einfach sagen, wie ein christliches Leben positiv aussieht.“ Wie es aber aussieht, das sagt er nicht, habe ich zum mindesten nicht vernommen

Die Hörer sind –das kann man an den Gesichtern sehen- zufrieden mit der Predigt. Klar verständlich, deutlich, hörerfreundlich, nicht zu lang, mit etwas Humor gewürzt, auch alltagsnah. Was will man mehr? Wie es aber aussieht, unser christliches Leben, das steht dahin, das steht weiter sehr dahin. Vielleicht –so sage ich mir am Ende- war doch die ‚Predigt‘ vom vergangenen Sonntag konkreter und hilfreicher –wenn auch sehr indirekt. Vielleicht? Denn was nimmt der ‚gemeine Hörer‘ von der Predigt mit? Das erste Mal wohl den Eindruck einer verwirrenden Erzählung, die er nicht oder nur sehr schwer in sein Leben übertragen kann. Das andere Mal den Eindruck eines freundlichen alltagsnahen Plauschs über Bedienungsanleitungen für Kaffee und christliches Leben. Sehr schön, doch was trägt‘ s am Ende aus?

Ich bin halt doch gestraft worden für meinen bösen Vorerwartungen. Der Prediger hat mich ‚enttäuscht‘, da er tatsächlich ein neue Predigt präsentierte. Er hat mich aber dann erst wirklich enttäuscht, als er in volkstümlich-unverbindliches Rasonieren über die Kunst/Unkunst von Anleitungen entfleucht, ohne selbst eine Anleitung zu geben (der Predigttext gibt sie ja, zum mindesten versucht er es).

44.

Ein schöner Gottesdienst heute – am 3.-letzten Sonntag im Kirchenjahr. Große alte Vorstadtgemeinde, zentrale Dorfkirche, sehr gut besucht, junge Familien, natürlich auch Ältere und sehr viele Konfirmanden. Da die Kirche recht verwinkelt ist (fast eine ‚kuschelige‘ Atmosphäre), kann ich nicht wie gewohnt zählen. Ich schätze mit ca. 150 Personen gut 4/5 besetzt. Vielleicht sind auch noch einige Pfadfinder, die von der Pastorin extra begrüßt werden, weil sie ein ‚Werkwochenende‘ veranstalten, auf der Empore. Also es lässt sich gut an, sehr gut sogar. Man kennt sich – begrüßt sich- alles passt gutbürgerlich wohl zusammen. Sogar die verstreut sitzenden Konfirmanden sind überraschend ruhig – zunächst jedenfalls.

Dann schön Orgelmusik, schneller und voller Gesang, gewohnt korrekte Eingangsliturgie. Bei der Begrüßung fällt mir allerdings auf, dass die Pastorin (40-50 Jahre alt) recht betulich und umständlich auf den Gottesdienst hinführt. Spricht dabei nicht frei, liest vom Blatt ab, etwas

gewollte meditative Hinführung zu den Gottesdiensten am Ende des Kirchenjahres. Eine etwas monotone, fast langweilige, wenn auch klare Stimme. Ich erkenne wenig persönliches Engagement. Na ja, aber in der Predigt wird es anders werden.

Wurde es aber leider nicht. Mich irritiert schon, dass sie auffällig sichtbar mit ihrem in einer Klarsichthülle verpackten Manuskript auf die Kanzel geht und es umständlich aus der Hülle zieht. Nun ja, sollte man ihr mal sagen, nicht so auffällig bitte... Dann predigt sie 11 Minuten über das Thema ‚Gelassenheit‘. Ja, es war für sie ein Thema, das sie zu entfalten versucht. In unserer so hektischen Zeit (mit der Unterstellung: Wir sind ja alle hektisch, wir alle! Doch bin ich es jetzt, der ich ruhig in freudiger Erwartung hier sitze?) brauchen wir mehr Gelassenheit. Ob sie innere oder äußere Gelassenheit meint, sagt sie nicht, wendet den Begriff ‚Gelassenheit‘ ca 5 Minuten hin und her – immer konfrontiert mit der Hektik unserer Tage, ohne dies zu konkretisieren. Wir wissen es doch wohl selbst. Ihre Stimme dabei ist monoton, sehr langsam, so als läse sie alles vom Manuskript ab. Also 5 Minuten Gelassenheitsbedürftigkeit versus Hektiknot, alles in Aussagesätze und Behauptungsstruktur. --- Dann auf einmal, wie als Zauberwort ohne jede Vorbereitung, der Predigttext (Röm 14,7-9) „Leben wir so leben wir dem Herrn, sterben wir ob wir nun leben oder sterben, wir sind des Herrn“. Ja, so gelassen sollen wir sein. Alles aus Gottes Hand entgegennehmen, Leben und Sterben. Denn wir können nicht tiefer fallen als in Gottes Hände. Dann noch zwei mir seit langem bekannte Versatzstücke zum Thema (eine Anekdote zum Untergang der Welt und der bleibenden Gelassenheit eines amerikanischen Kongressabgeordneten „Gott soll uns –egal ob die Welt untergeht, bei der Arbeit finden“ – und das berühmte Gebet zu Gelassenheit, das Unabänderliche zu ertragen; Mut, das Änderbare zu verändern; Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden) und Amen.

11 Minuten sind vergangen. Der biblische Text war wirklich nur ein kurzes Erinnerungsstück ohne jede Auslegung. Abschalten konnte man nicht bei der Predigt, dafür war sie zu kurz, trotz der langsamen und monotonen Stimme. Und dann –das ist für mich tatsächlich die größte Irritation- werden die DIN A 4-Manuskriptblätter zusammengeklopft und für alle sichtbar wieder in die Klarsichthülle gesteckt. Furchtbar! Ich erschauere!

So nimmt der Gottesdienst –mit weiterhin schönen und vollen Gesang- weiter seinen Lauf, mit kurzen Abkündigungen, umständlicher Abendmahlsliturgie (nach den Einsetzungsworten –für die Gemeinde unsichtbar zum Altar hin- wird so etwas wie eine Epiklese gesprochen, jedoch auch für den Fachmann kaum als solche erkennbar, wirkt wie ein unnötiges zusätzliches Gebet) und verlegener Einladung, nun doch bitte zum Abendmahl zu kommen. Nur ca. 30% folgen dieser Bitte, ich kann mich auch nicht dazu entschließen. Kurz vor 11 ist dieser Gottesdienst schon beendet. Nun ja.

Und wenn ich weiter geschlafen hätt? Ich hätte immerhin die Atmosphäre dieser heimeligen Dorfkirche, die bunt gemischte und insgesamt fröhliche Gottesdienstgemeinde vermisst. Immerhin das: Vielleicht ist das heute schon sehr viel?

45.

Ein für mich nachdenklicher und auch Gewinn bringender Gottesdienst war das heute am Volkstrauertag, dem vorletzten Sonntag im Kirchenjahr, auch Sonntag des „Jüngsten Gerichtes“ genannt. Ich bin in einer Innenstadtrandgemeinde gegangen, weil ein mir bekannten pensionierten Pastor (bereits 77 Jahre alt) dort vertretungsweise predigte und mir dieser Pastor aus Begegnungen und Gesprächen mit ihm recht ‚originell‘ und ‚wenig dogmatisch gealtert‘ erschien. Mal sehn also, wie und was er predigt.

Und in der Tat steht in diesem Gottesdienst (28 Besucher bei 2550 Gemeindegliedern) die Predigt ganz im Mittelpunkt. Die Liturgie wie gewohnt, in nichts auffällig, außer das der Pastor etwas weitschweifig die Gebete selbst frei formuliert und sie eindeutig erkennbar auf das Thema des Gottesdienstes, präzise, auf das von ihm gewählte Thema bezieht. Die Predigt (23 Minuten lang) steht also genau im Mittelpunkt des Gottesdienstes. Unverkennbar schlägt hier das Herz des Pastors, nur deshalb war er gekommen (wie er mir im Übrigen in einem kurzen Gespräch vorher auch andeutete).

Die Predigt also: Formal recht frei gehalten, nur wenig Notizen, sehr stark hörerorientiert, sie immer wieder ins einen Gedankenkreis mit einbeziehend. „Meinen Sie nicht auch... oder sehen Sie das anders?“ „Ich denke, da können Sie mir zustimmen“ „Keine Angst, ich komme gleich noch dazu. Nur noch dieser kleine Gedanke dazwischen“. Eine leichte Tendenz zur ausschweifenden Geschwätzigkeit ist schon erkennbar (das zeigt sich besonders später bei den Abkündigungen, wo er beim Kollektendank vom vergangenen Sonntag für die Ausländerarbeit noch eine recht lange Geschichte über seine eigenen Erfahrungen mit Ausländern einschiebt, ehe er dann sagt, dass 95,73 € dafür gespendet wurden). Geschwätzigkeit ist halt ein Großproblem des Alters, vor allem wenn man frei extemporierend redet. Da fällt einem noch so viel anderes ein, das man noch loswerden will. Ich fühle mich in ihm ertappt. Will mich bessern, bei der Predigt noch mehr auf das vorbereitet (und schriftlich genau fixierte) Manuskript konzentrieren. Das brauche ich, damit ich nicht abschweife und von ‚Höckchen aufs Stöckchen‘ komme. Dennoch –oder auch deshalb?- man kann bei der Predigt gut zuhören. Er hat immer mit freundlicher Hinwendung den Hörer vor sich, er reflektiert dabei auch über sich selbst, er ist nah dran an sich selbst und dem Hörer. Dazu kommt noch eine freundliche Stimme, so dass man die vielen Wiederholungen „Ja, dies und das, usw. usw. usw.“ gern verzeiht.

Doch dann vor allem der Inhalt, die ‚message‘ der Predigt. Er predigt über das ‚jüngste Gericht‘ nach dem Sonntagsevangelium von Mt 25 („Was ihr einer der Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan.“) Er sagte gleich recht direkt, dass er vom traditionellen ‚jüngsten Gericht‘ nichts hält. Er beschreibt die Gemälde, die auf alten Kirchenbildern zu sehen sind, wo die Schafe zur Rechten von den Böcken zur Linken mit Gerichtsurteil getrennt werden. Die einen fallen ab in die Hölle, schrecklich, die andern steigen auf in den Himmel, schön? Diese Gemälde machen Angst, gerade weil sie so plastisch ausgemalt werden. Doch –das ist der Zielgedanke seiner Predigt- das ist nur das ‚äußere Kleid‘, man kann auch sagen der ‚Rahmen‘ des Bildes. Der ‚Kern‘ –so sagt er- ist der andere Teil der Erzählung, die Rede von den Hungrigen, Dürstenden, Nackten, Kranken, Verfolgten, in allem „Geringsten“, in dem wir dem Herrn dienen oder eben nicht diesen. Darauf kommt es an und dies wird nun freundlich –mit leicht erhobenen Zeigefinger, dabei aber immer auch selbstkritisch- ausgeführt. Beispiele aus der großen Welt und der kleinen Welt vor Ort werden gebracht. „Ach, sie wissen schon, können da selbst Ihre Erfahrungen einsetzen.“ Das ist alles schön und gefällig und man kann gut zuhören, auch wenn es jetzt etwas ausschweifend wird.

Aber ist es das schon, frage ich mich. Da gibt es doch noch die dritte Ebene des Predigttextes. Die verwunderte Rückfrage der Menschen. „Wann haben wir dich nackt, hungernd, im Gefängnis gesehen und haben dir (nicht) gedient?“ Ist das nicht der Kern? Das wird in seiner Predigt am Ende zwar auch kurz erwähnt, aber nur so nebenbei in zwei Sätzen, dann ist er wieder beim ‚sozialen Dienst an Christus, dem überall Unerkannten‘. Ist es das wirklich? Und ich denke: Schade, hier verschenkst du die Pointe des Textes.

Mir gefällt gut das Text-Bild vom „Kleid“ (Umrahmung) und „Kern“. Aber der Kern ist halt noch vielfältiger. In der jüdischen von der Kabbala beeinflussten Schriftauslegung wird unterschieden zwischen dem „Kleid der Thora“ (das ist der vordergründige historische Ablauf des Geschehens“, dem „Leib der Thora“ (das sind die Gebote selbst, die mizwot, die in allen Geschichten verborgen sind) und der „Seele der Thora“ (das ist der mystische Sinn der Thora, der kabbalistisch als Mysterium tief verborgen ist und noch auf Enthüllung wartet, viel mehr auch ist als bloß die ethischen mizwot). Das fällt mir beim Zuhören und meiner Enttäuschung über das, was ich als „Kern“ geboten bekomme, ein. Ja, das trifft dann auch auf diesen Text zu: Das Kleid, das ist die Gerichtseinkleidung der Erzählung. Der Leib, das ist das, was der Prediger als „Kern“ bezeichnet, eben das Tun des Gerechten und damit der Dienst an Christus. Doch die Seele des Textes ist das, was beim Prediger nur im Nebensatz vorkam. Der ‚unbewusste‘ Dienst an Christus, der so selbstverständliche Dienst, fast selbstvergessen, und was das ‚Zielobjekt‘ Christus anbetrifft, ganz interesselos. Das ist der „Kern“, für mich ist es der Kern. Und meine Predigt –irgendwann einmal, vielleicht n einem Jahr- entsteht bereits. Das Kleid, das wir äußerlich sehen: das Gerichtsgemälde. Darunter der Leib, den wir sehen, wenn das Kleid abgelegt ist: Das Tun des Gerechten an den Geringsten der Brüder und Schwestern. Und die Seele, nicht zu sehen, doch ahnen und glauben können: Wir haben – unbewusst, ungewollt, selbstvergessen- Christus gedient.

So entsteht am Ende der Worte, die ich von der Kanzel höre, meine eigne –noch ungehaltene- Predigt. War es also eine gute, hilfreiche, mich bewegende Predigt, die ich hörte? Ja, sie war es. Wahrscheinlich, nein ganz sicher, hat der Prediger dies alles gar nicht beabsichtigt. Aber er hat es in mir ausgelöst, da hat seine Predigt, anders als er es wollte, weitergearbeitet. So soll es sein. („Rezeptionsästhetik“ heißt es in fast peinlich gewollter Abstraktion in der homiletischen Theorie). Und wer weiß, ob und wie die Predigt in den anderen 27 Besuchern weitergearbeitet hat. Das ist und wird bleiben ein Mysterium, muss es vielleicht auch bleiben, damit unser „Predigt – Machen“ nicht zu einem Herrschaftswissen wird, damit der Raum offen bleibt für Gottes Geist, der mit unserer noch so gut vorbereiteten Predigt seine eigenen Wege geht.

Diesmal also: Wenn ich weitergeschlafen hätt und tät von alledem nichts wissen...., ja das wäre wirklich schlimm und ich würd sehr viel vermissen. Eine unmittelbares Hörerlebnis, die Erinnerung an jüdisch - kabbalistische Schriftauslegung eine eigene neue Predigt und –am Ende sogar, obwohl nur sehr begrenzt wichtig- die Bestätigung der Richtigkeit der homiletischen Theorie von der „Rezeptionsästhetik“. Wenn das kein gelungener Sonntagvormittag war – was dann ?

46.

Buß- und Betttag – 10.00 Uhr Marktkirche Hannover – die Landesbischöfin! Das ist Programm und Ereignis zugleich. Als ich 5 vor 10 komme, finde ich keinen Platz mehr. Nur ganz oben hinter der Orgelempore sind noch Plätze frei. Doch ich muss mich beeilen, denn die sind auch bald besetzt. Bis ¼ nach 10 strömen die Menschen und müssen dann auch auf der Orgelempore ohne Sichtkontakt gehen. Das tun sie auch bereitwillig. Es ist ein Phänomen. Wenn Frau Käsmann predigt, egal wann, egal wo, egal wie – dann strömen die Massen. Es ist ein religiöses Kultur-Event. Natürlich sind auch alle kirchliche Bediensteten da, treten fast im Gleichschritt an, dann dafür bekommen sie am Bußtag frei. Ob die Streichung des Bustages als Feiertag vor 10 Jahren nicht doch auch seine guten Seiten hatte? Seitdem ist dieser Tag „in“, zum mindesten im öffentlichen Bewusstsein. Vorher war er ja in der Tat ein Randtag, mit dem keiner mehr etwas anfangen konnte, bot sich also wie von selbst zur Streichung an.

Ich werde morgen in der Zeitung lesen, wie viele Menschen diesen Gottesdienst besuchten. 2000 müssen es gewesen sein, schätze ich. Natürlich zu dieser Zeit in der Stadt auch weithin konkurrenzlos. Die anderen Bußtagsgottesdienste finden alle erst am späten Nachmittag oder Abend statt.

Doch nun der Gottesdienst selbst und vor allem natürlich die Predigt. Ein großes liturgisches Aufgebot an Personen, Sängern, Meditieren, Rezitieren (im Übrigen bis auf einen Mann, den unverwüstlichen Fritz Balturweit) alle weiblich, so an die 10 Personen. Keine klassische Bußtagsliturgie, eine sehr freie, für diese Gelegenheit zusammengestrückte Liturgie. Von fern erinnert sie mich an einen Fernsehgottesdienst 14 Tage vorher zur Eröffnung der EKD-Jahrestagung in Magdeburg. Vielleicht hat man Versatzstücke davon einfach übernommen, zumal Motto und Thema des Gottesdienst (Amos 5,21-24 „Es ströme aber wie Wasser das Recht...“) die gleichen waren. Zügig läuft die Liturgie ab, trotz meditativer Pausen. Wenig Gemeindelieder, alles kurz und knapp, neue Lieder werden von vorn präsentiert, fast hat man den Eindruck ein „Schauspiel“ wird „zelebriert“. Aber die Leute sind dabei. Nach 22 Minuten ist es schon so weit, dass die Bischöfin auf die Kanzel steigen kann.

Forsch und schnell ist sie auf der Kanzel. Kaum ist der letzte Ton des Liedes verklungen, er klingt noch nach, da wird bereits der Kanzelgruß gesprochen. Natürlich und engagiert, wie man es bei der Bischöfin gewohnt ist. Und sie ist sofort beim Thema. „Wie Wasser soll Recht und Gerechtigkeit fließen. Verstehen wir alle. Doch was heißt das heute?“ Nun folgt fast in Stakkato-Sätze ein politische Predigt. Auch allerneueste politische Absonderlichkeiten (am Tag zuvor wurde vorgeschlagen, doch einen islamischen Feiertag auf Kosten eines der christlichen Feiertag einzuführen) werden aufgegriffen und scharf kommentiert. Diese Frau hat keine Angst, sich möglicherweise in irgendwelche Nesseln zu setzen. Aber sie weiß natürlich auch, dass sie hier ein „Heimspiel“ hat. Alle ihre Auftritte sind Selbstgänger. An manchen Stellen ist man versucht zu klatschen und einmal geschieht es auch, allerdings noch recht zaghaft. Sie sagte: „Das Schimpfwort vom ‚alten Europa‘ ist ja inzwischen fast zu einem Ehrentitel geworden. Neulich habe ich ein großes Plakat gesehen. Eine Friedenstaube war da abgebildet, vielleicht war’s auch eine Pfingsttaube. Darunter stand. Wir ‚alten Europäer‘ haben einen Vogel. Gott sei Dank!“ Dann weiter ein Parforce-Ritt durch die gegenwärtige politisch-gesellschaftliche Situation. Immer mit klarer Stellungnahme, eindeutige Positionen. Diese Frau eiert nicht. Sie weiß, dass sie das „Wächteramt“ der Kirche wahrzunehmen hat und dass man auf sie hört. Manches kommt mir am Ende allerdings ein wenig zu innerkirchlich unkritisch und gar selbstgerecht vor.

Kein Wort z.B. darüber, dass „Buße“ zuallererst bei mir selbst beginnt, also bei der „Buße“ der Kirche auch über eigenes Versagen. Z.B. darüber, dass die Kirche es natürlich mit selbst verschuldet hat, dass der Bußtag als arbeitsfreier Feiertag abgeschafft worden ist, weil sie in lange Zeit selbst nicht mehr ernst genommen und ihn hat verkommen lassen. So war es doch bis 1993. Ich hätte mir gewünscht, dass bei aller berechtigten Buß-Überlegungen zur gegenwärtigen Situation mindestens auch ein Wort zur notwendigen Buße der Kirche über eigene Versäumnissen gefallen wäre. Das hätte die Predigt noch glaubwürdiger gemacht. So aber bestand –zum mindesten für mich- am Ende die Gefahr einer gewissen Selbstgerechtigkeit im Reden „über“ andere. Aber vielleicht bin ich da auch zu (selbst)kritisch. Doch was hätte sich die Bischöfin vergebem, hätte sie ihre Kirche –unserer Kirche- miteinbezogen in die Buße?

So aber gewann die Predigt immer stärker den Charakter eines Bußrufes nach außen. Der (heimliche) Applaus der Hörer/innen war ihr sicher, zu sicher vielleicht schon? Auf jeden Fall endete sie mit einem schönen, recht eindringlichen Bild. Zur Veranschaulichung dessen, welche Macht und Kraft das Wasser hat, erzählt sie von den Victoria-Fällen, bei denen mit

Urgewalt das Wasser in den Sambesi fällt. „Und es ströme das Recht in unseren Landes wie das Wasser der Victoria-Fälle, die man nicht aufhalten kann.“ das versteht jeder, das ist anschaulich und eindringlich. Und so endet die Predigt nach genau 21 Minuten auch. Ich erwartete spontanen Applaus nach diesem politischen Buß-Gewitterregen. Doch er erfolgte nicht. Dafür ein sehr ruhiges und meditatives Orgelspiel. Dann Sündenbekenntnis (frei formuliert) – Vergebungszusage: „Als verordnete Dienerin der Kirche verkündige ich euch....) – dann Fürbittengebet – Segen – und aus: 2 min vor 11.

Ein runder Bußtagsgottesdienst also, mit engagierter, kirchenstabilisierender und mutmachender Predigt. Ja, die Kirche ist noch da und meldet sich bewusst weiblich charmant und eindringlich und auch lautstark, in allem selbstbewusst, zu Wort. So ist es. Ist es so? Ich will die Probe aufs Normal-Exempel machen und heute Nachmittag zu einem Alltags-Gottesdienst pilgern.

47.

Also um 18.00 Uhr in eine Innenstadtrandgemeinde, 3900 Gemeindeglieder, 25 Gottesdienstbesucher. Ich komme 2 min. zu spät, der Gottesdienst hat mit Abkündigungen einer Kirchenvorsteherin bereits begonnen. Ich bekomme zwei Liederbücher in die Hand gedrückt, das normale Evangelische Gesangbuch und ein ganz dickes Bekenntis-Gesangbuch (Krelingen, also Bewegung „Bibel und Bekenntnis“). Wird so auch der Gottesdienst werden? Wir singen zunächst zwei Bekenntnis-Lieder „Jesus hilft dir, ist am deiner Seite“, doch dann werden ‚normale‘ Lieder gesungen. Eine Frau hinter mir (noch sehr jung, ist das die Pastoren-Frau?) singt überlaut mit „Schmackes“ die Bekenntnislieder mit, zum Teil jedoch etwas schief, macht nichts, sie ist mit Herz und Gemüt dabei. Die Liturgie ist karg und kurz, nur eine Lesung, kein Sündenbekenntnis und $\frac{1}{4}$ nach sechs steht der 45-jährige Pastor bereits auf der Kanzel. Er wirkt auf mich etwas skeptisch bemüht, gibt schnell noch Regieanweisungen, erläutert und überdeutlich, wann wir sitzen oder aufstehen sollen.

Dann also schon die Predigt, etwa 15 min lang (zum ersten mal vergesse ich zu Beginn auf die Uhr zu sehen, es geht alles so schnell, ich war noch gar nicht auf die Predigt eingestellt). „Das Sendschreiben an Laodicea“ (Offb. 3) ist sein Predigttext. Und es wird schlicht und sauber schwarz-weiß gemalt. Leben ohne Jesus im Zeitgeist – Leben mit Jesus im Geiste Gottes. Eingangs wird von Werbemethoden von Aldi und Media-Markt erzählt (nein, nicht erzählt, der Pastor liest alles sehr sichtbar vom Blatt ab, wirkt dabei etwa unkonzentriert und auch recht verlegen). Dann der abrupte Bekenntnis-Übergang. „Im Media-Markt heißt es am Ende. ‚Ich bin doch nicht blöd‘. ‚Ich bin doch nicht blöd‘ sagen auch die Christen in Laodicea.“ In diesem Stil geht es weiter. Die schlechten Christen in Laodicea, die sich an äußere, weltgeistliche Werte halten (also: Gold, gutes Aussehen, Gesundheit = „die drei großen Gs vom Teufel“) – die Jesus-Christen, die sich an innere, von Christus beflügelte Werte halten (also Gold der Glaubens, Bekenntnis-Kleid, Augensalbe, damit wir wirklich sehend werden). Bei Verlesen des Predigttextes ist die Stimme auf einmal ganz anders, fast verhalten, leise, den Geist erbetend, die Gemeinde spricht das Gebet nach Verlesung des Textes mit. Dann wieder wird laut aus dem Manuskript abgelesen. Entweder-Oder, Weltgeist-Christus-Geist – Rhetorik. Alles nicht sehr geistbewegt, eher auswendig gelernt, eben so abgelesen. So geht es weiter und man ahnt schon, dass er nach 5 min. zum Schluss kommen wird. Wie war er noch? Ich weiß es jetzt –eine Stunde später, wo ich’s aufschreibe- schon nicht mehr.

Abkündigungen durch die Kirchenvorsteherin mit viel Gemeindeprogrammen – der Pastor verschwindet in der Sakristei – er tritt wieder heraus, die Kirchenvorsteherin geht in die

Sakristei – Sündenbekenntnis recht formalistisch nach Ps. 51 (im Wechsel gelesen) – formalisierter Sündenfreispruch, alles wenig inspiriert, wie routiniert aufgesagt – dann ein recht langes Fürbittengebet mit vielen Wiederholungen – und nun ganz abrupt ohne jede Hinführung die Einsetzungsworte – Agnus Dei – Alle nach vorn zum Abendmahl (ca $\frac{3}{4}$ der Anwesenden gehen) – Segen – Nachspiel. 2 min vor 19.00 Uhr ist es aus.

Was war das also? Bußtagsgottesdienst normal? Immerhin ist die Kirche nicht ganz leer, ich hatte weniger als 35 Besucher erwartet. Aber außer den merkwürdigen bewusst fröhlichen Bekenntnis-Liedern habe ich nichts aus diesem Gottesdienst mitgenommen. Liegt es an mir? Ach ja, jetzt verstehe ich doch wohl, warum der Bußtag sich so schön eignete, für die Pflegeversicherung als arbeitsfreier Tag aufgegeben zu werden. Hier hätte ich –schlimm es zu sagen- tatsächlich nichts versäumt, „mir würd nichts fehlen, ich tät nichts vermissen“.

48.

1. Advent in einer traditionellen Vorort-Gemeinde. Sie hat nur noch ca. 2100 Gemeindeglieder (vor 30 Jahren waren es mal 6000). Es predigt eine Vikarin, so habe ich in der Zeitung gelesen. Da ich in letzter Zeit häufig bei älteren Pastoren zu Gast war, treibt es mich heute also zu der jungen Vikarin. Ich erwarte einen nicht überragenden Besuch und vielleicht eine Alternativ-Predigt.

Mit dem Besuch hab ich mich nicht getäuscht. Ich zähle 27 Erwachsenen und etwa ebenso viel Konfirmanden, die geballt in den ersten drei Reihen sitzen. Sie kommen von einer Konfirmandenfreizeit und haben ein Stehgreifstück zum Thema „Gerechtigkeit des Wassers in der 3. und 1. Welt“ eingeübt, passend zum Kollektenaufruf des Sonntags für „Brot für die Welt“. In der Begrüßung gibt die Vikarin den Ton an: 1. Advent – Bußzeit der Kirche – Suche nach Gerechtigkeit – Brot für die Welt. Die Lieder sind traditionell ausgewählt, auch die Gebete. Obwohl die Konfirmanden den Gottesdienst mitgestalten (Lesenspiel), wird an der Liturgie nicht gekürzt – erneuerte Agenda in Vollform. Neu ist für mich jedoch, das „Kyrie“ zu Beginn mit einem langem stillen Gebet zu verbinden, damit jeder Gottesdienstbesucher für sich ‚ankommen‘ kann im Gottesdienst und vor Gott bedenkt, was ihn freut und belastet in dieser Stunde. Das habe ich so noch nicht erlebt. Es gefällt mir, ich bin jetzt drin im Gottesdienst.

Das Konfirmandenspiel dauert etwa 5 Minuten. Es werden in einem großen Eimer der Wasserverbrauch des 1. Welt (150 l pro Tag im Schnitt) und der 3. Welt (es wird nicht gesagt, wie viel. Nur dass dort ein großer Mangel an Wasser herrscht) gegenübergestellt. Mir fällt dabei auf, dass ich über die 3.Welt gar nichts erfahre. Nur meine Phantasie und allgemeine Kenntnis sagen mir, dass da wohl ein großer Wassermangel herrschen muss.

Dann die Predigt. Sie beginnt 10.32 und endet 10.43 Uhr. Ja, es ist durchaus eine Predigt. Etwas spröde zwar, ich muss mich bemühen, dabei zu bleiben, wenig mitreißend, wenig überraschende, gar provozierende Gedanken, aber alles korrekt. Sie bemüht sich, die emotionale Erwartung von Advent (Besinnlichkeit, Frieden, Vorweihnachtszeit) und das Thema „Wasser – Gerechtigkeit – Brot für die Welt“ zusammenzubringen. Der fiktive Brief eines Gemeindegliedes, das sich beschwert, die schöne Adventstimmung werde durch „Brot für die Welt“ verdorben, ist der Aufhänger. Nicht schlecht, aber auch nicht mitreißend. Dann wird in schlichten Aussagesätzen das eine gegen und mit dem anderen verglichen, wobei es am Ende – wen kann's überraschen- darauf hinausläuft, dass natürlich beides wichtig ist. Die „Gerechtigkeit des Wassers“ wird ein paar Mal apodiktisch angemahnt, ohne jede weitere Begründung und wir werden nach 11 Minuten damit entlassen, bitte für mehr „Gerechtigkeit

des Wassers“ zu sorgen. Wie soll ich das bloß machen? Vielleicht am ehesten so, dass ich mehr als sonst als Kollekte spende. Doch es macht mir kein besseres Gewissen.

Im Gnzen; schade und auch etwas schmerzlich, es sagen zu müssen. Ein Gottesdienst, den ich hätte entbehren können. Er lief mit oder ohne Konfirmandenanspiel so ab, wie ein etwas angestaubter Gottesdienst halt so abläuft. Advent? Im Nachhinein kann ich die Klage des Gemeindegedichtes in ihrem fiktiven Brief an die Predigerin durchaus gut verstehen.

49.

Die Bußpredigt des Täufers (Lk 3) ist der vorgeschriebene Predigttext für diesen Sonntag. Als ich es höre, erinnere ich mich –mit Schrecken und mit Verlegenheit- daran, dass ich vor 30 Jahren, zu Beginn der Ökologie-Bewegung „auf der Suche nach einem neuen Lebensstil“ von diesem Predigttext her mir die Berechtigung herausgenommen habe, eine geharnischte Bußpredigt einer darauf unvorbereiteten Gemeinde entgegenzuschleudern. „Ihr Otterngezücht“ statt „liebe Gemeinde“. Ich habe damals die Gemeinde und besonders einige zart beseelte Konfirmandinnen sehr erschreckt – und war auch noch, dumm und selbstbezogen wie ich war, stolz darauf. Die Predigt ist dann auch noch als exemplum einer „evangelischen Bußpredigt“ veröffentlicht worden. Peinlich! Peinlich?

An all das musste ich denken, als ich von dem Predigttext erfuhr, der vom Pastor einer Innenstadtgemeinde mit durchaus freundlich-verbindlichen Worten der Gemeinde präsentiert wurde. Ca. 60 Besucher (incl. Konfirmanden) versammeln sich an diesem Sonntag in einer riesengroßen kreisrunden Kirche. 60 Personen, gar nicht schlecht, aber weil die Kirche so groß ist und die Bänke weit auseinander stehen, sitzen wir doch sehr vereinzelt. Das wird mir vor allem während der Predigt klar, weil der Pastor auch noch sehr leise und meditativ spricht. Ich hätte ihn mir viel näher an mir dran gewünscht. Sie verrutscht seine Stimme in der großen Kirche, ich kann mich nur sehr schwer konzentrieren, die Worte des Predigers, so dahingehaucht, verhallen fast. Auf keinen Fall also eine Bußpredigt, eher eine Leisetreter-Predigt. Ob das aber die Alternative ist?

Zur Liturgie ist wie so oft wenig zu sagen, eigentlich gar nichts. Otto-Normal-Agende. Einzig fällt mir auf, dass die *Salutatio* gleich zu Beginn, noch vor Begrüßung und Eingangsliturgie a capella gesungen wird. Sonst – nothing new.

Doch dann eben die freundliche Leisetreter-Predigt. Der Text wird vom Lektor vor der Predigt schon einmal verlesen, vom Prediger aber während der Predigt Stück für Stück nochmals vorgelesen. Thema der Predigt ist nicht die Buß-Rede des Täufers, sondern die „Situation und Erfahrung der Wüste“. „Wüste ganz real und symbolisch, innere Wüste und äußere Wüste“ „Die Wüste ist nicht tot. Die Wüste lebt“. Das schöne Zitat „Die Wüste lebt“ taucht immer wieder auf, so als *cantus firmus* der ganzen Predigt. Johannes in der Wüste, Jesus in der Wüste, unsere eigene innere Wüste. Doch da ist Gott, da kommt es zur Begegnung mit Gott. Wenn man die Wüste lange ausgehalten hat, nicht geflohen ist und dann wieder raus kommt aus ihr, ist man ein anderer Mensch, wie innerlich verwandelt.

Doch wenn ich das jetzt so aufschreibe, frage ich mich: Hat er das wirklich so gesagt, oder hab ich's nur so gehört, bzw. eigene Wüsten-Interpretationen schon mit hineingelegt? Denn gesagt hat er's wohl weniger, der Prediger. Ich erinnere mich nur: Johannes, der Täufer kommt aus der Wüste zurück und hält seine Bußpredigt. Hat er sich dabei verändert? Dazu sagt der Prediger nichts. Er sagt nur: der Täufer sagt gar nichts Außergewöhnliches, nichts Spektakuläres. Erinnert die versammelte Gemeinde an die 10 Gebote, an die allgemein

bekannte Moral. Ich frage mich: Muss man dazu in die Wüste gehen, um daran erinnert zu werden?

Das fragt sich der Prediger wohl nicht. Denn er ist sehr schnell –nach einer kurzen Paraphrase zur so unangenehmen Bußpredigt des Täufers- wieder bei der Wüste. Äußere Wüste/innere Wüste/ eigene Wüste. Und er entlässt uns nach 18 Minuten Predigt mit dem Verheißungsspruch: „Wenn Sie, liebe Gemeinde, auch meinen, jetzt in einer Lebens-Wüste zu sein, seien Sie versichert: Gott ist bei Ihnen. Gott ist Ihnen in ihrer Wüste nah.“ (nicht wörtlich, aber sinngemäß sagt er es so). Das ist ja auch sein Thema, die Wüste. Hier ist er – leise, sanft- bei seiner Sache. Die Wüste, sie lebt in mir. Die Bußpredigt des Täufers –laut und scharf- ist da nur hinderlich. Sie wird weggeschoben und verhallt. Ist der Prediger deshalb so leise, haucht er deshalb seine Predigt so luftig dahin?

Und ich mit meiner martialischen Buß-Predigt vor 30 Jahren , lag ich nur falsch damit? Habe ich vom aufdringlichen Körpereinsatz vielleicht unrecht getan, von der Sache lag ich aber richtig? Ich bin unschlüssig. Wir müssen wohl in unserer Kirche immer noch lernen, in angemessener Form eine „evangelische Bußpredigt“ zu halten , eine Bußpredigt, die nicht verschreckt, sondern aufbaut, die nicht verhallt, sondern uns innerlich erhellt. Nicht nur am 3.Advent, wenn es ordnungsgemäß ansteht, sondern allezeit und alle Tage.

Diesmal also eher die Rückantwort an mich: Wenn ich weitergeschlafen hätt und tät von alledem nichts wissen ... ja, mir fehlte etwas, hätt mich weiter um das unbequeme Thema „evangelische Buße“ herumgedrückt.

5o.

Und nun endlich: Gottesdienst am 2. Weihnachtstag. Nachdem am Heiligabend (siehe Titelblatt) ganz Hannover und das Land mit Christvespern und -metten überzogen wurde (einige Pastoren, so habe ich festgestellt, waren in den drei Weihnachtstagen 7x in Aktion, stets in der gleichen Gemeinde!), nachdem auch, wie uns unsere Fernsehauguren per Dekret nahe legten, selten so viele Menschen Weihnachten zum Gottesdienst gehen würden wie in diesem Jahr (Hartz IV, Reformstau, Kriege und Katastrophen allüberall als Antrieb oder auch Anreiz! wirklich?), nachdem das Fernsehprogramm auch in diesem Jahr wirklich keine Alternativen bietet, ist also der Gottesdienst –und wir Evangelischen überholen dabei die Katholiken sogar!- das fast konkurrenzlose Festtags-event für drei Tage. Selbst im tief gottlosen Osten unserer vereinten Republik sollen bis zu 23% der Menschen die Weihnachtsgottesdienste aufsuchen wollen, melden die Umfrageauguren. Gut also so.

Noch nicht recht gottesdienstmüde –am Heiligen Abend habe ich, nachdem ich an den Sonntagen zuvor selbst zu predigen hatte, nur eine Christvesper besucht, am 1. Weihnachtstag mir ‚frei‘ genommen- sitze ich nun am 2. Weihnachtstag in einer schönen Dorfkirche am Rande der Stadt. Gut situiertes Bürgertum, engagierte Pastoren arbeiten dort. Kein Wunder, dass die Kirche gut gefüllt (also gut halb gefüllt, mit ca. 70 Personen) ist, obwohl ein Gastprediger, den keiner kennt, den Gottesdienst hält. Aber man kennt sich untereinander. Begrüßung an der Kirchentür, Zuwinken im Gottesdienstraum, noch ein kleiner Plausch in den Bänken, ein Kinderwagen mit Kleinstkind wird in die Reihen geschoben. Alle freuen sich, stehen auf und sehen sich das kleine Baby an, das selig schlummert, den Gottesdienst also in keiner Weise stört. Es herrscht familiäre Festtagsstimmung unter den Anwesenden (viele junge und mittelalterliche, kaum ganz alte Besucher).

Der ‚Gastprediger‘ stellt sich vor, Bundeswehrseelsorger ist er, ich kenne ihn nicht. Er wirkt noch ganz jung, ich dachte zuerst, es ist der neue Vikar, merke aber schon bei der freien Begrüßung, dass es ein ‚gestandener‘ Pastor ist, weniger an der Routine, mehr an der inneren Freiheit der Rede. Er erzählt ganz unpräzise, so als fiele ihm das, was er sagt, gerade erst ein – und es trifft die Sache. Ich freue mich.

Dann natürlich die vertrauten Weihnachtslieder, eher fröhliche als besinnliche Lieder, die weihnachtliche Lesung aus dem Prolog des Johannesevangeliums und die ersten Sätze des Hebräer-Brief. Wie es sich gehört... Alles so vertraut und schön. Der Wiedererinnerungswert ist hoch, zum mindesten bei mir.

Ich lehne mich zurück (in der harten Bank) zur Predigt. Er kommt gleich zur Sache und zum altkirchlichen Lied „Nun komm der Heiden Heiland“. Liest den 1. Vers vor, „ein etwas verquerer, grammatisch verquollener Text, nicht wahr“ sagt er. Hören wir erst einmal die Melodie, Sie kennen sie sicher.... (Musik erklingt) schön nicht? ... und nun singen wir erst mal den 1. Vers“. So nimmt die Predigt ihren Lauf. Eine Liedpredigt also; alle 6 Verse werden nacheinander gesungen und kurz erklärt. Durchaus spannend. Altchristlicher Dogmenstreit (Arius --- Athanasius ... Ambrosius ... das 4. Jahrhundert mit Konstantin und Nicäa) und auch mittelalterliche mystische Frömmigkeit (Kloster Einsiedeln, Martin Luther) werden präsentiert. Sehr gefällig. Keine dogmatische Belehrung, sondern –im guten Sinn- unaufdringlich plaudernd uns nahe gebracht. Kenne ich zwar alles, aber schön, es so gefällig und leichthin zu hören. Ich bin sehr aufmerksam, freue mich, dass das Lied immerhin sechs Verse hat. „Und nun lesen Sie für sich schon mal den 5. Vers, dann hören wir Musik, und dann, dann können wir ihn auch singen. Vielleicht merken wir schon die innere Dramatik im Vers. Wenn nicht, dann bin ich ja noch da.“ So geht’s weiter bis zu Vers 6, wo unser Tun angesprochen wird. „Ist Ihnen aufgefallen, dass wir bisher im Lied noch gar nichts zu tun hatten. Es wird nur von dem erzählt, was für uns getan wird. Doch nun sollen wir etwas tun und was sollen wir tun: ‚Loben, loben. loben‘ sollen wir ‚Heiden‘ –Sie erinnern sich ja noch an den 1. Vers?- nur das sollen wir tun, alles andere ergibt sich dann schon. Also tun wir es einfach, indem wir es singen.“ So in etwa fließt die Predigt freundlich, in der Wortwahl klar und einfach, ich empfinde: immer die richtigen Worte findend, dahin, sie fließt dahin, wie ein ruhiger Fluss, ohne große Wellen, doch sehr angenehm: Ich vergesse ganz auf die Uhr zu blicken. Erst beim Fürbittengebet merke ich, dass es schon kurz vor 11 ist. Die Predigt muss länger als 20 Minuten (inklusive musikalische Teile dazwischen) gedauert haben.

Schön für mich, diese Predigt gehört, diesen Gottesdienst erlebt zu haben. Nichts besonders Herausragendes, eher zufällig und bescheiden, wirklich unpräzise, aber doch eindrucksvoll. Kein Wort zu viel, kein Wort zu wenig. Und das nach der großen Christmetten- und Christpredigt-Inflation in diesen Tagen. Dass mir während des ganzen Gottesdienstes das zentrale Johannes-Wort aus dem verlesenen Evangelium nicht aus dem Sinn geht: „Und das Wort wurde Fleisch und wohnte unter uns und wir sahen (‚sahen‘, sagte er, nicht ‚schauen‘, warum bloß?) seine Herrlichkeit“ steht auf einem anderen Blatt. Über das „Schauen“ der Herrlichkeit Gottes muss ich noch einmal predigen. Und auch darüber, dass unsere Christentum eigentlich doch keine ‚Buchreligion‘ ist, denn das „Wort“ ist je bekanntlich „Fleisch“ geworden, aus dem „Buch“ (auch der Tora) wurde ein leibhafter „Mensch“. Nicht das Buch, sondern die Person des Menschen ist also die Pointe unseres Glaubens. Ach, das ist auf einmal ein neuer Gedanke für mich (schon immer gewusst und doch nicht gewusst), der ist einmal –so Gott will- zu predigen. Im nächsten Jahr, wenn ich selbst wieder mal dran bin? Doch ich will ja nicht –darf ja nicht- ein Jahr voraus planen, gar schon eine Predigt im Geiste schreiben. --- Erst einmal diese 50 Predigten und 50 Gottesdienste verarbeiten und „auf den Punkt“ bringen.

III. Und was ist der Ertrag?

Ansätze zu einer erfahrungsgespeisten narrativen ‚Predigt-Theorie‘

Fünzig Gottesdienste und also fünfzig Predigten in etwas mehr als einem Jahr. Nur die Sonntage, an denen ich selbst dran war, habe ich ausgespart. Ich muss zugeben, nach anfänglicher Begeisterung habe ich am Ende nicht immer mit Lust und Freude diese Gottesdienste besucht, es wurde mehr und mehr zur eitlen Pflicht. Ich halte durch! Ich kriege die 50 Gottesdienste in diesem Jahr zusammen! Und am Ende war es auch so, dass ich mit leidlich schlechtem Gewissen, fast mit eingezogenen Schultern die Gottesdienste besuchte. Werde ich mich heute wieder ärgern müssen, werden mich heute meine lieben Kollegen/Kolleginnen – ach ja, Brüder und Schwestern- wieder enttäuschen? Enttäusche ich mich selbst dabei, weil ich –positiv, zustimmend, brüderlich solidarisch wie ich eigentlich sein wollte- es wieder einmal nicht schaffe? Ich denke –hoffe zum mindestens- der mir noch geneigte Leser merkt es, spürt es zum mindesten, dass ich durchaus nicht zum „Verriss“ der Gottesdienste/Predigten ausgezogen bin, sondern -wenn’s denn möglich ist- „alles zum Besten kehren“ wollte. Aber ich bin wohl nicht danach, diese Gabe ist mir wohl nur im durchaus guten Vorsatz, also der schönen Theorie, gegeben. Wenn’s drauf an kommt, dann bin ich wohl doch eher sarkastisch- zynisch, gar destruktiv. Das finde ich nicht gut.

Ich erinnere mich an meine homiletischen Seminare in Marburg und Hamburg, so an die 30 werden’s wohl gewesen sein, erinnere mich auch an die homiletischen Prüfungen (Examenspredigten/Seminarpredigten), so an die 1000 werden es wohl gewesen sein. Stets habe ich mich bemüht, „alles zum Besten zu kehren“, das „Positive“ zu suchen, das was gelungen ist, was dem Evangelium entspricht. Und wenn ich diese gesammelten Examensbeurteilungen nachlese, dann meine ich auch, dies durchaus beherzigt zu haben. Freundliche Rückmeldungen (aber was kann man davon halten?) bestätigen es. „Alle Dinge zum Besten kehren“, das habe ich in meinen Leben oft gedacht, gesagt und hoffentlich manchmal auch praktiziert. Zum mindesten dann, wenn es um Jüngere ging, um von mir ‚Abhängige‘, um die, die auf dem Wege sind, stolpernd, stotternd, doch darin so bemüht, das Predigen einzustudieren. Nachsicht muss man haben, lange Geduld und selbstvergessene Freundlichkeit. Martin Doerne, bei dem ich selbst anno 1963 ein homiletisches Seminar in Göttingen mit völlig missglückter Predigt (noch einmal nachgelesen) und rührend aufbauenden Kommentar dazu besucht habe, ist mir da ein Vor-Bild. „Alle Dinge zum besten kehren“!

Doch hier? Hier habe ich es nicht geschafft. Es war wirklich zum Teil deprimierend und das lag nicht nur –ich sage das klar und unmissverständlich, darin natürlich auch anklagbar- an meiner notorisch kritischen Beckmesser-Haltung. Es lag auch an den resignativen Personen, an der zum Schwermut animierenden Situation, an den deprimierend leeren Kirchen, an den oft so depressiven, ja schon fast abgestorbenen Besuchern dieser Gottesdienste. Natürlich nicht immer und überall, aber doch mehr und öfter, als mir gut tat. Darf ich das sagen? Denken und fühlen darf ich’s doch⁸.

Ich wollte ganz ehrlich sein, mir und anderen nichts vormachen. Eine nüchterne Bestandsaufnahme –natürlich ganz und gar subjektiv- sollte es sein. Subjektiv, denn anders geht es eh nicht. Objektive Kriterien stehen uns trotz all der schönen standardisierten Feed-Back-Methoden (vor mir meinen Studenten immer stolz präsentiert)⁹ nicht zur Verfügung.

⁸ Vgl. dazu auch oben „Nochmals eine Zwischenbemerkung“ S.54f.

⁹ Vgl. dazu erstmals W.Born, Kriterien der Predigtanalyse, Gütersloh 1971, dann fast inflationär immer stärker erweitert über das CPT-Modell H.Chr.Pipers, das Göttingen Stufenmodell W.F.Lindners, über standardisierte empirische Zahlenmodelle, Messung des Informations-, Emotions-, Identifikationswertes einer Predigt, Messung der Verständlichkeit, des kognitiven und affektiven Gehalts, der Informationsdichte usw. Es war hier wie auch

Am Ende bleibt es subjektiv. Und jeder hat mit der Glaubwürdigkeit seine Person dafür grade zu stehen, dass das, was er sagt, echt und tragfähig ist. Die „Glaubwürdigkeit“ des/der Predigers/in macht es, ebenso wie die „Glaubwürdigkeit“ des/der Predigtkritikers/in. Darauf läuft es am Ende hinaus. Es ist eine Frage der „pastoralen Glaubwürdigkeit“, die man nicht ‚hat‘, sondern zu der man ein Leben lang auf dem Wege ist. Also, ehrlich wollte ich sein, ich hoffe, ich bin es gewesen und hab mich nicht selbst am Ende dabei überlistet, gar mir etwas vorgemacht, mir Ehrlichkeit vorgelogen.

Und so sieht also mein Resümee aus, ich versuche es für mich zu bündeln, nun die einzelnen Eindrücke erlaubter Maßen auf den abstrahierenden Begriff bringend.

1. Der Gottesdienstbesuch

Ich bin ein Mensch, der immer zählen muss. Das war –mit einiger Beschämung sage ich das– schon bei meinen eigenen Gottesdiensten so. Und so ist es –Sonntag für Sonntag nachzulesen– natürlich auch hier gewesen. Man kann ja freundlich über die Zahlen hin wegschauen, denn was sind schon Zahlen, wenn Er uns zugesagt hat, er sei mitten unter uns „wenn zwei oder drei in meinem Namen beisammen sind“. Das ist tröstlich, wirklich tröstlich, wenn wir denn in seinem Namen zusammen waren. Wenn nicht, dann trägt’s auch nichts aus, wenn es 300 oder gar 3.000 sind. Das wissen wir. Also: die große Zahl allein tut’s freilich nicht, auch nicht die kleine Zahl. So weit ist das klar. ---- Und doch: wir Menschen können in der real existierenden Kirche nun mal nicht anders, als uns zunächst an äußeren Fakten zu orientieren. Es geht nicht anders. Sie sind für uns vorläufige - man kann auch sagen: heuristische- Richtungsangaben, mehr zwar nicht, aber sie dürfen nicht vernachlässigt werden, um ein Gesamtbild zu erhalten.

Und da sieht es eben leider bei meiner Jahresreise anno 2004 nicht gut aus. In über der Hälfte der besuchten Gottesdienste fanden sich gerade einmal plus/minus 1 % der Gemeindeglieder ein. Das ist ernüchternd, ja gar –darf ich’s so drastisch sagen– erbärmlich. Der normale Sonntagsmorgengottesdienst (inklusive gelungener oder weniger gelungener Predigt) ist zu einer Randerscheinung nicht nur unserer Gesellschaft (das wissen wir schon lange), sondern auch der noch halbwegs intakten Volkskirche geworden. Unser Gottesdienst ist im Regelfall leider eine ‚Winkelmesse‘, mehr noch als dies, schon halb oder noch mehr im Bewusstsein des christlichen Normalbürgers vergessen. Unsere Nachbarn gehören –so viel ich weiß– der Kirche an, haben sogar an der letzten KV-Wahl teilgenommen, aber sie kämen im Traum nicht auf die Idee, an einem ‚stinknormalen‘ Sonntag einen Gottesdienst zu besuchen. Und sie haben natürlich nicht einmal –versteht sich von selbst– ein schlechtes Gewissen dabei, sie haben es nicht einmal bloß vergessen, es ist einfach nicht vorhanden im Bewusstsein, kein Thema, keine Realität. So ist es. 1% sind’s im Regelfall nur.

Nun kann man ja auch das ‚ad bonam partem‘ interpretieren. Diese Menschen haben den Gottesdienst als kontinuierliche Begleitung ihres Lebens nicht nötig, sie werden auch so mit ihrem Leben mehr oder weniger gut fertig. Und wer weiß denn, wie sich ihre Christlichkeit ‚im stillen Kämmerlein‘ oder auch im ‚Gottesdienst im Alltag des Lebens‘ (Röm 12,1-2)

anderswo oft: Nach der beglückenden Entdeckung eines neuen Arbeitsfeldes –eben der standardisierten Rezeptionsmessung der Predigt– uferte quantitative Anwendung immer mehr aus, bis man am Ende kaum noch eine Übersicht über die unterschiedlichen Methoden hatte und sich auch Überdruß einstellte. Damit soll jedoch nicht gesagt werden, dass der Ansatz der verobjektivierenden Feed-Back-Messung falsch und für eine Predigt unangemessen sei –ich selbst habe es ja aus Überzeugung über 20 Jahre lang betrieben– nur die Fixierung auf die Aussagekraft dieser Methoden sollte relativiert und auf ein Mittelmaß zurückgeschraubt werden.

abspielt. Hat nicht Ernst Käsemann¹⁰ uns jungen Studenten eingeschärft, der Gottesdienst finde logischerweise (,tyn logikain latreian ümoon') nicht in der Kirche statt, sondern im Alltag der Welt“ – und wir haben als junge 68er-Studenten begeistert Beifall geklatscht.

Da haben wir es nun!

Und gibt es nicht die alte Bürger-Weisheit aus dem halb-evangelischen – halb-katholischen Osnabrück, im vergangenen Jahrhundert von frommen Bürgersleuten, die von Louis Harms in Hermannsburg beeinflusst waren, kreierte: „Ein guter Protestant geht nicht in den Gottesdienst. In schlechter Protestant geht in den Gottesdienst. Aber der ist auch schon halb katholisch!“ Und es waren durchaus keine Verächter der lutherischen Kirche, die das sagten. Im Gegenteil: Es waren ehrbare Kaufleute, gar Kirchenvorsteher, die ihren Gottesdienst täglich in der Hausgemeinde mit Losungslesung feierten –also nicht spektakulär öffentlich, sondern unaufdringlich im ‚stillen Kämmerlein‘- und ihn öffentlich im „Alltag der Welt“ durch tätige Nächstenliebe praktizierten.

Da haben wir es nun!

Und dann beschwerten wir uns, sind frustriert und sprechen von „erbärmlicher Winkelmesse“, wenn es tatsächlich so ist, dass der Gottesdienst im Normalfall einfach gemieden wird, nicht aggressiv aus Protest, auch nicht beleidigt wegen irgendwelcher Verletzungen, sondern ganz unauffällig wie selbstverständlich. Unser protestantisches Kirchen- und Glaubensverständnis führt in der Tat nicht dazu, den Gottesdienst zur ‚Sonntagspflicht‘ für jedermann –und jetzt natürlich auch –frau- zu erklären. „Reichsunmittelbar“ (so einst Helmut Thieleck mit lutherischem Pathos) sind wir vor Gott, ein jeder/eine jede von uns. Wir brauchen keinen Mittler, haben –so Luther, so das vierfache „allein“ - einen unmittelbaren Zugang zu Gott – durch das innere Licht, durch Bibellektüre, durch den logischen Gottesdienst im Alltag der Welt- wozu brauchen wir dann noch unbedingt diese ritualisierte Begegnung mit Gott im allsonntäglichen Gottesdienst?

Ja natürlich, ich kenne alle Gegenargumente. Sie liegen ja auf der Hand, und ich hab sie auch in meiner pastoralen Praxis den lieben Konfirmanden und den noch lieben Älteren gegenüber immer wieder betont: Gemeinschaftserlebnis, stets neues Hören auf Gott, neue Anregungen für den Glauben und das Handeln, nötige geistliche Marschverpflegung für die kommende Woche, gemeinsam singen, beten, danken, loben; öffentliches Bekenntnis, also nicht nur ganz privat im „stillen Kämmerlein“ – und wie die schönen Begründungen (man kann es ja theologisch noch viel gewählter und differenzierter sagen) alle lauten. Und diese Gegenargumente haben ja alle auch ihr gutes Recht. Wo kämen wir hin, wenn sich unserer Kirche in vereinzelte –also am Ende: vereinsamte- private, hier und da vagabundierende Frömmigkeitsübungen auflöste. Die evangelische Kirche als Kirche der Einzelgänger, wo jeder sein eigener Papst ist. Wo kämen wir da hin?

Doch – so ist es leider im Bewusstsein vieler Gemeindeglieder, so scheint es zum mindesten zu sein, und unsere hehre Theologie hat dem nichts wesentlich Überzeugendes entgegenzusetzen. „Ein guter Protestant geht nicht in die Kirche!“ Das muss schon nachdenklich machen. Kein Wunder, wenn das im Regelfall 99% beherzigen und nur 1% ‚fremd gehen‘ als seien sie katholisch (womit hier natürlich römisch gemeint ist).

Sollen wir also klagen deswegen? Ich klage trotzdem, klage uns Geistliche an, dass wir den Gottesdienst –nach allen praktisch-theologischen Einsichten die ‚zentrale Mitte des Gemeindelebens‘¹¹- in der Praxis zur ‚Winkelmesse‘ haben verkümmern lassen, dass er eben

¹⁰ Vgl. E.Käsemann, Exegetische Versuche und Besinnungen, Bd, 2, Tübingen 1964, 198ff.

¹¹ K.F. Daiber sprach einst sogar vom Gottesdienst als „festliche Vollversammlung der Gemeinde“ (Der Gottesdienst als Mitte der Gemeindegemeinschaft, WuPKG, 1980, 74ff.), ich selbst habe das dankbar aufgegriffen und in „Treffpunkt Gottesdienst“, Gütersloh 1983, 21ff eine liturgisch-homiletische Theorie daraus gemacht.

nicht mehr die „festliche Vollversammlung“ einer jeden Gemeinde, das weit sichtbare Erkennungszeichen, Wiedererkennungszeichen für alle, die dazu gehören, ist.

Und ich vermute –wenn ich weiterhin ganz ehrlich, allerdings auch desillusioniert bin- auch für die 1% ist er natürlich keine „festliche Vollversammlung“, wie sollte es auch bei dieser kümmerlichen Zahl, ja er ist für sie nicht einmal –wie ich es ehemals sehr optimistisch propagiert habe¹²- ein „Liebhaber-Gottesdienst der Freunde von Agende 1“, heute müsste man sagen: „...der Freunde des Gottesdienstbuches“. --- Genug also zu diesem Thema der real existierenden Gottesdienst-Vergessenheit – im Normalfall.

2. Besondere Gottesdienste – Gottesdienste der ‚großen Zahlen‘

Noch einmal sei daran erinnert: Die Zahl allein macht’s freilich nicht, denn „wo zwei oder drei...“ Natürlich! Aber dennoch freuen wir uns alle, wenn das Haus voll ist, ja wenn man rechtzeitig kommen muss, um überhaupt noch einen Platz zu bekommen – wie bei den Predigten der Bischöfin (vgl. oben Nr. 46), aber eben nicht nur dort. Dann entsteht so etwas wie die „festliche Vollversammlung der Gemeinde“, auch dann, wenn die Gemeinde wild zusammengewürfelt ist und aus allen Stadtteilen und Landen kommt. Christliche Gemeinde ist ja nicht abhängig von Pachorigrenzen und persönlicher Bekanntschaft der Gottesdienstbesucher.

Doch wann erreichen die Gottesdienste die ‚großen Zahlen‘? Natürlich dann, wenn es besondere –darf ich sagen: kreative, gar charismatische- Personen sind, die den Gottesdienst gestalten. Das liegt auf der Hand. Und deswegen sind die Gottesdienste genauso selbstverständlich überfüllt, wenn die Bischöfin predigt wie sie selbstverständlich leer sind, wenn Herr X oder Frau Y predigt. Doch es wäre zu einfach, dies allein mit der charismatischen Persönlichkeit der Bischöfin –die keineswegs gering geschätzt werden soll- zu erklären. Dann wären wir alle, die wir keine Bischöfe sind, fein raus und auch nicht bei allein Bischöfen platzen ja die Kirchen aus ihren Nähten¹³.

Es gab bei meiner Reise auch eine ganze Reihe von Gottesdienste, die voll, ja übertoll waren, wirklich so etwas wie eine all sonntägliche „festliche Vollversammlung der Gemeinde.“ Am stärksten entstand dieser Eindruck bei dem Gottesdienst (oben Nr. 2) mit den behinderten Menschen in einer „Anstalts-Gemeinde“, die aber bezeichnenderweise auch eine „Personal-

¹² A.Denecke, Treffpunkt..., aaO. , 47ff.

¹³ Ein freundlicher Kollege, der vorab probeweise schon einmal das Manuskript gelesen hat, schreibt mir in seiner durchaus ermutigenden Rückmeldung u.a.: “Die Bischöfin wird mir ein wenig zu sehr gelobt. Nicht, dass sie es nicht verdient haben könnte. Aber bei den anderen könnte der Eindruck entstehen: Die da oben, die ohnehin alle lieben, die lobt man, und die kleinen im alltäglichen Alltagsgeschäft, die ‚kriegen einen drauf‘“. Nein, so ist es von mir natürlich nicht gemeint und so trifft es auch nicht die Realität. Ich kenne Bischöfe/innen, deren Predigten sind alles andere als „charismatisch“ und „vollmächtig“, sie sind ein Spiegelbild durchschnittlicher belangloser Predigt-Tätigkeit. Das hat sicher auch –um es für mich konkret zu benennen- von dem wortgewaltigen mit hoher syst-theol. Kompetenz ausgestatteten gegenwärtigen Ratsvorsitzender der EKD zu gelten, wenn ich seine Predigten „hautnah“ im TV erlebe. Predigt-Kompetenz und Theologie-Kompetenz sind nicht automatisch kompatibel. Schlimm allerdings nur , wenn –nach meiner Wahrnehmung- bei Bischöfen die Kompetenz auf beiden Ebenen fehlt. Also, wenn schon von mir „die Kleinen einen drauf“ bekommen haben sollten –was ganz und gar nicht mein Interesse ist- so müssen „die da oben“ in ihrer besonderen Kirche repräsentierenden Verantwortung besonders „einen drauf“ bekommen. Wie in einem Brennglas spiegelt sich bei ihnen Gelingen und Misslingen gegenwärtiger Predigtätigkeit wieder - in charismatischer Vollmacht oder in einfallloser Langeweile.

Gemeinde“ von Liebhabern dieses Gottesdienstes aus der ganzen Stadt¹⁴ war. Turbulent, ja chaotisch ging es zu, eine geordnete Liturgie war unmöglich, und doch: es war eine Gemeinde. So unterschiedlich die einzelnen Personen auch waren, die zusammenkamen. Woran lag es? Sicherlich zunächst auch an der Unbekümmertheit der Behinderten,. Die frei von jedem offiziellen Formgefühl ihre eigenen Form ungeniert lebten. Das allein war es aber nicht. Denn ich habe auch andere ‚Anstalts-Gottesdienste‘ besucht, wo es nicht so war. Es war –ich sage es so frei- die kreative, ja charismatische Gestalt des Pfarrers, der „ganz bei der Sache“ war, seinen Gottesdienst wie ein ihm zugefallenes einmaliges und unverdientes Gottesgeschenk zelebrierte, dem man unmittelbar abnahm, dass er ganz bei der Sache, ganz bei sich und in allem ganz bei seinem gottgesetzten Auftrag war. Ich sage es so euphorisch, gerade weil ich die „offizielle Theologie“, die er huldigt, also sein sanft evangelikales Grundverständnis, natürlich nicht teile, mir eigentlich davor auch graust. Und doch: Er war ganz bei sich, ganz bei seiner Sache, ganz bei der Gemeinde. Und der Funke sprang über. Das besondere dieses Gottesdienstes: Ein eigentlich ganz ‚stinknormaler‘ Gottesdienst, der zu einem Fest wurde, chaotisch beglückend, unvermutet real-präsent. Ein Präsent, ein Geschenk.

Ich vermute also, die Person macht’s. Nicht die Person einer Bischöfin, sondern die Person eines begeisterten Predigers und Gottesdienstgestalters. Wenn ich als Hörer/Gottesdienstbesucher spüre, einer ist nicht nur mit Freude, sondern auch mit heiligem Ernst und mit Vollmacht¹⁵ bei der Sache, ihn treibt’s so, dass er gar nicht anders kann, als das Wort/die Botschaft, die ihm für sein Leben wichtig geworden, unbedingt auch weitersagen zu müssen an andere. Ein lebensnotwendiges Lebensmittel ist’s, dass im Gottesdienst –und in der Predigt natürlich vor allem- weitergegeben wird. „Ich glaube selbst daran, ganz fest, ich als Prediger und Liturg und das sollen auch die anderen spüren.“ Und sie spürten es, wie der Gottesdienst in dieser Anstalts- und Personalgemeinde zeigte.

Und was ich von diesem „besonderen Gottesdienst“ sagte, das gilt auch von einigen anderen im Kaleidoskop meiner all-sonntäglichen Besuche; also z.B. für den „Freiluftgottesdienst an Himmelfahrt in den Herrenhäuser Gärten“ (vgl. Nr.30); von den adventlichen 6.00 Uhr-Morgengottesdiensten der Schüler eines Gymnasiums und der durch eine aktive Diakonin animierten Gemeindeglieder (vgl. Nr. 6); von dem zunächst ganz gewöhnlichen und dann doch außergewöhnlichen Gottesdienst in einer bewusst evangelikalen Gemeinde mit einem drastisch-vereinnahmenden ‚Pfarrherrn‘ (vgl. Nr.32); von noch einigen anderen.

All diese Gottesdienst –auch wenn sie zunächst ganz ‚alltäglich‘ und ‚normal‘ begannen- gewannen doch den Charakter besonderer, ja gar außergewöhnlicher Veranstaltungen. Und in den meisten Fällen war es die Person des Liturgen/Predigers, die den besonderen Charakter des Gottesdienstes prägte. Weil –so vermute ich sehr stark- die Gemeinde von diesem Prediger/ Gottesdienstintendanten ein besonderes Gottesdienst-‚Erlebnis‘ erwartete/erhoffte, erschien sie so zahlreich zum jeweiligen Gottesdienst. Dabei war es weniger die ausgefeilte oder virtuos präsentierte Liturgie, die den Gesamteindruck des Gottesdienstes prägte (die Liturgie war in allen Fällen –sieht man einmal von dem ‚open-air‘-Gottesdienst zu Himmelfahrt ab- ganz gewöhnlich und hielt sich im Rahmen der agendarischen Vorgaben. Es war eindeutig und unabweislich die Person dessen, der predigte und/oder den Gottesdienst ‚zelebrierte‘ bzw. das Gesamtunternehmen¹⁶ Gottesdienst verantwortete.

¹⁴ Es handelt sich hier, um weiteren Spekulationen vorzubeugen, um eine Anstalts- und Personalgemeinde am Stadtrand von Celle

¹⁵ Von Jesus heißt es zu Beginn seiner Tätigkeit: „Er predigte nicht wie unsere Schriftgelehrten, sondern wie einer der Vollmacht (exousia) hat“. Mk 1,22; Mt 7,28f. u.ö.

¹⁶ Ich habe bewusst den technokratischen Begriff „Gottesdienstunternehmen“ gewählt und hab es mir versagt, den in den letzten Jahren liturgisch-homiletischer Theoriebildung beliebten und fast schon inflationär

Mein Fazit also, um es pointiert zu sagen: Besondere Gottesdienste werden von besonderen Persönlichkeiten gestaltet. Die Gemeinde merkt es, behält es in Erinnerung und besucht in großer Zahl diese Gottesdienste, unabhängig von Zeit, Ort und äußeren Umständen¹⁷.

3. Engagierte Prediger mit evangelikaler ‚Schlagseite‘ – wo sind die vollmächtigen liberalen Prediger?

Ich muss gestehen, dass es mir nicht leicht fällt, die folgende Wahrnehmung zu beschreiben. Es ist indirekt aus dem vorher Gesagten schon deutlich geworden. Die engagiertes Predigten und die best besuchten Gottesdienste habe ich bei Pastoren erlebt, die eher dem „evangelikalen Lager“ unserer Kirche und Theologie zuzurechnen ist. Ich muss das einfach so konstatieren, obwohl und gerade weil es meiner eigenen theologischen und kirchlichen Prägung und Präferenz nicht entspricht. Liegt es daran, dass diese Prediger/Liturgen von ihrer Sache, also dem, was sie zu sagen haben und was sie und ihre Gemeinde „unbedingt angeht“, stärker überzeugt sind als andere. Auch wenn der Stil der manchmal recht aufdringlichen Bekenntnissprache mir nicht entspricht, mir zu laut, zu selbstsicher, zu wohlfeil, manchmal auch zu selbstverliebt, in allem zu fertig und endgültig erscheint, so kommt das doch zweifellos ‚an‘, es erreicht die Gemeinde und der Funken scheint überzuspringen. Sie waren einfach erfüllt von der Sache/der Botschaft, die sie der Gemeinde mitzuteilen hatten, unbedingt mitteilen mussten. Ich hab das zu respektieren und mehr noch, auch zu achten.

Ich wünschte mir, dass auch auf der –wie soll ich es nennen?– liberal-volkskirchlichen Seite der Prediger/innen solch Engagement, solch Selbstbewusstsein, solch vollmächtige Predigt zu finden wären. Doch das war leider nicht, gar nicht, der Fall, mit vielleicht einer Ausnahme (vgl. oben Nr.21) Woran liegt dies?

Es kann nur daran liegen, dass meine liberal-wohltemperierten Freunde nicht so erfüllt waren von dem, was sie mitteilen, dass sie zum mindesten es nicht nach außen dem Hörer vermitteln konnten. Ja, noch mehr. Oft hatte ich den Eindruck –ich könnte bis zur Hälfte der Gottesdienste/Predigten nennen- sie trauten der Sache, die sie zu sagen hatten, nicht mehr recht, sie trauten sich nicht recht und sie trauten auch den vereinsamten Hörern nicht. Ich weiß, das hört sich schlimm an, wenn ich das so sage. Und ich sage es –natürlich- nur höchst ungerne. Aber dieser Eindruck hat sich in mir während all meiner Gottesdienstbesuche immer stärker festgesetzt. Manchmal hatte ich gar den Eindruck, die Prediger (und natürlich auch Predigerinnen) entschuldigten sich fast, dass nun die Predigt dran war und dass man einen 10-15 Minuten langen Monolog über sich ergehen lassen musste. „Ist auch gleich vorbei, nur noch ein bisschen Geduld“ ist die unausgesprochene Botschaft. Predigt als allwöchentlich vollzogenes Ritual, wie eine verordnete Litanei. Und wenn ich meiner Predigt und auch meinen Hörern nichts mehr zutraue, wenn ich von vorn herein davon ausgehe, dass kein Funken überspringt, ja dann predige ich eben lustlos, konturenlos, phantasielos, uninspiriert nur so daherredend, ohne jedes Selbstvertrauen, vergeblich und vergebens. Leider ist es so. Und wenn ich nicht mehr von dem überzeugt bin, was ich sage; wenn ich nicht mehr davon überzeugt bin, dass ich ‚unbedingt‘ etwas zu sagen habe, etwas was mich und andere

ge(miß)brauchten Begriff „Gottesdienstgesamtkunstwerk“ zu benutzen, denn mit diesem hohen aus der Ästhetik bildender und gestaltender Kunst entlehnten Anspruch möchte ich den Gottesdienst nicht belasten

¹⁷ Zu erinnern ist nochmals an die fast noch nächtlichen winterlichen 6.00-Uhr-Gottesdienste für Schüler eines Gymnasiums und auch daran, dass Uhrzeit, äußerer Rahmen und Wetter (wunderschönes, zum Spaziergehen anregendes Wetter an Himmelfahrt, nasskaltes Novemberwetter an Bußtag usw.) den Gottesdienstbesuch in keiner Weise beeinflussen.

„unbedingt angeht“, wo es tatsächlich um mein Leben und mein Sterben geht, was soll dann das Ganze noch? Und kein Wunder, dass keiner mehr kommt. Wozu denn noch, wenn der Prediger selbst nicht mehr von dem erfüllt ist, was er sagt? Er sagt das natürlich nicht direkt, aber ‚in, mit und unter‘ seinen Worten lugt es durch, ist es spürbar als schleichendes Gift vergeblichen liberal-freundlichen, aber unverbindlichen Redens.

In einem Briefwechsel mit einem guten Freund, der bei der Inflation flächendeckender Gottesdienste, die kaum noch einer besucht, dafür plädiert, „weniger zu predigen“, nur noch bei besonderen Gelegenheiten und events zu predigen wie „wenn der Zirkus in die Stadt kommt“, habe ich u.a. geantwortet:

„Nicht ‚weniger predigen‘ kann die Parole sein, sondern ‚besser und vollmächtiger predigen‘. ‚weniger predigen‘ ist Zeichen eines defensiven Rückzugsgefechts. Im Grunde genommen traue ich der Predigt nichts mehr zu und suche nur noch nach einer einigermaßen öffentlich anerkannten Gelegenheit, hier und da, ‚wenn mal zufällig der Zirkus kommt‘ nochmals diese Gelegenheit –bis auch sie vorbei ist- zu nutzen. ‚Weniger predigen‘ geht davon aus, dass die Predigt ihre Bedeutung insgesamt verloren hat und dass man sich nur noch trauen kann, dies bei besonderen Gelegenheiten als ungleichzeitiges Kuriosikum, als clownesker Pausenfüller, dem nun einmal vorhandenen geschätzten Zufalls-Publikum anzubieten. ‚Weniger predigen‘ ist Zeichen von ekklesiologischer Resignation auf dem Rückzug der Kirche aus der Gesellschaft. ‚Weniger predigen‘ trägt am Ende dazu bei, dass die „institutionelle Belanglosigkeit der Predigt“ (G.Ebeling) noch zunimmt, solange, bis man am Ende nicht mal mehr merkt, dass gar nicht mehr gepredigt wird und die einstmals ‚stolze‘ Kirche des Wortes zur Kirche des verlegenen Schweigens (nicht des beredten Schweigens) verkümmert ist. Wo bleibt da die ‚Vollmacht‘ des Wortes Gottes und die ‚Vollmacht‘ der Worte von Predigern, die ‚im Namen Gottes‘ auf der Kanzel stehen?“

Wo bleibt also –um den Faden von oben wieder aufzunehmen- die ‚Vollmacht‘ der gut protestantisch- liberalen Predigt? Wo gibt es linksliberale Prediger, die mitreißen, denen das Herz übergeht, Sonntag für Sonntag, Predigt für Predigt, für die jede Predigt und jeder Gottesdienst die „Chance eines neuen Anfangs“, etwas „Unerhörtes, noch nie Dagewesenes“ ist, gerade jetzt und jeden Sonntag neu? Ist das eine homiletisches Wolkenkuckucksheim? Oder zum mindesten eine heillose Überforderung der gewöhnlichen all-sonntäglichen Predigt? --- Doch warum kriegen es die evangelikal angehauchten Prediger ansatzweise hin, die anderen nicht? Wollen sie nicht, sind sie zu fein dazu? Können sie nicht, weil sie sich nichts zutrauen, gar den Glauben an sich und das „vollmächtige Wort Gottes“ verloren haben? Dürfen sie nicht, weil ihre Theologie es verbietet?

Die größte Enttäuschung all meiner brav all-sonntäglich durchgestandenen Besuche war die belanglose, ja langweilende Predigt des durchschnittlich liberal-wohltemperierten Predigers (männlich und weiblich!). Für mich zeigt sich hier der eklatanteste Mangel gegenwärtiger protestantischer Predigt. Sie zündet nicht, hat keine innere Vollmacht, leugnet ihre von Gott gesetzte Verkündigungskraft.

Es wäre zu wünschen –ich wünsche es mir sehr, über all meine Erfahrungen in der norddeutschen Tiefebene hinaus- wir kriegen es hin, vollmächtige und profilierte liberale, grund-liberale Predigten zu halten: klar und präzis, kenntlich, greifbar und angreifbar, in der Position, nicht nur grundliberal, sondern –wenn es das geben sollte- „fundamental liberal“, was heißt: Nicht in liberalistischer Beliebigkeit, sondern mit Herz und Verstand liberal bis in die Knochen und die Seele, liberal so, dass man ein Feind, ein begründeter kämpferischer Feind alles Iliberalen, alles Fundamentalistischen, alles Totalitären, alles Doktrinären ist. Lessing¹⁸ und Voltaire¹⁹ dürfen dabei durchaus Pate stehen.

¹⁸ Die Tiefe seiner Ringparabel, die alles andere als ein Plädoyer für die wohlfeile Parole ist: „Jeder soll nach seiner Façon selig werden“, sondern die Position des „Geistes und der Kraft“ (Vgl. Lessing, Die Erziehung des Menschengeschlechtes, ab § 76 und die kleine Schrift „Von dem Beweis des Geistes und der Kraft“) vertritt

„Fundamental liberal“ also in dem Sinn, dass ich mit meiner Person für die Glaubwürdigkeit und Kenntlichkeit des vorn mir Verkündigten einstehe – und dass ich gleichzeitig kämpferisch jedem anderen das auch zugestehe, dafür Sorge trage, dass er seine, möglicherweise von mir als sachlich falsch eingeschätzte Position, auch mit Nachdruck, sich kenntlich zeigend, sagen kann – wenn er es nur nicht fundamentalistisch, andere und andere Positionen ausschließend und sich selbst im endgültigen Besitz der Wahrheit des christlichen Glaubens wählend, tut. „Fundamental liberal“ – weil ich darin jeden anderen Menschen in seiner Menschenwürde und seiner ihm je eignen Gotteskindschaft achte und ehre. „Fundamental liberal“ – weil ich auf diese Weise der Freiheit, Integrität und Unverletzlichkeit jedes anderen Menschen respektiere, innerlich offen dafür bin, meine klar kenntlich gemachte Position vom anderen verändern – also: korrigieren, vertiefen, erweitern- zu lassen, in Freiheit zum eigenen Christus-Bekenntnis und in Respektierung des Christus-Bekenntnis des anderen (wenn er es denn äußert) auf dem gemeinsamen Weg zu der Wahrheit, die wir nicht „haben“, sondern zu der wir im Namen Christi immer erst auf der Suche sind. „Nichts dass ich’s schon ergriffen hätte, ich jage ihm aber nach, weil ich –von Christus- ergriffen worden bin“ (Phil 3,12). „Fundamental liberal“ – weil das die Position des christlichen Glaubens ist, wie es Jesus selbst lehrte und lebte. Auf solche eindeutige und präzise Predigten habe ich leider vergeblich gewartet, gehofft, mich danach geseht.

Starke Worte! Gibt es solch „fundamental liberale“ Predigt? Hier ist durchaus der Ort, nun direkt an einen ganz anderen ‚Prediger‘ zu erinnern, der sich selbst auch als einen solch verstand, auch wenn er die Kanzel mit der Schausielbühne vertauschte. Also in diesem Zusammenhang über die den kurzen Hinweis oben hinaus eine Erinnerung an und Hommage auf G.E. Lessing. Mit seinem streng orthodoxen Widerpart J.M. Goeze stand er in Hamburg und später noch in Wolfenbüttel in einem entschiedenen Streit um ein ‚fundamental liberales‘ und ‚streng lutherisch orthodoxes‘ Verständnis von ‚Wahrheit‘ und ‚Glauben‘, dokumentiert in ‚Duplik‘ und ‚Replik‘ und zuletzt in seinem fundamental liberalen Drama ‚Nathan der Weise‘²⁰. Das Besondere dieses Streites liegt gerade darin, dass Lessing in seiner ‚fundamental liberale‘ Position gemäß seiner tiefen inneren Überzeugung um keinen Millimeter zurückweicht, seinem orthodoxen Widerpart an Entschiedenheit in der Positionsbestimmung um nichts nachsteht. Erst dadurch hat dieser Streit geistesgeschichtliche Bedeutung gewonnen. ‚Fundamental liberal‘²¹ heißt für Lessing: Ich vertraue darauf mit dem Einsatz meiner ganzen Existenz, dass nicht irgendein vermeintlicher ‚Besitz der Wahrheit‘, sondern die ständige Suche danach mit der Respektierung anderer Überzeugungen, die meiner Position durchaus widersprechen, die Humanität in der ‚Erziehung des Menschengeschlechtes‘ allein fördern. „Fundamentale Toleranz“ und „höchste Achtung des streitbaren Kontrahenten“ gehören dazu. Das Zuletzt bekam dann diese „fundamental liberale“ Haltung in der berühmten Ringparabel ihre klassische und in der Sprachgebung ‚vollmächtige‘ Gestalt von uns in ihrer Tiefe noch immer nicht eingeholt, auch hier steht die existentielle Wahrheit noch dahin, will erst noch getan, besser gelebt werden.

„Fundamental liberal“ hat die protestantische Predigt zu sein. Das sind starke Worte, vielleicht zu stark und ich selbst habe mich natürlich auch daran messen zu lassen. Weil hier für mich jedoch der Nerv protestantischer Predigt (und natürlich auch des Gottesdienstes) getroffen ist, will ich versuchen, mir selbst und anderen deutlich zu machen, was denn eine „vollmächtige Predigt“ ist, wie sei heute aussehen kann – auch wenn ich sie nur bei den lieben evangelikalischen Brüdern ansatzweise vorgefunden habe.

¹⁹ Ich erinnere an seine berühmte Sentenz: „Ich werde deine Meinung/Position zwar so lange bekämpfen wie ich lebe.. Aber ich werde das Recht, dass du deine Meinung/Position öffentlich sagen kannst, solange verteidigen wie ich lebe“

²⁰ vgl. zum Ganzen die Dokumentation dieses Streites in H.Reinitzer (Hg) Johann Melchior Goeze 1717-1786, in: Vestigia Bibliae, Band 8, Hamburg 1986 und meine Interpretation des „Streites um die Wahrheit“ in Heft 10 der Schriftenreihe der Lessing-Gesellschaft, Hamburg 2002, unter dem Titel: „Wann ist der Christ ein Christ? Lessings Streit um die Wahrheit mit Johann Melchior Goeze“

²¹ den Ausdruck selbst benutzt er natürlich nicht.

4. Die ‚vollmächtige Predigt‘ Jesu – und wir auch heute noch in seiner Tradition?

Was also heißt für mich: „Mit Vollmacht predigen“? Ich könnte und müsste jetzt weit ausholen, mich am Predigtverständnis M. Luthers und K. Barths orientierend, schöne Zitate von beiden zum Besten gebend, das „Hohe Lied von Gottes Wort und Menschenwort in der Predigt“²² singend. Das will ich an dieser Stelle nicht tun²³, sondern mit eigenen Worten umschreiben, wie für mich das Feld/Umfeld einer „vollmächtigen Predigt“ aussieht..

1. Zunächst einmal muss der Predigende Freude am und Lust zum Predigen haben. Er muss an sich und an seine Predigt-Worte glauben. Nicht etwa, weil er selbst so toll ist und so virtuos mit den Worten jonglieren kann, sondern weil er eine lebenswichtige Aufgabe hat, von der Kanzel Gottes Wort weiterzusagen, von Gott zu reden, aus Gott heraus zu reden, in seiner Rede Gott zum Sprechen zu bringen, in seinen armseligen Menschenworten das Wunder – ohne all sein Verdienst und Würdigkeit- entstehen lassen zu können, dass Gott selbst durch ihn redet. Gott selbst redet, nicht mehr der Prediger. Wer daran glaubt, wer das glaubt, der predigt mit Lust und Freude, ist dankbar für das Geschenk, predigen zu dürfen, das so kostbare Wort Gottes vielfältig, jeden Sonntag neu, nein, jeden Tag neu, weitersagen zu dürfen. Jeden Sonntag neu: das gleiche, immer das gleiche (denn anderes habe ich nicht zu sagen), aber das gleiche immer auf andere Weise. Also, der/die Predigende (ob Profi oder Laie, das ist hier zweitrangig) muss (besser: darf) an sich und sein/ihr Predigtwort glauben. Jedes Wort, das sich sage, ist kostbar, ja ist –von Gott her- heilig und nicht alltäglich und belanglos. Goldene Worte sind es, die durch mich von der Kanzel ertönen dürfen.

2. Sodann –und das ist sofort hinzuzufügen- hat der Predigende überhaupt keinen Grund, darauf stolz zu sein und sich etwas einzubilden . Er ist Diener, ja –klassisch ausgedrückt- armseliger Diener und Sklave des ihm vorgeordneten Wort Gottes. Denn: „Wir predigen nicht uns selbst (erg. mit Paulus: als die Herren der Predigt), sondern wir predigen Christus, dass er sei der Herr, er allein, uns selbst aber predigen wir als Diener/Sklaven (douloi) Christi.“ (2. Kor. 4,5). Ich bin es ja nicht, der die Predigt gelingen, also „ankommen“, also „ins Herz treffen“ lässt, sondern Gott ist es, der mich benutzt, durch mich zu reden, mich als Krücke seines Wortes zu benutzen. Wir haben also allen Grund, beim Predigen ganz bescheiden zu sein, immer zu wissen, gerade wenn noch so viel Beifall zu meiner Predigt kommt: Ich bin es ja nicht, der sich hier selbst virtuos darstellt, sondern Gott ist es, der durch mich –gut lutherisch: in, mit und unter meinen armseligen, verstümmelten, verkrüppelten Menschenworten- redet. Er. Und wenn Er redet, dann kann und darf, ja dann muss ich vollmächtig reden.

Vollmächtig predigen – von Gott her. Bescheiden predigen – von mir selbst her.

3. Das spürt die Gemeinde. Sie hat eine untrügliche Antenne dafür. Sie spürt ganz genau, wann der Prediger (und auch jede Predigerin) sich hochmütig selbst in Szene setzt und das Wort Gottes durch die eigene Person noch toppen will. Dann nimmt die Gemeinde zurecht reißaus vor diesem narzisstischen Prediger. Sie spürt aber auch ganz genau, wenn der Prediger sich selbst und damit dem Wort Gottes, ja Gott selbst in seiner Rede nichts zutraut, wenn er belanglos so daherredet, nicht wissend, welch kostbaren Schatz er in seinem Munde hat

²² Vgl. dazu meine Untersuchungen zur Predigttheorie und vor allem Predigtpraxis Karl Barths. A. Denecke, Gottes Wort als Menschenwort. Das Predigwerk Karl Barths als Quelle seiner Theologie, Hannover 1989, kurzgefasst in dem kleinen Aufsatz. ZGP 3/86,15ff. „Die Predigt als Ort der theologischen Vergewisserung. Über die Einheit von Predigt und Prediger bei Karl Barth“.

²³ Ich müsste all die schönen biblischen Aussagen über „Gottes Wort wie ein Sturzbach... wie ein Hammer ... wie ein zweischneidig Schwert... das durch uns durch dringt... durch den Prediger und Hörer...“ erst noch suchen und fein auflisten – sie sind ja hinlänglich bekannt

(haben könnte). Das ist dann die unnütze Predigt, die weder zu „Zirkuszeiten“ noch „allsonntäglich“ von Belang ist. Die Gemeinde spürt aber auch ganz genau, wenn der Prediger sich mit seiner ganzen Person im diesen Dienst des Wortes Gottes stellt, darauf vertrauend, dass kein „faules Wort“ aus seinem Munde kommen darf²⁴, dass er Gott selbst zur Sprache bringen darf (darf!, nicht selbstverliebt kann!). Sie spürt, dass das, was der Prediger sagt, in seinen Augen ‚wesentlich‘ ist, dass er hier um „Tod und Leben“ geht, dass es „heilige Worte“ sind, die aus seinem Munde –durch Gottes Gnade, durch sie allein- kommen.

4. Das nenne ich vollmächtige Predigt. Und sie geschieht an allen Tagen zu allen Zeiten. Sie ist nicht abhängig vom normalen Sonntagmorgen und von Zirkuszeiten, sie ist nicht an Bischöfe in der zentralen Citykirche oder an Vikare in Stadtrandgemeinde oder an Laien/Prädikanten in Dorfgemeinden gebunden, sie kann und wird überall stattfinden, so wie auch geistlose, uninspirierte, gottlose Predigten überall stattfinden.

5. Von Jesus hieß es bei seinem ersten Auftreten in Kapernaum und als Fazit der Bergpredigt. „Er predigt nicht wie unsere Schriftgelehrten, sondern wie einer, der Vollmacht (griech.: exousia) hat“ (Mk 1,22; Mt. 7,29 u.ö.). Das rief Entsetzen bei den Zuhörern hervor. Ich denke: positives und negatives Entsetzen. Sie wurden durch und durch gerüttelt. Alles in ihnen wurde um und um gekehrt, denn es ging ihnen durchs Herz. Ihr Leben –Geburt und Ende in Sicht- wurde durchleuchtet, umgekrempelt, ‚neu gemacht‘. Wiedergeburt durch die Predigt. Da ist einer, der plaudert nicht nur gefällig von Gott daher –wie es die vielen anderen höchst routiniert tun- sondern er packt mich, trifft mich ins Herz, ich kann und will mich dem nicht mehr entziehen. Ich denke, dass war die besondere, ja einzigartige Gabe Jesu (nochmals gesagt: auch ohn all sein Verdienst, pure Gnade Gottes in ihm), die sein irdisches Leben von dem uns bekannten Beginn an ausmachte. Zeichen und Wunder kamen dann nur noch hinzu. Diese umwerfende Predigt war in sich schon das Wunder: Predigt mit Vollmacht.

Wir stehen –zum mindesten in der lutherischen Tradition- genau in dieser Tradition Jesu. Wir sind nicht Jesus, sind auch nicht wie Jesus, er ist uns himmelweit voraus, aber wir sind in seine Tradition gestellt, prinzipiell (wenn auch nicht faktisch) in keiner anderen Position. Wir reichen zwar nicht an ihn ran, sind aber –nicht dass ich’s ergriffen hätte, ich jage ihm aber nach- nicht grundsätzlich in einer anderen Lage. Und so gibt es ja in der Geschichte der predigenden Kirche (natürlich auch schon vor Luther, aber besonders aufgemerkt eben erst nach Luther) genügend Beispiele von „vollmächtiger Predigt“, von Prediger die das unverschämte –und auch wieder ganz bescheidene- Vertrauen darauf haben, dass durch sie tatsächlich Gott redet, dass sie die Vollmacht geschenkt bekommen haben, den ewigen und transzendenten Gott in dieser irdischen und so ungöttlichen Welt präsentieren zu können (nicht nur re-präsentieren, sondern wirklich präsentieren).

Und –um den Bogen zu meinen Eingangssätzen dieses Abschnitts zu schlagen- die Hörer spüren das, merken das, reagieren intuitiv darauf, weil sie ein „Gespür und einen Geschmack fürs Unendliche“ in sich haben.

Also in allem: Vollmächtig predigen – und nicht belanglos mehr oder weniger predigen.

6. Wie macht man das? Wie kann man das? Wie lernt man das? Das kann man nicht auf dem Predigerseminar lernen (oder vielleicht nur ausnahmsweise, wie bei Bonhoeffer in Finkenwalde). Im Predigerseminar lernt man die berühmten Methoden (Biblisches, rhetorisches, textgemäß, hörerorientiert, persönlich, konkret predigen. Argumentieren, Erzählen, Auffordern in der Predigt; Länge und Aufteilung, Stil, Lautstärke, Tempo und Melos, kurze Sätze - lange Sätze, Fremdworte vermeiden ... usw²⁵.) Alles das lernt man, aber das macht –

²⁴ Vgl. dazu die (nach?)paulinischen Überlegungen in Eph. 4,25ff.

²⁵ Vgl. zu all diesen feinen Methoden die in dem Periodicum „werkstatt predigt“ zwischen 1972 und 1980 aus der sog. „Werkstatt-Arbeit“ frisch auf den homiletischen Tisch gelieferten Methoden und Anweisungen.

natürlich- noch keine vollmächtige Predigt aus. Sie ist, wenn es denn dazu kommt, Ergebnis eines lebenslangen Lernens, Glauben-Lernens, Ergebnis von Umkehr und Einkehr in mich selbst, Ergebnis der Zwiesprache mit Gott und mit mir selbst, man kann das Gebet nennen, Ergebnis einer lebenslangen Suche, Gott in mir zu suchen und ihm zu begegnen, weil er sich in mir finden lassen will. Man kann das den „mystischen Weg“ nennen, so wie es Paulus ausdrückt: „Nun lebe nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir.“ und zugleich auch, damit er sich selbst nicht hochmütig ein Christus-in-sich-Sein einredet. Nochmals: „Nicht, dass ich’s schon ergriffen hätte, ich jage ihm aber nach, weil ich ergriffen worden bin.“ Wir sehen wieder: Ein höchst bescheidender und darin vollmächtiger Satz.

Man kann das alles also nicht „machen“ und „können“ und profan „lernen“, man kann sich aber ein Leben lang dafür offen halten, sich öffnen und bereiten, dass Gott selbst in uns einzieht und durch/mit uns das Wort ergreift und vollmächtig predigt. Es ist –darf diese Wendung hier benutzt werden?- ein geistliches Exerzitium, das protestantische geistliche Exerzitium.

7. Ja, vielleicht kann man am Ende doch einen kleinen methodischen Lern-Hinweis geben. Jeder Prediger/Predigerin hat sein/ihr ‚Thema‘, ja gar Lebensthema. Am Anfang der beruflichen Tätigkeit weiß man das nicht genau, man ist auf der Suche, in trial and error, probiert hier etwas aus und da etwas, geht Irrwege, läuft in Sackgassen. So geht es nicht. Hier geht der Weg nicht weiter. Doch allmählich –so sollte es sein, so kann es sein, so ist es sogar dann und wann- bilden sich Themen/Fragestellungen/Einstellungen heraus. Das ist ‚mein‘ Thema, mein ‚scrine‘, wie es so schön neudeutsch heißt. Es fällt mir nicht in den Schoß, ich arbeite spirituell daran und irgendwann ist es mir klar, ich hab es gefunden und bin jetzt auch ganz sicher, mir meiner selbst gewiss, dankbar für das Geschenk.

Damit es nicht gar zu vage oder gar abstrakt bleibt, rede ich an dieser Stelle einmal von mir selbst, spreche von ‚meinem‘ Thema, das ich im Laufe meines Predigerlebens gefunden habe. Es war in der Tat eine lange Suche und sehe ich mir frühere Predigten an (selbstverliebt wie ich bin, habe ich sie alle sauber registriert und abgeheftet, 10 kleine Ordner voll), so merke ich im Nachhinein, wie ich eben auch Irrwege gegangen bin, wo ich im Nachhinein sage: Nein, das war nichts, das war wirklich nichts. Arme Gemeinde, die meine ungelungenen Gehversuche ertragen musste.

‚Mein‘ Thema für jede Predigt ist, die innere Mitte all meiner Predigten, ist die Fleisch gewordene gnädige Zuwendung Gottes an uns in Jesus Christus. Jede Predigt ist für mich Christus-Predigt, auch wenn ich nicht ausdrücklich von ihm rede (und das tue ich natürlich, um die Menschen nicht zu strapazieren) nicht. Aber das ist mein Thema in vielen Variationen. Es hat lange gedauert, bis ich so weit gekommen bin. So nackt dahingesagt, hört es sich wenig spektakulär an. Aber es war ein hartes Stück Arbeit, das einzige und immer neue Proprium christlicher Predigt für mich zu finden, die überraschende Pointe jeder Predigt: Jesus Christus, sein Lebensstil, sein ‚way of life‘, mit Menschen umzugehen. Man kann sagen: Das hat aber lange gedauert bei dir, ist das nicht der Ausgangspunkt pastoraler Tätigkeit? Ist das nicht das Allerselbstverständlichste? Ja, antworte ich, mit mir und anderen inzwischen geduldiger geworden. Manche Menschen sind halt sehr langsam, wenn es um die entscheidenden Dinge des Lebens geht. Und im Übrigen: Im dogmatischen ‚Kopf‘ zu wissen, dass Christus das innere Zentrum jeder Predigt ist, und dies Wissen bis ins Herz herunterrutschen zu lassen, inwendig wie Maria „alle diese Worte im Herzen zu bewegen“, also das dogmatische Hartbrot „Christus ist mein Herr“ langsam und geduldig zu kauen, in den Leib aufzunehmen und zu verdauern, das ist eben zweierlei. Das kann lange Zeit dauern. „Wie ist doch der Mensch so langsam, gerade wenn es um die wichtigsten Dinge geht“ sagte einst Karl Barth im Rückblick auf die entescheidende Wende seiner Theologie durch die Anselm-Lektüre 1930.²⁶ Erst da, mit schon 44 Jahren habe er entdeckt, wer denn Christus, von dem er schon so viel Jahre lang Kluges zu sagen wusste für ihn eigentlich sei. Wie ist doch der Mensch so langsam, wenn es um die entscheidenden Dinge geht. So ist es. Doch dies eine und einzige Thema, das ich endlich gefunden habe, ist dann auch immer wieder neu Mitte meiner Predigt. Darin bin ich kenntlich und erkennbar.

E. Thurneysen hat einst in der Frühzeit der Dialektischen Theologie gesagt: „Keine Abwechslung in der Predigt. Es muss jeden Sonntag alles und darum jeden Sonntag das gleiche gesagt werden.“²⁷. Ich habe das einst in

²⁶ K. Barth, How my mind has changed, in: K.Kupisch Hg), der Götze wackelt, Berlin 1961. 185

²⁷ E. Thurneysen, Die Aufgabe der Predigt, in G. Hummel (Hg), Die Aufgabe der Predigt, Darnstadt 1971 (Nachdruck von 1923), 116

meinem homiletischen Erstlingswerk „persönlich predigen“ vehement kritisiert²⁸, weil dies in einer „beeindruckenden Monotonie“ zur tot-richtigen Langeweile unserer Predigten führt. – Aber so hatte es Thurneysen ja nicht gemeint. Es war für ihn kein methodischer Hinweis für das „Wie“ der Predigt, sondern die sachliche Prämisse für das einzig wichtige „Was“ der Predigt. Ich habe es in der Tat in immer wieder neuen Anläufen, hoffentlich mit viel Einfallsreichtum und darin auch Abwechslung, das eine Thema, mein eines Thema in vielen Variationen zu predigen. Mehr als ‚mein‘ einziges Thema steht mir sowieso nicht zur Verfügung.

ich hoffe und glaube, ‚mein‘ Thema in langer geistlicher Suche –nicht zuletzt auch in der Auseinandersetzung mit den Predigten und der Theologie Barths, aber nicht allein dadurch- gefunden zu haben. Da bin ich ganz gewiss, fast möchte ich in Anlehnung an Paulus sagen: „Ich bin gewiss...., dass nichts mich scheiden kann von diesem mir gnädig zugewiesenen Thema“. Und da lasse ich mich auch von nichts und niemanden irre machen. Das ist ‚mein‘ Thema, ‚mein‘ scrine, der unterschwellig in jeder Predigt auftaucht.

Ich füge der Vollständigkeit halber an: natürlich gibt es da auch noch Neben- und Unterthemen, die mit biblischen Standardsätzen wie „Und Gott sah alles an, was er gemacht hat und siehe, es war sehr gut“ und „Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine schützende Hand über mir“ und „Nicht dass ich's schon ergriffen hätte, ich jage ihm aber nach, ‚weil ich ergriffen worden bin“ und natürlich dem johanneischen Kürzel „Das Wort ward Fleisch und wir schauten (erg. von innen) seine Herrlichkeit“ angedeutet sind. Aber all diese Themen beziehen sich am Ende auf das eine, mir eine Thema zurück.

Es ist eine Lebensaufgabe, ein ‚geistliches Exerzitium‘, an diesem einen Thema, das für mich das Proprium jeder Verkündigung ist, unumstößlich, unvergänglich, zu arbeiten. Wer für sich ‚sein‘ Thema gefunden hat –natürlich ist klar, kaum nötig zu sagen, dass das ‚Thema‘ auch ein biblischer text sein kann oder eine innere Gewissheit, auf keinen Fall mit dem homiletischen Exemplar einer sog. ‚Themenpredigt‘ etwas zu tun hat-, der wird es auch ‚vollmächtig‘, überzeugt von dem, was er sagt, andere überzeugend weitersagen können. „Was ist dein ganz spezifisches Thema, das nur Dir in dieser Form zu eigen ist?“ kann die spirituelle Leitfrage lauten – auf dem Weg zur einer „vollmächtigen Predigt“.

7. Die Gemeinde wird dies hören, wird dies einmalige, einzigartige Wort jeden Sonntag, nein jeden Tag hören wollen, weil sei dies Wort als Lebensmittel braucht. Es werden dieses Wort – wenn es denn das vollmächtige Wort Gottes durch und in uns ist- hören wollen die, die es schon lange kennen, aber nicht genug davon bekommen können, weil sie es noch nicht ganz und vollständig gehört habe, alle Tage wieder. Es werden dieses Wort hören wollen die bäuerlichen Dorf- und Gelegenheitschristen (hier nicht abfällig gemeint), die auf einmal merken: Ja, das ist ja ganz anders, als was ich sonst höre. Hier muss und will ich hinhören, das verändert mich ja, das ist ganz neu für mich, unvertraut, entsetzlich, aber doch Neues gebärend. Dies Wort werden hören wollen all die sensationslüsternen Zirkus-Besucher, die sich einen lustigen event erwarten und auf einmal spüren: ich bekomme ja etwas ganz anders geboten, dem ich mich –verrückt! warum denn nur?- gar nicht entziehen kann, ja nicht einmal entziehen will. Ich wollte Zirkus, ja, das wollte ich und ich bekomme Gott, hab gar nicht danach gefragt, und doch bekomme ich ihn durch Gott selbst. Und dies Wort werden hören wollen schließlich auch die, die von Predigt und Gott und Religion und Heiligkeit und Transzendenz seit Nazi/DDR-Generationen schon entwöhnt sind, in denen spirituell alles tot zu sein scheint. Und siehe da, es ist doch nicht tot. Denn das vollmächtige Wort erreicht auch sie und sie merken auf einmal, wie hungrig sie da nach waren, ohne es zu wissen, wie sehr sie es benötigen und nun auch essen und sich einverleiben wollen.

8. Das vollmächtige Wort der Predigt: Gott in uns lebend und wirkend und rumorend und Herzen bewegend, den krummen Rücken gerade rückend, beginnend bei uns selbst, beim Prediger/in (das nenne ich: persönlich predigen), weitergereicht an die Hörer, mit denen ich auf einer Stufe in der Suche nach Gott und im Finden Gottes verbunden bin. Das ist unsere

²⁸ A. Denecke, persönlich predigen, aaO, 24

„stolze“ (wirklich stolze?) lutherische Tradition, deshalb sind wir zurecht –welch Ehrentitel- als „Kirche des Wortes“ in die Geschichte der Kirchen und Religionen eingegangen. Dafür haben wir uns nicht zu schämen, das haben wir nicht zu verstecken,. Sondern offen , offensiv, öffentlich und auch mit dem dazu gehörenden nötigen Optimismus (Selbstvertrauen, aufrechter Gang, begeistert, geist-begabt) weiterzusagen.

5. Und was mir sonst noch aufgefallen ist.

Eigentlich habe ich mit meinen proklamatorischen Worten im vorhergehenden Kapitel bereits all mein Pulver verschossen, habe es über das Gehörte hinaus in eine allgemeine homiletische Grundsatzklärung hin erweitert. Doch ich will hier ja keine Homiletik schreiben (obwohl solche Gedanken mir immer wieder einmal kommen), sondern einfach auf das Gehörte und Geschaute bei meinen Gottesdienstgängen in der Hannover und Umland –also, wie . Barth es in seiner Göttinger Zeit so freundlich ausdrückte: der sanften lutherischen Theologie der nord-deutschen Tiefebene- reagieren. Daher wende ich mich zum Abschluss noch einmal meinen konkreten Erfahrungen zu und reihe einfach weitere Eindrücke aneinander.

a. Statistisches – Wie repräsentativ sind 50 Gottesdienstbesuche?

Eine kleine Statistik der von mir besuchten Gottesdienste sei an dieser Stelle präsentiert. Ich habe 17 „gelungene“, 18 „weniger gelungene“ und 15 „misslungene“ Gottesdienste (und Predigten) besucht. Die Predigten dauerten im Schnitt 16,17 Minuten, die Gottesdienste (abgesehen von zwei aus dem Rahmen fallenden ungewöhnlich langen Gottesdiensten) 51,3 Minuten, 31,5% des Gottesdienstes bestand also aus Predigt. In 71,7 % der Gottesdienste hielt sich der Predigende an den vorgegebenen OP-Predigttext bei 84,9% der Gottesdienste weitestgehend an die agendarische Normalliturgie. 13 Frauen und 37 Männer habe ich predigen gehört. Sicher ist das alles nicht repräsentativ, aber es doch eine Tendenzaussage, und ich vermute: im voralpinen bayrischen Hügelland wird es nicht viel anders sein.

Ich habe –hier gehe ich schon über objektiv statistische Feststellungen hinaus- eher freundlich werbende als gesetzlich strenge, eher verhalten leise als aufdringlich laute, eher unsicher suchend-fragende als selbstsicher-behauptende, eher nachdenkliche als unreflektiert etwas hinaus posaunende, eher zurückhaltend bescheidene als stolz sich präsentierende, eher auch tastend-unsichere als freimütig-selbstgewisse, eher resignative als zuversichtliche, eher pessimistische als optimistische, eher kleinmütige als hochmütige, eher schwermütige als leichtmütige, eher tief sinnige als leichtsinnige, eher trübsinnige als hell-sichtige, eher ernste als heitere, eher introvertierte als extrovertierte, eher herzlich-warme als kühl-distanzierte, eher seelsorgerlich-innerkirchliche als politisch-gesellschaftliche, eher ohnmächtige als Macht ausübende, eher dienende als (be)herrschende, eher umständliche als einfach und klare, eher kurze als lange, eher langweilige als lang sich erstreckende Predigten gehört.

b. Die Predigt im Mittelpunkt – Liturgie nur nettes Beiwerk

Da hat es nun in den letzten 15 Jahren (oder waren es gar 20?) diese große Liturgiereform gegeben, die sich streitbar mit viel Eifer um die „erneuerte Agende“ drehte, die schließlich dann im opulenten Werk des „Gottsdienstbuches“²⁹ geendet ist – ein ‚Jahrhundertwerk‘ mit

²⁹ Vgl. dazu das lange und so kenntnisreiche Vorwort zum Gottesdienstbuch, vor allem die vielen (Alternativ) Vorschläge zum kreativen Gebrauch; des weiteren im Vorfeld des Gottesdienstbuches die vielen in den Broschüren der hannoverschen Landeskirche „Für den Gottesdienst“ dokumentierten Teilergebnisse der Diskussionsprozesse; schließlich die mannigfaltige Kritik von kompetenten Homiletikern wie M. Josuttis (in PasTh 80/1991, 504ff.) und Liturgikern wie K.H.Bieritz (in: JLH 1992, 32ff.) und auch meine eigene Kritik an

vielen wirklich klugen Anregungen für Form 1 und Form 2 und offene und alternative Formen und mit und ohne Abendmahl und mit und ohne erweiterte Liturgie und freien und geschlossenen Gebeten, und, und ,und...- das hat es also gegeben, und die Liturgie des Gottesdienstes könnte so vielfältig sein wie noch nie, ja man könnte fast ganz auf die Predigt verzichten, weil schon die phantasiereiche Liturgie so viele Verkündigungselemente in sich birgt, es ist einfach toll, was liturgisch alles möglich ist – es ist alles möglich, wirklich alles, auch ein ganz und gar unliturgischer Gottesdienst, und er würde doch in das vorgegebene, so offene und schmiegsame³⁰ liturgische ‚Korsett‘ passen, das eben anders als die alte Mahrenholz-Agende I wirklich kein Korsett mehr ist – und dann –oh weh- bleibt alles beim Alten. Die Liturgie ist wie ehemals. Keine Abwechslung, stets das gleiche. Keine Vielfalt, stets vorgestanzte liturgische Einfalt. Ja, freie Gebete wurden gesprochen, das schon. Doch zu Beginn (Kollektengebet! Sammlungsgebet!) meist viel zu lang, das Thema der Predigt bereits vorwegnehmend, am Ende (Fürbittengebet) oft recht kurz, nur noch einmal die Predigt mit anderen Worten zusammenfassend. Das weist ja indirekt wieder darauf hin, dass die Predigt im Mittelpunkt stand –auch dann, wenn sie wenig inspiriert und inspirierend, eben ohne Vollmacht war- und die Liturgie nichts weiter war als schönes –meist nicht einmal schönes-Rahmenwerk.

Woran mag das liegen? Ich habe den Eindruck, die „Erneuerte Agende“ und mit ihr das „Gottesdienstbuch“ hat zum Unterscheid zur alten viel geschmähten Agende I zwar „Struktur gewonnen“, aber doch leider „Profil verloren“, wie ich es schon vor Jahren noch während der Entstehungsgeschichte der EA zu prognostizieren wagte. Ich habe mich leider nicht getäuscht. Eine innere theologische Konsistenz ist kaum erkennbar. Große Offenheit ist zwar da, alles ist möglich und auch erlaubt, ganz phantasiereich kann jeder noch so freie Gottesdienst „schmiegsam“ einer agendarischen Nebenform zugeordnet werden. Es fehlt jedoch ein klares Profil, weder ein konservatives noch ein liberales Profil, von einem „fundamental liberalen“ ganz zu schweigen, ist erkennbar. Ein bunter Blumenstrauß von ganz unterschiedlichen, z.T. auch konträren so vielen Möglichkeiten der Gestaltung wird angeboten. Und der arme Durchschnittsliturg irrt im Blumen- oder auch Gemüsegarten der vielen kleinen Pflänzchen umher, er verirrt sich und weiß am Ende gar nicht mehr, wo er ist. Es fehlt ihm an klarer Orientierung, an einem begehbaren Weg in diesem wild wuchernden Garten. Oder um es in einem anderen Bild auszudrücken: Er ertrinkt im Meer der tausend, ja fast abertausend Möglichkeiten der Gottesdienstgestaltung, die ihm in scheinbar liberaler, im Grunde aber beliebiger Offenheit angeboten werden. Dann lässt er es gleich ganz bleiben, wenn alles so kompliziert und zugleich gleich gültig ist und reimt sich seine eigene Liturgie zusammen, die dann aus Bequemlichkeitsgründen die alte Einheitsliturgie ist. Man kann ja inhaltlich zur EA nichts sagen, gerade weil kein Profil zu erkennen ist. Man kann aber nicht nur von Strukturen leben, die wertneutral austauschbar nebeneinander stehen bleiben. „Fundamental liberal“ hätte ich mir die EA gewünscht. Dann hätte man ihr zwar als Nicht-Liberaler begründet widersprechen können, aber man wüsste, wo man steht und was man tut, wenn man sich an die EA hält oder eben auch begründet nicht hält.

Unsere lieben Liturgiker, die sich so redlich um eine „Erneuerte Agende“ (nicht etwa eine „neue“, darauf legen sie großen Wert) bemüht haben, mag das grämen oder sie mögen es gar

diesem ‚Jahrhundertunternehmen‘ (auch wenn es nur 20 Jahre lang dauerte) in dem Aufsatz: „Strukturen gefunden – Profil verloren“, ZGP 4/92, 16ff.

³⁰ Vgl. dazu Fr. Schulz mit einem verräterisch schönen Zitat: „Die Bezeichnung EA (lies: Erneuerte Agende) weist darauf hin, dass für dieses Gottesdienstbuch eine Verbindung von Kontinuität und Innovation angestrebt wird. Die bestehende spannungsreiche Polarität darf nicht aufgelöst werden. Geordnete Vielfalt – schmiegsame Ordnung – Form ohne Uniform - ... Anwendung der Möglichkeiten des Strukturpapiers und Zähmung des unangemessenen Wildwuchses...“ in: Für den Gottesdienst, 30/1088, 33ff.

wieder besseres Wissen bestreiten. Aber so war es halt, ist es halt. Zur Liturgie des Gottesdienstes hatte ich in den allermeisten Fällen kaum etwas zu sagen, die Begriff „stinknormal“ taucht immer wieder auf. Ich hatte nichts zu sagen, nicht nur deshalb, weil ich als ausgewiesener Nicht-Liturgiker nichts zu sagen habe, sondern weil es einfach nichts zu sagen gab, außer: „So wie üblich, ganz normal, stinknormal“. Das ist ernüchternd, wenn man sich als liturgischer Feinschmecker versteht. Das so vielgefächerte, wirklich phantasiereiche und kreative Gottesdienstbuch, wird nicht benutzt, es wird auf eine Einheitsliturgie –immer noch sanft und locker, wenn auch nicht mehr gesetzlich verkrampt an die alte Agenda I angelehnt- hin minimiert. Ernüchternd?

Man kann es auch loben. Denn der evangelische Gottesdienst lebt nicht von der Liturgie, sondern von der Predigt. Denn sogar die freien liturgischen Elemente sind von der Predigt her bestimmt, nach vorn und hinein auf sie zugeschnitten. Man kann das natürlich auch beklagen. „Der verkopfte Wort-Gottesdienst“ „Die monologische Einbahnkommunikation“ und wie die schönen Beschimpfungen alle heißen. Man kann aber auch sagen: Bei alledem, bei aller fehlenden Vollmacht in der Predigt, es zeigt sich dennoch: Die Predigt ist unverdrossen und unangefochten der Mittelpunkt evangelischen Gottesdienstes. Man mag über die Predigt klagen wie man will, sie ist und bleibt das Zentrum, ja sie fällt mit Gelingen und Misslingen des Gottesdienstes überein. Und wenn die von mir diagnostizierten 99% der Gemeindeglieder den Gottesdienst meiden, sie meiden sie eben die Predigt. Und wenn in besonderen –vor allem evangelikal angehauchten- Gottesdiensten die Menschen in die Kirche strömen (von den Gottesdiensten einer charismatischen Bischöfin noch einmal ganz abgesehen), so strömen sie eben vor allem auch wegen der Predigt. So ist es und gut ist es so.

Das mag auch heute noch in der katholischen Kirche anders sein. In der homiletischen Theoriebildung hat die katholische Pastoraltheologie groß ‚aufgeholt‘, die kreativsten homiletischen Werke finden wir heute in katholischen Kreisen³¹ und die neugierige Suche nach neuen Predigtformen ist dort besonders lebendig. Und dennoch: Auf der letzten Tagung mit den katholischen Kollegen über das Thema „Das Proprium der evangelischen und katholischen Predigt im Rahmen des Gottesdienstes“ war für mich eine auf den ersten Blick fast nebensächliche Besonderheit auffällig und bekam für mich exemplarische Bedeutung. Alle evangelischen Homiletiker (und auch Liturgiker) sprachen wie selbstverständlich davon, dass man zur Predigt „natürlich auf die Kanzel geht/steigt, was denn sonst.“ Die Kanzel ist der herausgehobene Ort der Predigt. Und in evangelischen homiletischen Seminaren wird auch nicht kontrovers darüber diskutiert, im Gegenteil: meine Studenten und Vikare wollten auch bei kleinen Andachten nicht frei vom Altarraum aus sprechen, sondern „auf die Kanzel steigen“ (in St. Katharinen/Hamburg recht hoch). --- Die Katholiken sprachen jedoch wie selbstverständlich davon, dass die Predigt natürlich vom „Ambo“ (also vom niedrigen, der Gemeinde ganz nahen Lesepult) aus gehalten wird. „Auf die Kanzel gehe ich nur echt ungern, dann bin ich der Gemeinde so fern, stehe über ihr und meine Predigt würde nur unangemessen erhöht werden“ sagte ein freundlicher und sehr reflektierter katholischer Kollege. Hier zeigt sich in der Praxis, im konkreten Vollzug des Gottesdienstes –nur an einer Nebensächlichkeit? eben nicht! - die Einschätzung der Bedeutung der Predigt im Gottesdienst. Denn natürlich gehört von einem guten Protestanten die Predigt –wie gut oder schlecht sie auch sei- auf die Kanzel, wohin denn sonst. Und wenn es im Gottesdienstraum einen ‚heiligen Ort‘ gäbe –nach protestantischen Verständnis gibt es das nicht, denn nur Gott ist heilig, wir partizipieren allenfalls durch ‚sakrale Orte‘ daran- dann wäre es die Kanzel. In katholischen Ohren klingt das auch heute noch fast blasphemisch.

In der Hannoverschen Zeitung habe ich bei den allwöchentlichen Gottesdiensthinweisen bei den evangelischen (lutherisch und reformiert) Gottesdiensten immer die Angabe des/der Prediger/in gefunden, bei den katholischen Gottesdiensten lediglich den Hinweis auf den Zeitpunkt der Hl. Messe selbst (mit dem Sprachungetüm VOM = Vorabendmesse). Auch das ist ein Indiz für meine 50-malige Gottesdiensterfahrung: Die Predigt steht im Mittelpunkt - Die Liturgie ist nur freundliches Beiwerk, im Grunde zu vernachlässigen.

³¹ Zeichen dafür ist die verdienstvolle Arbeit der „Arbeitsgemeinschaft für Homiletik“, die aus der „katholischen Arbeitsgemeinschaft“ (initiiert vor 25 Jahren von P. Düsterfeld, P. Kamphaus. und R. Zeffass) erwachsen ist und die jetzt die „evangelischen Gäste“ als „Vollmitglieder“ aufgenommen hat.

c Ältere und jüngere Prediger

Auf den ersten Blick gab es da kaum Unterschiede. Beide können engagiert und fähig, vollmächtig und ohnmächtig predigen. Natürlich, wie sollte es auch anders sein. Denn „vollmächtig“ zu predigen ist keine Frage des Alters, sondern der pastoralen Integrität, auch dann, wenn tendenziell ältere, also erfahrenere Pastoren mehr Chancen hatten, auf dem Weg zu einer „pastoralen Identität“ sich selbst zu erfahren, zu üben und zu lernen. Denn „Vollmacht“ fällt nicht vom Himmel, sie hat mit spirituellem Wachsen und spiritueller Arbeit an sich selbst zu tun. Wer dies tut – in Gebet, in täglicher Schriftlesung, in vorbehaltloser geistlicher Selbstwahrnehmung- der kommt weiter. „Mit Vollmacht“ zu predigen, das kann in „geistlichen Übungen“ man lernen. Und hier ist tendenziell der Ältere dem Jüngeren gegenüber bevorteilt – nicht durch sein Verdienst, sondern –sola gratia kann man fast sagen- durch sein Alter.

Dennoch habe ich in den von mir besuchten Gottesdiensten den groben Eindruck gewonnen:

→ Ältere Pastoren (und Pastorinnen) nehmen die Predigt ernster als jüngere. Sie mühen sich ab, sie quälen sich ab, versuchen ihr Bestes zu geben, haben noch eine ordentliche Exegese gemacht, haben sich durchaus gut vorbereitet, sie schwätzen nicht, sondern bemühen sich. Der vorgegebene Predigttext ist ihnen etwas wert und sie wissen noch von Ferne, dass Predigt etwas damit zu tun hat, „das Wort Gottes zur Sprache zu bringen“. Schwer ist das und manchmal auch schwerfällig, schwermütig.

→ Jüngere Pastoren (und Pastorinnen) neigen dazu, die Predigt als ein zufälliges event des Tages zu halten. Ein Stück Beliebigkeit schleicht sich ein. Man kann's so machen, aber auch ganz anders, man kann hin und her probieren, ein bisschen Musik, ein bisschen narratives Geplänkel dazwischen, man hätte ja auch einen anderen Text nehmen können, oder gar keinen Text, die 10-15 Minuten gehen schon vorbei – und allzu viel wird durch meine Predigt doch nicht bewegt. Leicht und locker, recht freundlich, aber eben auch beliebig, austauschbar, im Grunde dann doch vergeblich. --- Nicht bei allen hatte ich diesen Eindruck, aber doch weithin.

→ Bei älteren Pastoren war für mich jedoch auch eine geflissentliche resignative Tendenz beim Predigen nicht zu überhören. „Der alte Schwung ist hin“. So oft wurde schon vergeblich gepredigt, die Kirche ist nicht voller geworden, es sind halt nur die 1% ganz Treuen, was kann ich noch bewegen? Ich bewege wohl nichts mehr. Ich predige zwar redlich Sonntag für Sonntag, aber was trägt's aus? „Und wenn ich weiter geschlafen hätt...“ Ich darf aber nicht schlafen, sondern habe meine (nicht einmal heilige) Pflicht zu tun. Also wieder rauf auf die Kanzel und wieder einmal –ich weiß es ja schon- vergeblich predigen. Tretmühle Predigt. Welcher Text ist heute dran? Ach ja, schon 5x darüber gepredigt, lohnt nicht, die alten Jugendpredigten anzusehen, habe sie ja auch nicht mehr, sind schon längst im Müll, war wohl auch nichts damals, war schon damals alles eitel. Aber ich muss nun ran und predige auf meine Berufsende hin, treu und redlich. Mit Vollmacht? Ach, dies doch nicht,. Wer kommt denn auf so verrückte Gedanken? --- Und so nimmt der Gottesdienst und die Predigt ihren gewohnten Lauf, umhüllt von einem schwermütig-depressiven Grauschleier.

→ Jüngere Prediger predigen überraschend. Man weiß nie genau, was kommt. Es kann auch ganz anders kommen. Irgendein origineller, noch nicht gehörter Gedanke schleicht sich oft ein. Die Routine fehlt ja noch. Sie versprechen sich, nicht nur phonetisch, sondern auch inhaltlich, geben das zu, korrigieren sich, nehmen sich zurück, sind auf der Suche, manchmal auch verlegen, sind nicht so bombastisch selbstsicher, geben das auch zu, reden offen und verletzbar von sich –haben es endlich kapiert, was es heißt: persönlich predigen³² -, sind

³² Ich weise noch einmal auf den mir ganz wesentlichen Unterscheid zwischen „persönlich“ und „privat“ predigen hin. Vgl. dazu A.Denecke, persönlich predigen, Gütersloh 1979, 47ff... und kurzgefasst, dabei die

erfrischend unkonventionell, trauen sich auch häretische Gedanken zu äußern, nehmen ihre Predigt nicht zu tierisch ernst, können über sich lachen, können andere mit ihrem leichten Lachen anstecken. --- Können! Tun es beileibe nicht immer! Vielleicht sind sie aber damit durchaus auf dem Wege –wenn Sie lernen, ihre Predigt ernster zu nehmen als bisher- einst „vollmächtig zu predigen“. Vielleicht!

d. Frauen und Männer auf der Kanzel

Da hab ich keine Unterschiede feststellen können. Dass Frauen “persönlicher“ und Männer „sachbezogener“ predigen, dass Frauen „gefühlbetonter“ und Männer „distanzierter“ predigen, dass Frauen „konkreter“ und Männer „abstrakter“ predigen –und wie all die schönen und beliebten Vorurteil-Zuschreibungen lauten³³ - halte ich für eine Mär. Ich habe vor Jahren schon die Vermutung geäußert³⁴, dass zwischen Männer- und Frauenpredigten keine eklatanten Unterschiede bestehen, dass das Generativ des „Mensch-Seins“, resp. Christ-Seins, Verkündiger/in-Seins“ für die Predigt wichtiger ist als das geschlechtsspezifische Frau- und Mann-Sein. Wer „mit Vollmacht“ predigt, predigt mir Vollmacht, egal ob Mann und Frau. Wer träge und lustlos predigt, predigt träge und lustlos, egal ob Mann und Frau. Wer dem Erfolg von Predigt³⁵ nichts zutraut, der traut ihm nichts zu, egal ob Frau oder Mann.

Allerdings muss ich ehrlicherweise anfügen, wenn ich alle 50 Gottesdienste noch einmal durchgehe: ich habe bei den Frauen, die ich gehört habe –es waren natürlich(?) eindeutig weniger als Männer- eher Predigende erlebt, die in einer „geistlichen Identität und Integrität“ auf dem Wege machen, vollmächtig zu predigen. Das mag bei der kleinen Auswahl der Gottesdienste noch zufällig sein und also in keiner Weise repräsentativ, aber es ist doch ein Indiz. - Vielleicht liegt es ja daran –nur eine vage Vermutung- dass das Predigtgeschäft für Frauen insgesamt noch neuer, unbekannter und unverbraucher, also insgesamt weniger zur Routine geworden ist als für Männer. Vielleicht!

Insgesamt jedoch hat zu gelten: In der Predigt zeigt sich mehr und stärker³⁶ die spezifische Persönlichkeit des Predigenden, als dass ich mich als Mann oder Frau dabei zu erkennen gäbe. Das spezifische „Mensch-Sein“ ist prägender als die realen Unterschiede im „Mann-Sein“ und „Frau-Sein“ der Predigenden.

f. Profil - Kenntlichkeit - Unverwechselbarkeit unserer Gottesdienste/Predigten

Die Gottesdienste und Predigten, die ein erkennbares eigenes Profil hatten, das man (vgl. meine Besuche in evangelikalen Gottesdiensten) gar nicht teilen muss, die darin kenntlich waren und unverwechselbar, die zogen auch wie selbst die Menschen an. Das gilt von ganz normal volksskirchlichen Gottesdiensten (vgl. Himmelfahrts-Gottesdienst Nr.30; vgl. ökumenischer Rathaus-Gottesdienst Nr.32) wie natürlich auch vor allem für die schon mehrmals zitierten im besten Sinn charismatischen Gottesdienste/Predigten. Und auch hier

neuere Diskussion aufgreifend: A.Denecke, Persönlich predigen. Wenn die Predigt endlich zu sich selbst kommt, in: Pohl-Patalong / Muchlinsky (Hg), Predigen im Plural, Hamburg 2001, 195ff.

³³ Vgl. dazu die einschlägige Literatur, zitiert bei A. Denecke, Predigen im Plural..., aaO., 202, Anm. 15

³⁴ A. Denecke, aaO. 202

³⁵ Hier ist auf die Unterscheidung zwischen „Erfolg“ und „Gelingen“ von Predigten zu achten. Vgl. dazu H.W. Dannowski, Kompendium der Predigtlehre, Gütersloh 1990, 113ff. Das handwerkliche „Gelingen“ der Predigt ist methodisch einübbar, der „Erfolg“ der Predigt hängt von der zwar auch einübbareren, aber nicht handwerklich-methodischen Planbarkeit der „spirituellen Integrität“ des Predigenden ab.

³⁶ K.Barth: „Das Persönlichste und Umfassendste“ wird in der Predigt gesagt. Vgl. dazu A. Denecke, Gottes Wort als Menschenwort, aaO. 169ff.

war es wieder unvermeidlich die Persönlichkeit des Predigenden, die diesen Charakter bestimmten:

→ Profil: Unsere Gottesdienste und Predigten gelingen dann, wenn sie ein erkennbares Profil haben. Kantige Typen mit scharfen Ecken und Kanten (es können durchaus auch empathische und einfühlsame, sanfte und leise Seelsorge-Prediger sein) prägen einen Gottesdienst und eine Predigt und machen sie unverwechselbar. Der Mann/die Frau hat wirklich etwas zu sagen, man kann sich an ihr/ihm ärgern, aber er/sie zeigt sein/ihr Gesicht, ihr Profil, verdeckt es nicht, verbirgt es nicht hinter einem Schleier. Er/sie zeigt sich, mit seinem/ihren Glauben und Zweifeln, Fragen und partiellen Antworten. Er/sie hat eine Position und verhehlt sie nicht. Das ist gefragt, das wird gehört. Also durchaus Schwarzbrot und nicht nur weiche Milchbrötchen, die man nicht einmal kauen kann.

→ Kenntlichkeit: das Profil, das ich offen zeige, macht mich kenntlich. Ich bin erkennbar, man tappt nicht mehr im Dunkeln. Wie meint er es? Meint er es wirklich? Ja, er meint es, er meint es so, man kann sich daran reiben, man kann dem auch (partiell) zustimmen, man kann im Gegenüber und Miteinander die eigenen Position schärfen. Es lohnt sich, den Prediger zu hören, denn er hat eine Position, steht auch dahinter, drängt sie mir nicht auf (hier gibt es Unterscheide zu den lieben evangelikalen so engagierten und von sich selbst überzeugten Predigern), lässt mich aber durch die klare Erkennbarkeit seiner Position an der Kenntlichkeit und auch am Profil meiner eignen Position arbeiten.

Erkennbar müssen/sollen/dürfen die Prediger sein im Gottesdienst – nicht nur an ihrem Talar oder gar an der schönen Frisur (bei Frauen und Männern!), sondern an ihrer theologischen Position, für die sie grade stehen, aufrecht und gerade. Kein „Vielleicht“, vielleicht eben auch nicht, dann wohl ja, aber eben auch anders, sondern „So ist es“ – für mich! (nicht etwa: „so ist es“ an und für sich und immer und ewig!)

→ Unverwechselbarkeit: Ein einmaliger Mensch steht auf der Kanzel, einmalig und unverwechselbar. Mein Glaube ist nicht dein Glaube, aber mein Glaube ist auch nicht grundsätzlich unterscheiden von deinem Glauben. Es gibt da Schnittmengen. Ich erzähle dir von meinem Glauben, so offen und direkt und persönlich und eben unverwechselbar, wie es geht. Und du hast daran deinen eignen Glauben, deinen höchst persönlichen und nur dir eigenen Glauben, zu erkennen, zu schärfen, immer wider neu zu formen. Wir sind unverwechselbare, unaustauschbare Menschen und das hat sich auf der Kanzel zu zeigen. Wir tragen zwar alle (fast) den gleichen Talar, unsere Einheitsuniform, damit wir nicht auf die äußere Kleiderordnung hin festgelegt werden (besonders Frauen empfinden das als entlastend); aber wir sind einmalige Menschen mit einem einmaligen Glauben, der es wert ist, anderen mitgeteilt zu werden. Wer „vollmächtig“ predigt, steht zu seiner unaustauschbaren Einmaligkeit. Keiner ist so wie ich. Das ist nicht mein Verdienst, sondern ein unverdientes Geschenk Gottes, das mich nur bescheiden werden lässt. Und wenn ich mich zeige, so einmalig wie ich bin, so zeige ich Gottes Handeln an mir, seine gnädige Zuwendung zu mir.

Die Gottesdienste, die ich besuchte, wo der/die Predigerin ihr/sein Profil zeigte, wo er/sie sich klar zu erkennen gab in ihrem/seinen unverwechselbaren Glauben (und Leben und Handeln und Fühlen und Denken und Lieben und Loben und...), die zogen wie automatisch fast selbstvergessen die Menschen an, deren Kirchen füllten sich – von Gläubigen, Halbgläubigen, Fast-nicht-mehr-Gläubigen, Noch-Nicht-wieder-neu-Gläubigen, ungläubig Stauenden – und die Predigt und der Gottesdienst und das äußerlich arme, aber doch so reiche Wort Gottes unter uns nahm seinen Lauf, wie von selbst, automatisch, vollmächtig.

f. . Vollmächtige Predigt und die Person des Predigers allein ?

Beim Niederschreiben meiner Beobachtungen merke ich, dass ich natürlich in Gefahr bin, meinem Lieblingsthema, ja meinem homiletischen Lebensthema „persönlich predigen“ aufzu-

sitzen, alles darauf hin zu fokussieren. Immerhin hab ich ja auch Gottesdienste besucht, deren Profil und Kenntlichkeit durchaus nicht durch eine vollmächtige Predigt / einen vollmächtigen Prediger gekennzeichnet waren, denke ich z.B. an das „Morgengebet von Jugendlichen ohne Pastor: übervoll“ (Nr.6), an den „open-air-Gottesdienst zu Himmelfahrt mit ganz mittelmäßiger Predigt: übervoll“ (Nr.30), an den Gottesdienst am „Ostermontag mit Mozartmesse: übervoll“ (Nr.27), auch an den „ökumenischen Rathausgottesdienst.: übervoll“ (N.32). In allen Gottesdienstes spielten die Predigten nur eine marginale Rolle und waren auch eher recht durchschnittlich, sieht man mal von der Predigt zur Mozart-Messe ab, aber auch da war der Gottesdienst nicht getragen von der Predigt. Was diese Gottesdienste verband, die Besucher nicht nur strömen ließ, sondern auch eine hohe Akzeptanz hervorrief, das war das „event“ Gottesdienst, einfallsreich, kreativ, eben ‚anders als gewohnt‘ gestaltet. Die Liturgie war eher „handgestrickt“, auch ohne Anlehnung an die „Erneuerte Agenda“ ganz vom konkreten Anlass her bestimmt. Der Gottesdienst war eine jeweils gelungene Gesamtkomposition (das anspruchsvolle Wort „Gesamtkunstwerk“ vermeide ich bewusst), die Predigt ordnete sich in den Gottesdienst ein und unter.

Also die vollmächtige Predigt macht es nicht allein. Profil und Kenntlichkeit erhält der gesamte Gottesdienst auch durch eine einfallsreiche und –darf ich es so sagen?- darin auch vollmächtige Dramaturgie des Ereignisses Gottesdienst. Auch hier gilt: Nicht mehr oder weniger lustlos als Routineveranstaltung – „es dauert und dauert. Mich dauert die Zeit...“- auf mittleren Niveau abgerollt, sondern mit Lust und Freude und Einfallsreichtum, ja mit Vollmacht für gerade diesen Sonntag und diesen Gottesdienst zusammengestellt. Ein besonderes Ereignis, ja ein ‚event‘, so wie „wenn der Zirkus kommt“³⁷. Der Zirkus kommt zwar nicht immer, nicht alle Sonntage wieder, aber wenn er kommt, dann verdient er es, dass man sich besonders darauf vorbereitet, sich darauf freut und hohe Erwartungen hat. Die Akteure geben ihr Bestes.

Die „vollmächtige persönliche Predigt“ tut’s also allein noch nicht, der „vollmächtige und darin auch sehr persönlich verantwortete Gottesdienst“ gehört ergänzend, vielleicht gar vertiefend durchaus dazu. Beides ist möglich und nötig. Bloß in Routine erstarren darf es nicht, nur lustlos und einfallslos präsentiert darf es nicht werden. Und wenn dann auch noch vollmächtiger Gottesdienst und vollmächtige Predigt zusammenkommen (wie ansatzweise bei dem Gottesdienst mit der Mozart-Messe), dann kann man zurecht von einem wirklich gelungenen Gottesdienst sprechen, ohne das hehre Wort „Gesamtkunstwerk“ bemühen zu müssen.

g. Der Predigt-Einfall – Kleine Häresien in der Predigt

Eine letzte Beobachtung: Stets dann habe ich bei den Predigten und bei der Gottesdienstgestaltung aufgemerkt, wenn die Routine des Gewöhnlichen und nur allzu Vertrauten durchbrochen wurde. Das hat ja im Besonderen auch für die gerade erwähnten Gottesdienste zu gelten. Die Liturgie war ungewöhnlich, sprengte gar die vielfältigen Form-Elemente der Erneuernten Agenda. Der Hörer/Besucher horcht auf. „Das ist anders. Die haben sich dabei etwas gedacht (obwohl das eigentlich immer so sein soll, man hat aber nicht immer den Eindruck, dass es geschieht). Die hatten einen besonderen Einfall und haben ihn konsequent umgesetzt.“ Das lässt aufhorchen, aufmerken. Wie der Einfall zustande kam, ist nicht direkt erkennbar. Ob es wieder ein kreativ Einzelner war oder gegenseitige Animation in einem Gruppenprozess, bleibt offen. Müssen wir auch nicht wissen. Wir sehen nur das Ergebnis, was diese besonderen Gottesdienste anbetrifft. Das reicht aus.

³⁷ Vgl. oben S. 82

Bei der Predigt ist es jedoch etwas anders. Die wird in der Regel von Einzelnen gemacht. Und da ist es neben der Person des Predigers der ungewöhnliche Predigteinfall, der den Hörer in den Bann zieht. „So habe ich es noch nicht gehört. Dass man den Text/das Thema auch so sehen kann...“ Von mir selbst weiß ich, wenn ich mir erlaube, einen Text/ein Thema erst einmal versuchsweise „gegen den Strich zu bürsten“, kommen oft überraschende neue Erkenntnisse heraus. Der Einfall für eine Predigt wird dann zum Ein-Fall, manchmal fällt mir gar gegen meine bewusste Absicht etwas ein, wie ein Fremdes, das über mich kommt, es fällt in mich hinein und zieht in mich ein. Predigt-Einfall! Das können dann durchaus auch kleine Häresien sein, die ich mir erlaube versuchsweise nicht nur zu denken, sondern auch auszusprechen und sie damit anderen zuzumuten. - „Dazu fällt mir nichts mehr ein“ ist dann beinahe schon der selbst-entlarvende Offenbarungseid eines Predigers.

Betrachte ich am Ende die Predigten, die ich hörte und die Gottesdienste, die ich besuchte, insgesamt, so wünschte ich mir schon mehr Mut und eben auch mehr Einfallsreichtum zu kleinen und mittleren Häresien in Wortwahl und Gestaltungsvielfalt. Das „Lang-Weilende“ vieler Predigten –vor allem in der festlosen Trinitatis-Zeit- entstand auch oft dadurch, dass alles so richtig und korrekt, todrichtig und überkorrekt und immer schon da gewesen und stets schon so gehört und nur allzu vertraut war. Kenn ich schon, weiß ich schon. Nichts Neues unter der Sonne, nichts neues auf der Kanzel! Ach ja, ich weiß schon.

Unsere gemeinen Gottesdienste in der Norddeutschen Tiefebene –und nicht nur da- werden eher an orthodoxer Korrektheit als an heterodoxer Häresie scheitern. Also: Mehr Mut zu häretischen Predigteinfällen, häretischen Gottesdienstdramaturgien. Auch das hat etwas mit der „vollmächtigen“ persönlich verantworteten Predigt und Liturgie zu tun

IV. „Und wenn ich weiter geschlafen hätt...“

Theodor Fontanes leicht resignativ-melancholisches Gedicht brachte mich auf den Sprung und wurde zum ‚cantus firmus‘ meiner Gottesdienstbesuche.

Vom Fenster auf ein Kissen gelehnt, betrachtet er das bunte Treiben am Sonntagmorgen in seiner Kleinstadt. Ein paar mit Blumen geschmückte schmucke Mädchen tänzeln vorüber – die jungen, frischen Jung-Männer stolzieren geckenhaft daher und schauen den Mädchen staunend und raunend nach – der gestrenge Familienvater führt seine Familie vor – die kleinen Jungen tollen mit einem Reifen umher – die kleinen Mädchen werfen sich den Ball zu – alles schön und gut und adrett...

„Doch wenn ich weiter geschlafen hätt
Und tät von alledem nichts wissen.
Würd mir was fehlen?
Würd ich's vermissen?“

Hab ich etwas vermisst? Oder sollte ich mich doch lieber an das „Gegen-Gedicht“ von Theodor Fontane halten, dass auch allerlei Alltäglichkeiten beschreibt, dann aber immer mit dem Kehrvers endet: „Ja – das möchte ich noch erleben!“ ? Das stimmt sicher auch, natürlich, deshalb bin ich ja tapfer Sonntag für Sonntag von Ort zu Ort gezogen „um was (Neues) zu erleben“.

Und manchmal hatte ich dabei von den Predigern/innen auf der Kanzel den Eindruck, ein weiteres auch leicht resignativ-melancholisches Sinngedicht von Th. Fontane ist genau auf die Situation des all-sonntäglichen Predigers (obwohl nicht für diesen Adressaten gedichtet) geschrieben:

„300 mal hab ich gedacht
 Heute hast du's gut gemacht ((erg. beim predigen))
 300 mal durchfuhr mich ein Hoffen
 Heute hast du in's Schwarze getroffen
 Und 300 mal vernahm ich den Schrei
 (des lieben Hörers) „Es ging wieder vorbei“
 Schmerzlich war es mir 300 mal
 Heute ist's mir egal“

So oft, 300 mal habe ich als Hörer nicht die neugierige Probe aufs ernüchternde Exempel gemacht, obwohl ich manchmal auch nach meinen 50 Besuchen schon den Eindruck hatte, so ganz falsch liegt der märkische Hofpoet damit nicht, versetz ich mich in die Rolle dessen, der jahrein-jahraus oben auf der Kanzel steht. „Heute ist's mir egal“ oder „Ja, ich möchte noch was erleben“ oder eben auch, „Ach, wenn ich weiter geschlafen hätt...“?

Und so bleibt am Ende die Eingangsfrage: Habe ich also etwas vermisst an den 50 Sonntagmorgen, an denen ich brav von Kirche zu Kirche gezogen bin, am Anfang recht lustvoll und ganz freiwillig, am Ende immer mehr zur doch recht sauren Sonntagspflicht werdend?

Natürlich tät ich was vermissen, es wäre ja schlimm, wenn es anders wäre. Es wären 50 vergebliche Sonntagmorgenübungen gewesen. Das kann doch nicht sein, das darf doch nicht sein. Denn natürlich hab ich manchmal rein gar nichts vermisst, hätte mir den Gottesdienst – was den spirituellen ‚Gewinn‘ anbetrifft- schenken können. Es waren schon traurige Gottesdienste dabei, von denen ich jetzt rein gar nichts mehr –wenn ich die Protokolle noch einmal nachlese- in Erinnerung habe. Geistlicher Gewinn? Muss es den aber immer geben? Ist das nicht eine viel zu hohe Erwartung? Doch andererseits. Muss man nicht diese hohe Erwartung haben, soll nicht jeder Gottesdienst (inklusive und vor allem durch die Predigt) ein geistlicher Gewinn sein? Liegt es an mir, weil ich mich als professioneller homiletischer ‚Experte‘ zu sehr innerlich abgeschottet habe? Weil halt doch meine Erwartungen zu hoch waren?

Viele Fragen für mich am Ende. Auf jeden Fall hat mir der 50-malige Kirchgang eine kontinuierliche geistig-geistliche Sonntagmorgen-Freübung eingebracht. Ich habe mich gefreut und geärgert, ich war beschäftigt, habe nicht nur nichtsnutz aus dem Fenster geschaut, sondern bin unter die dahin streuenden Leute –schmucke Mädchen, stolze Knaben- gegangen. Oder habe ich etwa doch nur nichtsnutz, leicht spöttlich-melancholisch, aus dem Fenster geschaut und mir das Treiben da unten angesehen, mit doch ganz wenig eigenem Engagement? Ich bin mir da nicht ganz sicher.

Eins aber scheint mir sicher zu sein: das ganz normale –manchmal sogar bunte- Treiben des Sonntagmorgengottesdienstes geht weiter, geht einfach weiter, ob ich nun weiter schlafe und vor alledem nichts weiß oder nicht. Und es ist auch gar nicht so wichtig, ob ich was vermisste oder nicht. Der Gottesdienst in unseren evangelischen landeskirchlichen hannoverschen Tiefebenen (und auch anderswo) wird weiterleben – mit oder ohne meine sanft ironischen und manchmal auch engagiert bekennerschaften Anmerkungen – mit oder ohne den Programmen „weniger predigen“ (damit es nicht zum Überdross der Inflation der Worte kommt) und „vollmächtiger predigen“ (indem wir uns mutig und selbstbewusst in die Tradition Jesu

stellen). --- Eine Momentsaufnahme des gemeinlutherischen Gottesdienstes habe ich in dem einen Jahr präsentiert, mehr nicht. Seit 2000 Jahren wird gepredigt, redlich und treu, schlecht und recht, mit Vollmacht und Ohnmacht, so gut man es gelernt hast und im Laufe seines Predigerlebens eingeübt hat. 2000 Jahre! Was ist dagegen schon das eine Jahr, das Jahr 2004, das ich wahrgenommen habe? Ein winzig kleiner Ausschnitt, eine zeitlich und räumlich zufällige Momentsaufnahme, im großen weltweiten Getriebe unseres Predigens und Gottesdienstzelebrierens kaum wahrzunehmen, zu vernachlässigen, „kannst du vergessen“.

Also doch am besten weiterschlafen und von alledem nichts wissen? weil es ja doch nichts austrägt? Weil es so ganz und gar subjektiv, so eingestanden bekennerhaft persönlich ist? Weil ihm jede verobjektivierende Übertragbarkeit mangelt?

NEIN – sage ich zum letzten Mal ganz entschieden. Wir bekommen das ‚große Ganze‘ und das ‚verbindend Objektive‘ nicht anders als in der kleinen Münze der ganz persönlichen – darin hoffentlich ganz echten und wahrhaftigen- Wahrnehmungen, über die wir uns austauschen, du hast deine Wahrnehmungen, ich habe meine Wahrnehmungen – und darüber tauschen wir uns aus, fair und offen , und auf gleicher Augenhöhe. Ich achte deine ganz anderen Erfahrungen, Wahrnehmungen, Einschätzungen, Wertschätzungen. Und du achtest die meinen. Und wir lernen gegenseitig voneinander, so verschieden und so ähnlich wie wir am Ende auch sind.

Also, es wäre schlimm gewesen, ich hätte an all den Sonntagen weiter geschlafen. Nicht nur dass ich den lieben Sonntag verschlafen hätt, ich hätte auch das verschlafen, was 2000 Jahre lang Sonntag für Sonntag –ich rechne nach: also 106.000 Sonntage lang- die christliche Gemeinde zusammenhält - mit all den punktuell vollmächtigen Predigten da und hier und trotz all der vergeblich-geistlich armen Predigen, vielleicht sogar wegen dieser Predigten: der all-sonntägliche Gottesdienst, alle Sonntage, alle Jahre, alle Jahrhunderte wieder, unaufhörlich und kontinuierlich. Es ist Verlass darauf, dass er stattfindet, ob ich nun weiterschlafe oder nicht.

Und –um es ganz leise zu sagen- unsere schönen Predigttheorien mögen gut und klug sein, (natürlich auch meine des mit Verve propagierten „persönlich predigen“), der Gottesdienst in unseren niederen Landen nimmt weiter seinen Lauf. Wir werden unsere Kirche nie ganz leer predigen können, auch durch noch so ohnmächtige Predigten nicht. Das schaffen wir einfach nicht! So mächtig sind wir nicht! Warum? Weil am Ende –am Ende!- der Gottesdienst und die Predigt nicht unsere Sache ist, nicht unser Werk ist, nicht unser Verdienst oder Unverdienst ist, sondern Gottes Sache, weil ER selbst sich da –mit unseren Treiben, trotz unserem Treiben- zur Sprache bringt, ER selbst, er allein. Seit 2000 Jahren schon. Wir Liturgen und Prediger haben daran nichts ändern könne, wir haben das nicht verhindern können. Das ist am Ende tröstlich, ja mehr als das. Es ist die einzige Gewissheit, die uns immer neu den Mut aufbringen lässt, auf die Kanzel zu treten, vor den Altar zu treten, immer wieder neu, Sonntag für Sonntag, den unser lieber Herr werden lässt, vollmächtig wie uns zugesagt ist, ohnmächtig wie wir in Wahrheit sind.

„Und wenn ich weiter geschlafen hätt und tät von alledem nichts wissen?“ – Natürlich, ob ich’s mir eingestehe oder nicht, ob’s mir bewusst ist oder nicht, „mir würd was fehlen, ich tät was vermissen“. Ich tät im Grunde alles vermissen. Und vor allem: Nach dem Komma geht’s noch weiter!

(vorläufig abgeschlossen: 08.01.2005 – ergänzt 1./2.03.2005)

